

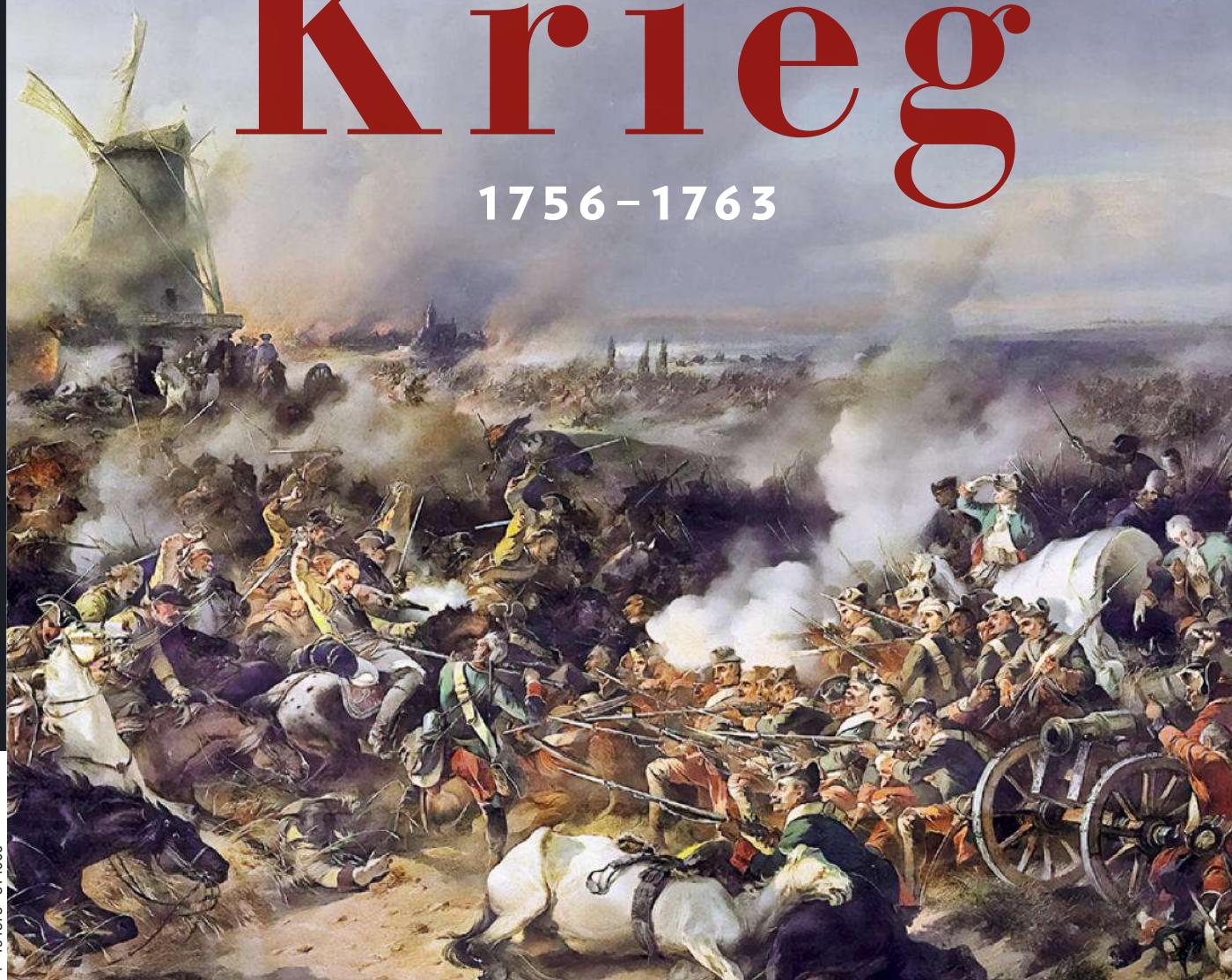
Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 128

Der Siebenjährige Krieg

1756–1763



Deutschland € 14,00 · Schweiz 22,00 sfr · Österreich € 15,50
Belgien € 16,50 · Dänemark dkr 170,- · Italien € 18,60

Ein WELTKRIEG im 18. Jahrhundert

ISBN 978-3-652-01508-0 00128
4 194875 1514000

ARTENSCHUTZ MIT ANDEREN AUGEN SEHEN



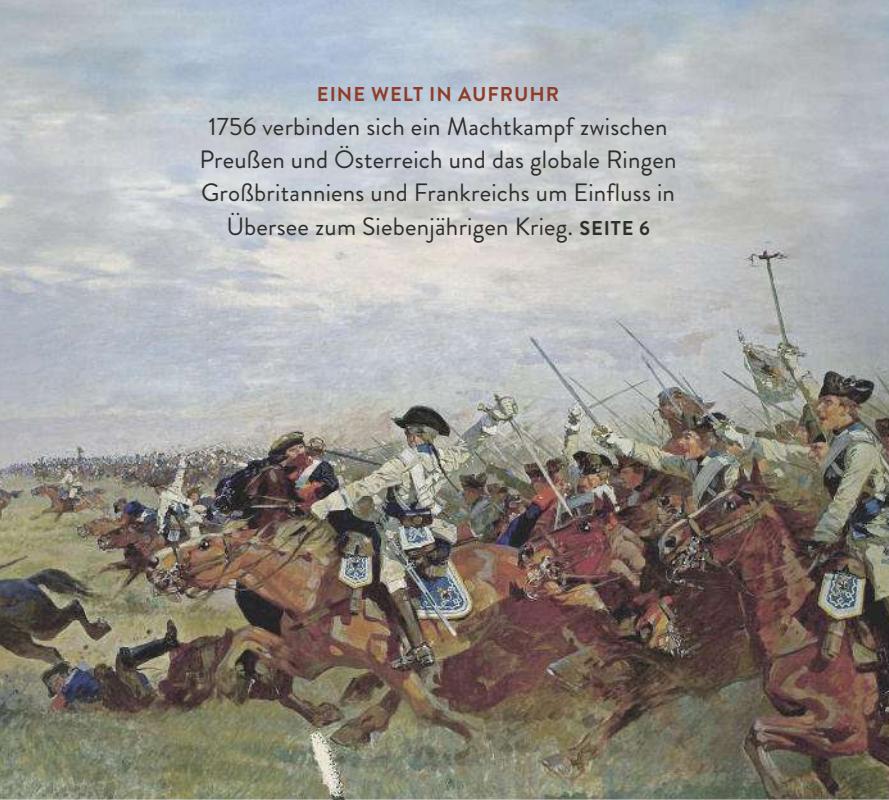
Uns und unsere Welt immer wieder neu entdecken, Zusammenhänge verstehen, Perspektiven wechseln und neugierig bleiben. Das ist GEO.

Warum Freitaucher im Mittelmeer Feuerfische jagen, lesen Sie auf geo.de/entdecken.



EINE WELT IN AUFRUHR

1756 verbinden sich ein Machtkampf zwischen Preußen und Österreich und das globale Ringen Großbritanniens und Frankreichs um Einfluss in Übersee zum Siebenjährigen Krieg. **SEITE 6**



ANGRIFF

Um sein Reich zur Großmacht zu formen, fordert der Preußenkönig Friedrich II. 1756 halb Europa heraus.

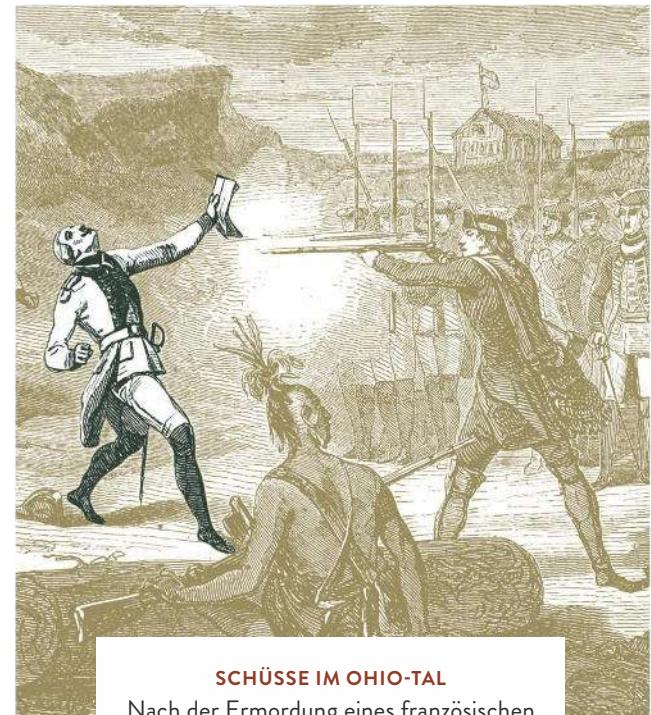
SEITE 40



WEHRHAFTES TRIO

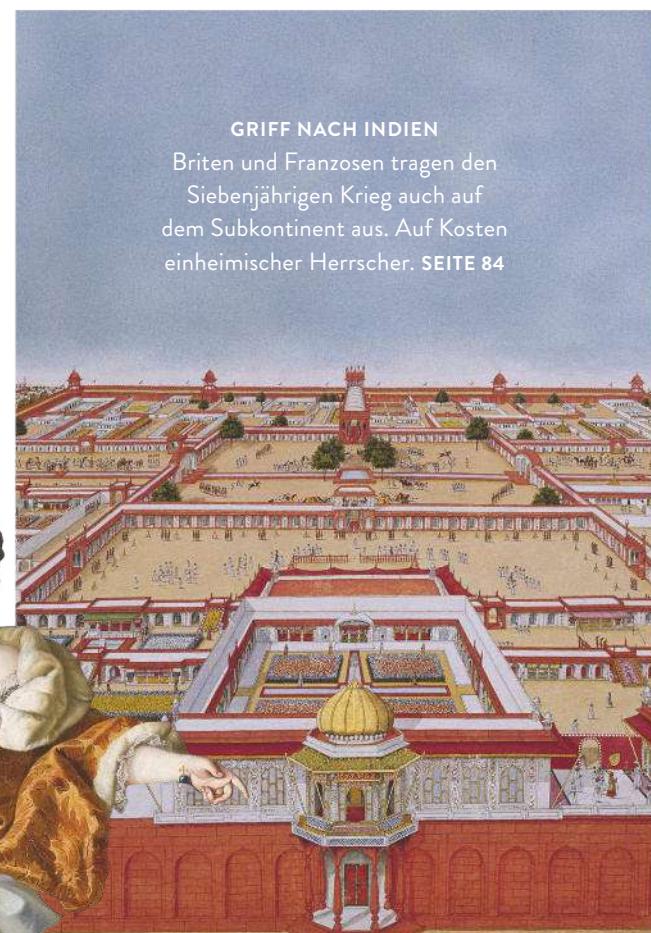
Eine ungewöhnliche Allianz von drei Frauen stellt sich Friedrich II. entgegen.

SEITE 56



SCHÜSSE IM OHIO-TAL

Nach der Ermordung eines französischen Emissärs stehen die Zeichen in Nordamerika 1754 auf Kampf. **SEITE 26**



Inhalt

Der Siebenjährige Krieg

♦	<i>Die mit diesem Symbol versehenen Beiträge sind links bebildert.</i>	
♦	BILDESSAY Verhängnisvolle Allianzen	
	Die Mechanik der Bündnisse führt 1756 zum Weltenbrand	6
♦	KARTE Ein Weltkrieg vor der Erfindung des Wortes	
	Auf vier Kontinenten toben die entflammt Konflikte	24
♦	NORDAMERIKA Überfall in der Wildnis 1754	
	Der junge George Washington in einem fatalen Scharmützel	26
♦	FRIEDRICH II. Ruhm um jeden Preis 1756	
	Der preußische König überzieht seine Nachbarn mit Krieg	40
♦	FRAUEN GEGEN PREUSSEN Die mächtigen Drei 1756	
	Maria Theresia, Madame de Pompadour und Zarin Elisabeth	56
♦	ZEITLEISTE Daten und Fakten	
♦	ASIEN Verrat in Bengalen 1757	
	Die Schlacht von Plassey entscheidet das Schicksal Indiens	84
♦	KUNERSDORF Friedrichs dunkelster Moment 1759	
	An der Oder kassiert Preußen seine schlimmste Niederlage	96
♦	WILLIAM PITT »Rule, Britannia!« 1759	
	Ein Politiker verschafft den Briten größte globale Geltung	110
♦	LESSING Der Dichter der Vernunft 1729–1781	
	Vom Krieg geprägt, erneuert der Schriftsteller das Theater	122
♦	VERHANDLUNGEN Endlich Frieden 1763	
	Zwei große Vertragswerke verändern den Lauf der Welt	134
♦	PONTIAC-REBELLION Der Krieg nach dem Krieg 1763	
	Indigene in Amerika wehren sich gegen die neuen Machthaber	142
	<i>Impressum, Bildnachweise</i>	70
	<i>Lesezeichen</i>	83
	<i>Werkstatt</i>	158
	<i>Vorschau »Öl – Wie ein Rohstoff die Welt eroberte«</i>	162



ZU LANDE UND ZU WASSER

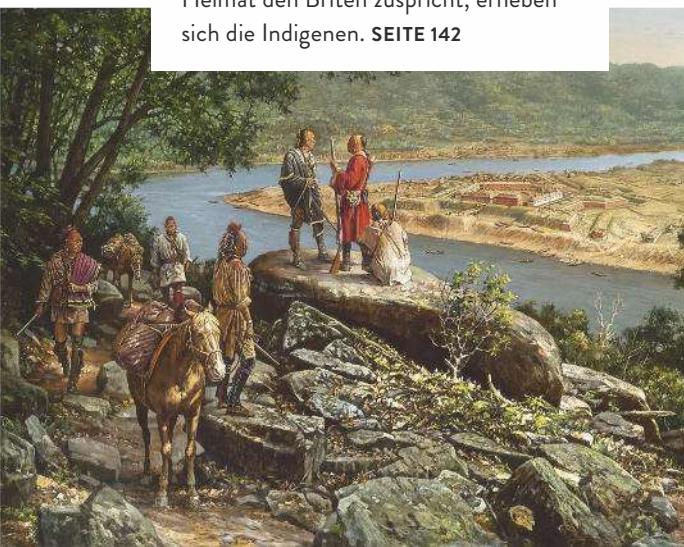
1759 triumphieren die Briten an allen Fronten über die Franzosen. Am Ende des Jahres ist das Empire so mächtig wie nie zuvor. **SEITE 110**

DRAMATIKER DER STUNDE
Das Kriegsgeschehen inspiriert Gotthold Ephraim Lessing zu seiner revolutionären »Minna von Barnhelm«. **SEITE 122**



AUFSTAND IN NORDAMERIKA

Als der Frieden von Paris 1763 ihre Heimat den Briten zuspricht, erheben sich die Indigenen. **SEITE 142**



Sie erreichen die GEOEPOCHE-Redaktion online auf Facebook, X (ehemals Twitter) und Instagram oder unter www.geo.de/epoch

1756–1763

Der Siebenjährige Krieg

VERHÄNG

Lange schon streiten Preußens König Friedrich II., genannt »der Große«, und die österreichischen Habsburger unter Erzherzogin Maria Theresia um die Vorherrschaft in den deutschen Landen. 1756 verschmilzt ihr Konflikt mit dem Wettstreit zwischen den Kolonialmächten Frankreich, einem Alliierten Österreichs, und dem mit Preußen verbündeten Großbritannien zu einem weltumspannenden Krieg, in den bald auch das russische Zarenreich und andere Kräfte eingreifen. Sieben Jahre werden die Kämpfe dauern, auf vier Kontinenten wüten – und grundstürzende Veränderungen bringen

BILDTEXTE: Anja Fries



ATTACKE! Am 5. November 1757 schlägt Friedrich II. dank eines massiven Vorstoßes der preußischen Kavallerie beim kursächsischen Roßbach die gemeinsam angetretenen Armeen des Heiligen Römischen Reichs und Frankreichs in die Flucht. Tatsächlich aber wechselt das Kriegsglück während des gesamten Konflikts oft von Schlacht zu Schlacht (Gemälde, um 1900)

NISVOLLE ALLIANZEN



UMSTRIETENES ERBE

Die Habsburger sind mächtig, herrschen über Österreich, Ungarn, Böhmen – und auch über Schlesien. Doch als Maria Theresia ihrem Vater, dem römisch-deutschen Kaiser Karl VI., nach dessen Tod 1740 als Familienoberhaupt und Regentin aller Besitzungen folgt, weigern sich etliche Fürsten, sie anzuerkennen. Auch der preußische König Friedrich II. wittert die Chance, sein Reich auf Kosten der Habsburgerin zu vergrößern

MARIA THERESIA – hier mit ihrem Mann Franz Stephan, der 1745 römisch-deutscher Kaiser wird, und ihren Kindern – denkt nicht daran, sich von Friedrich II. und anderen ihr Erbe streitig machen zu lassen. Sie führt mehrere Kriege gegen Preußen. Drei Mal geht es dabei um den Besitz Schlesiens (Martin van Meytens, um 1755)





EIN ENTZÜNDET DEN BRITEN



FUNK E IN ÜBERSEE

KONFLIKT ZWISCHEN UND FRANZOSEN



In Nordamerika konkurrieren Großbritannien und Frankreich um ein riesiges Territorium. Als 1754 im Gebiet des Flusses Ohio ein französischer Emissär in der Obhut eines Kolonialoffiziers der britischen Krone ums Leben kommt – er wird von dessen indigenen Verbündeten erschlagen –, verschärft sich die ohnehin angespannte Lage zwischen den beiden Kolonalmächten weiter. Eine Entwicklung, die schließlich 1756 zu gegenseitigen Kriegserklärungen führt

IM BÜNDNIS mit den Franzosen überfallen Indigene am 9. Juli 1755 eine britische Armee am Monongahela, einem der Quellflüsse des Ohio. Die Schlacht markiert einen Wendepunkt: Aus dem Konflikt wird ein offener Krieg (Edwin Willard Deming, 1903)

DER KRIEG IN DER

Anfang 1756 versprechen sich Großbritannien und Preußen, einander militärisch beizustehen. Ihre Rivalen – Frankreich und das Haus Habsburg – tun es ihnen bald nach. Als Friedrich II. am 29. August in Kursachsen einfällt, um von dort aus das habsburgische Böhmen zu attackieren, greift die Mechanik der Allianzen: Der Siebenjährige Krieg entbrennt in Europa

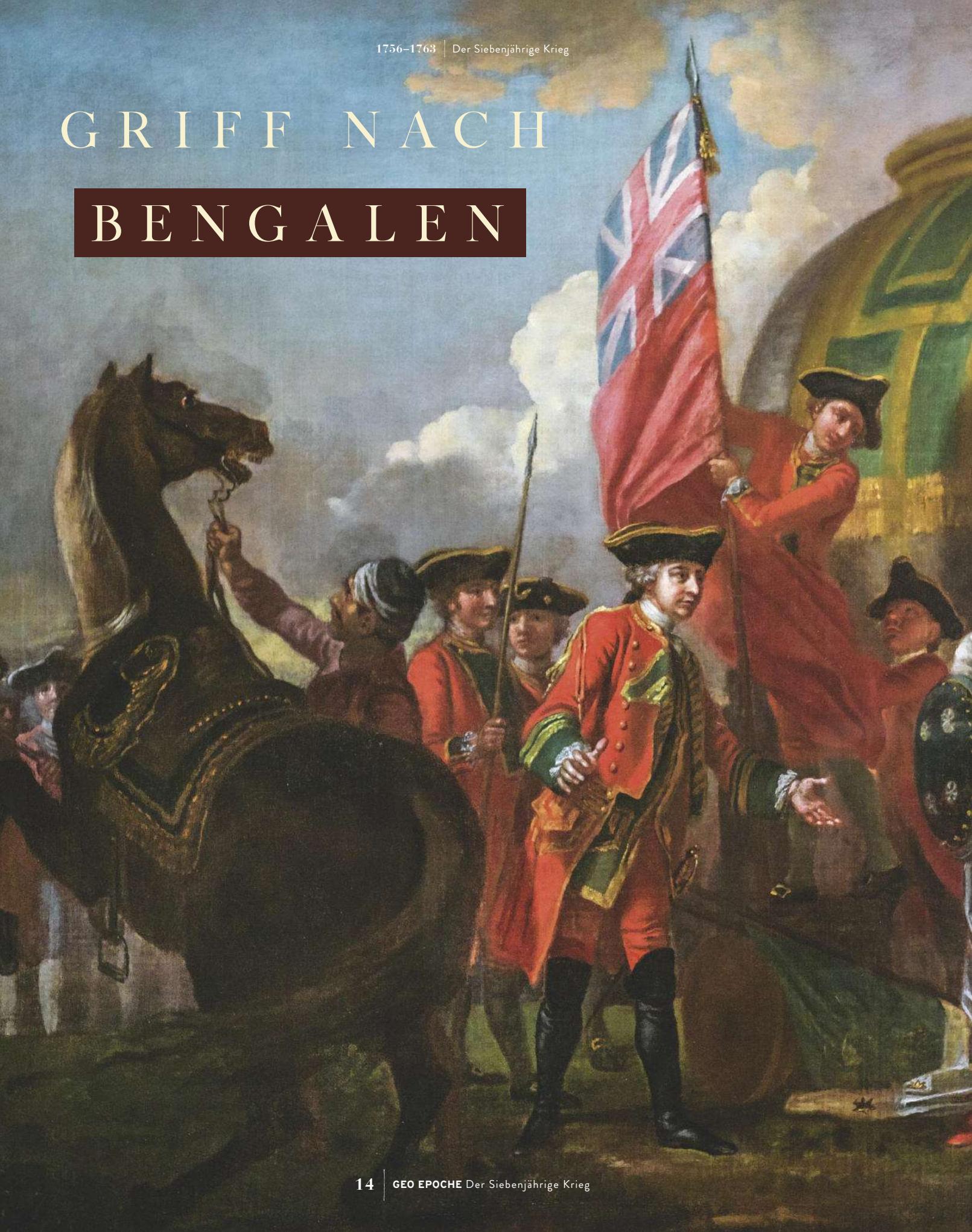
DER BLUTZOLL des Konfliktes ist immens. Allein in der Schlacht bei Prag zwischen Preußen und Österreich werden am 6. Mai 1757 insgesamt fast 28 000 Soldaten getötet oder verwundet. Darunter auch hohe Offiziere, wie hier der preußische Feldmarschall Kurt Christoph von Schwerin (Adolf Northen, um 1870)



ALTE N WELT



GRIFF NACH BENGALEN





Schon seit Langem ringen eine britische und eine französische Handelskompanie um Einfluss in Indien, ab 1740 rüsten sie auch militärisch auf. 1756 erhebt sich Siraj-ud-Daula, der neue Herrscher von Bengalen, mit Hilfe der Franzosen gegen die besonders aggressiv auftretenden Briten. Der Siebenjährige Krieg hat auch auf dem Subkontinent begonnen

SIRAJ-UD-DAULA verliert am 23. Juni 1757 die Schlacht von Plassey gegen die Briten und bald darauf auch sein Leben. Sein Onkel Mir Jafar – hier im goldenen Gewand beim Handschlag mit dem britischen Oberbefehlshaber nach den Kämpfen – hat ihn hintergangen. Der Verräter regiert fortan von Londons Gnaden Bengalen. Es ist der Auftakt der Territorialherrschaft Großbritanniens in Indien (Francis Hayman, um 1760)

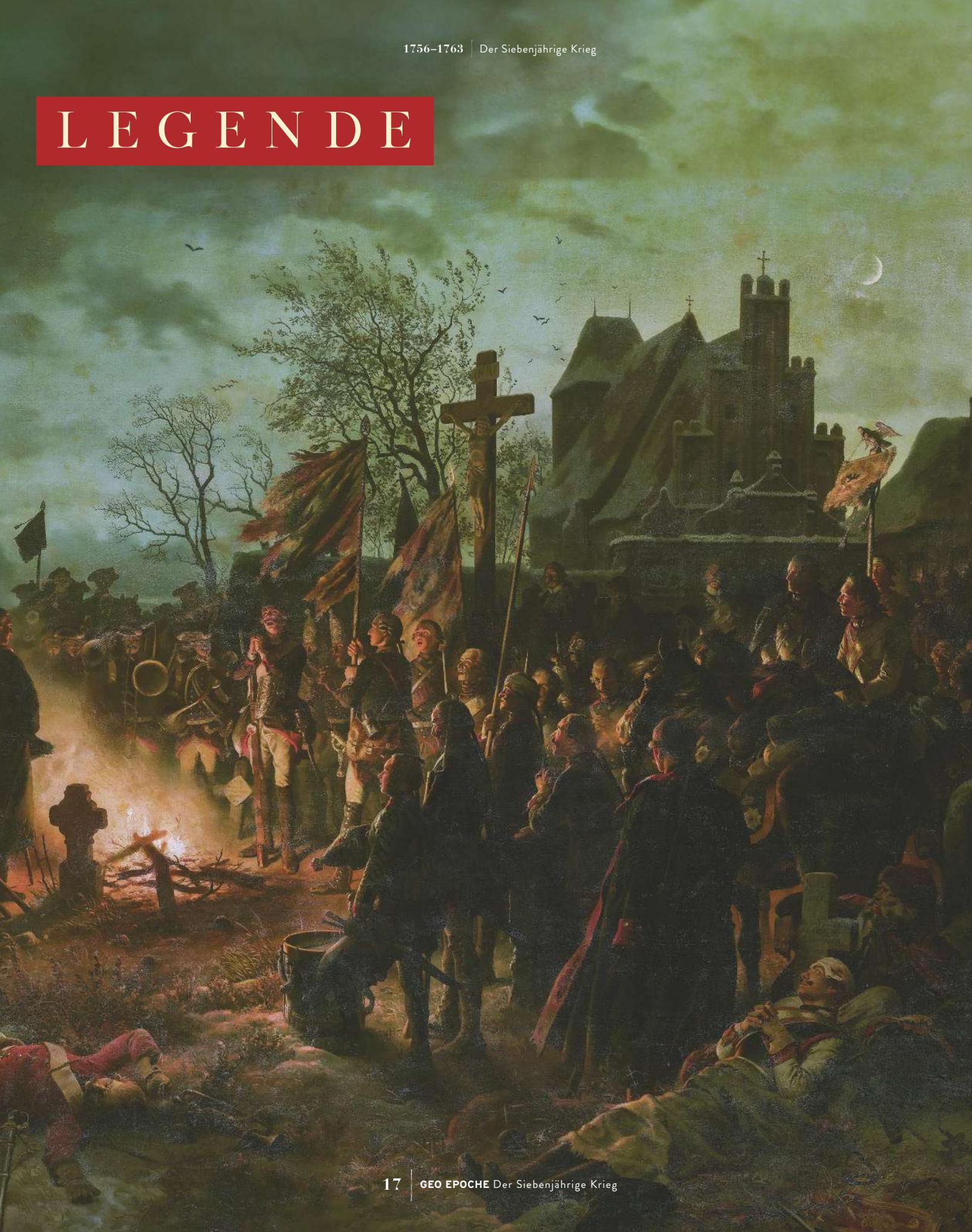
DIE GEBURT EINER

Von den 15 Schlachten, die Friedrich II. während des Siebenjährigen Krieges schlägt, ist sie wohl seine erfolgreichste: Gegen jede Wahrscheinlichkeit besiegt der König am 5. Dezember 1757 bei Leuthen unweit der schlesischen Hauptstadt Breslau die fast doppelt überlegenen Österreicher. Die preußische Propaganda feiert ihn als Militärgenie

AM ABEND VERSAMMELN sich die überlebenden Soldaten Friedrichs II. auf dem Schlachtfeld und stimmen das alte geistliche Lied »Nun danket alle Gott« an. Der Gesang geht als »Choral von Leuthen« in die Geschichte ein. Und wird wie die Schlacht selbst zu einem der Grundmotive des Mythos um Friedrich den Großen (Wilhelm Camphausen, 1864)



LEGENDE



H A B S B U R G



S C H L Ä G T Z U R Ü C K



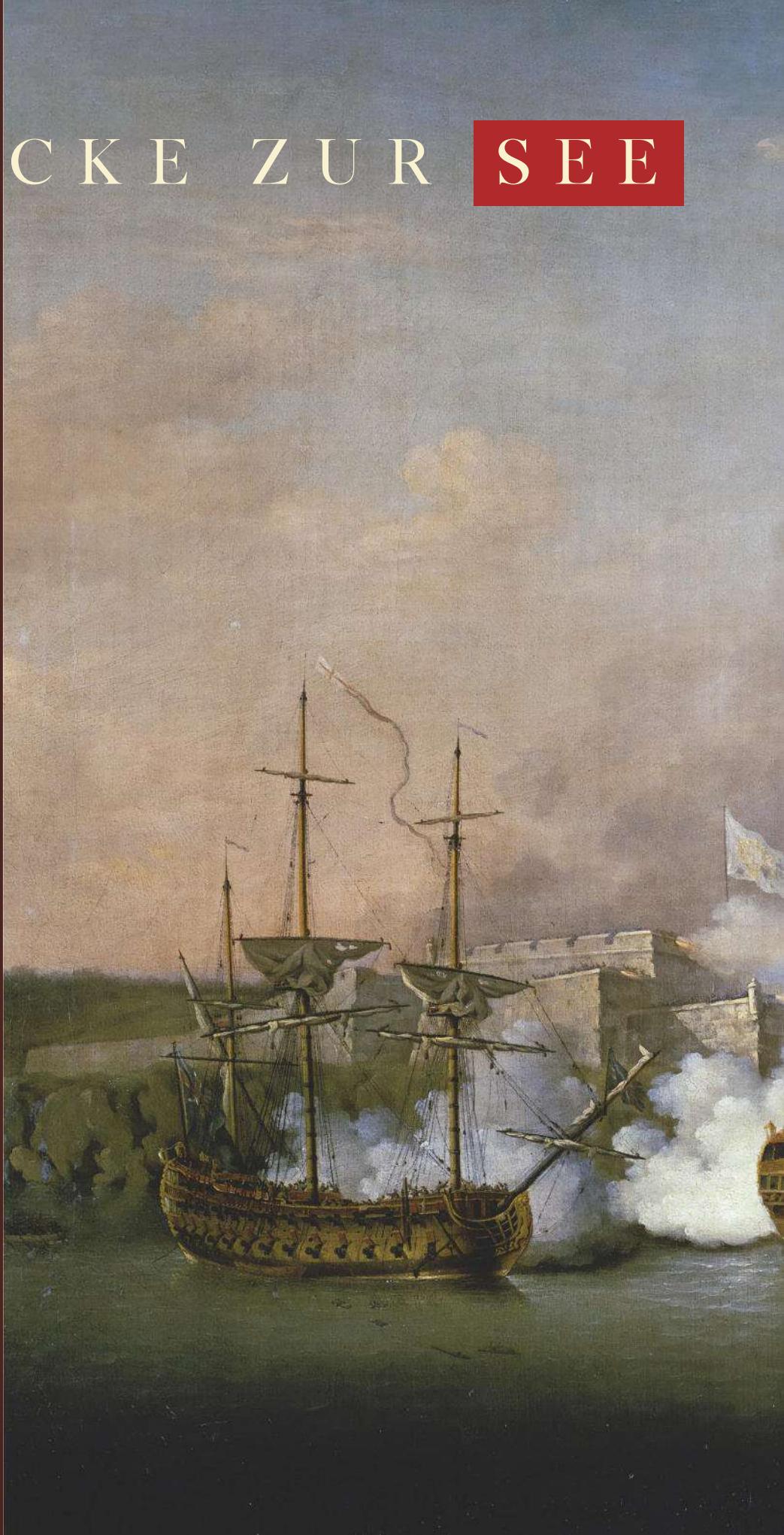
In vielen Phasen des Krieges weichen die Österreicher der preußischen Armee aus, vermeiden die Oberbefehlshaber der habsburgischen Truppen große Schlachten und lassen so auch günstige Gelegenheiten verstreichen. Dennoch gelingen ihnen immer wieder spektakuläre Erfolge

EIN PREUßISCHES KORPS wird am 20. November 1759 bei Maxen südlich von Dresden vom österreichisch-kaiserlichen Feldmarschall Leopold Joseph von Daun und seiner Streitmacht eingeschlossen. Rund 12 000 preußische Soldaten geraten bei dem Gefecht in Gefangenschaft (Franz Paul Findenigg, um 1765)

ATTACKE ZUR SEE

Zunächst können die Franzosen sich an allen Fronten gegen die Briten behaupten, planen sogar eine Invasion des Inselreichs. Doch ab 1758 erleiden sie Niederlage um Niederlage. Ihre letzte Hoffnung: der Kriegseintritt der Spanier. Die beiden Herrscherhäuser sind miteinander verwandt, im August 1761 schließen sie einen Familienpakt

DIE ANTWORT auf die Beteiligung Spaniens am globalen Ringen folgt mit einiger Verzögerung. Großbritannien, seit seinen Triumphen über Frankreich führende Kolonial- und Seemacht, erklärt Madrid im Januar 1762 den Krieg und schickt Flotten gegen zwei der wichtigsten spanischen Stützpunkte in Übersee: Havanna auf Kuba (hier während des britischen Angriffs) und Manila auf den Philippinen (Richard Paton, um 1775)

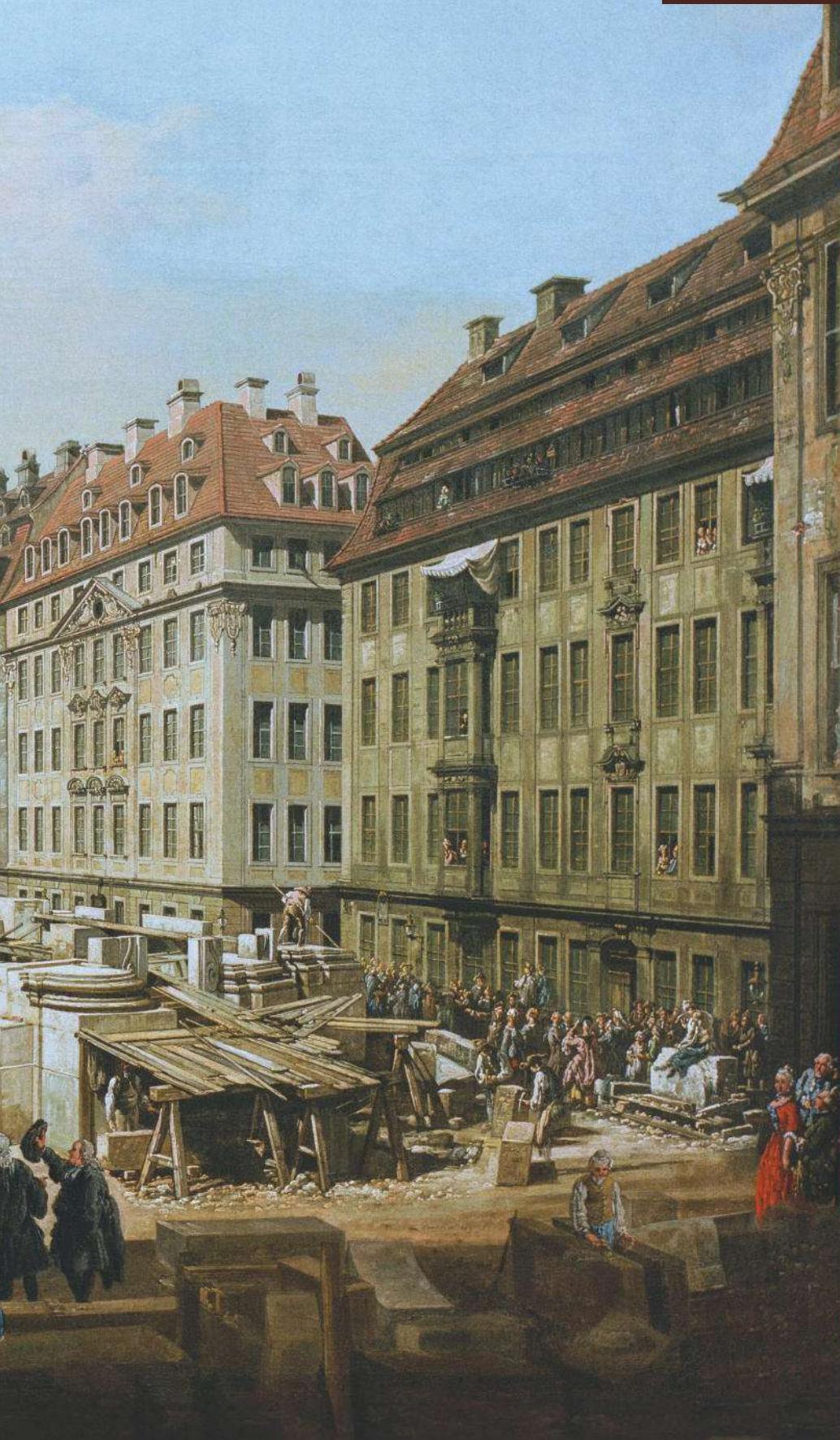




DER



PREIS DES KRIEGES



Die Kämpfe, denen schließlich im Februar 1763 zwei Friedensverträge ein Ende setzen, verschieben die Machtverhältnisse in Europa und in vielen Teilen der Welt auf dramatische Weise. Preußen geht daraus als Groß-, die Briten gar als Weltmacht hervor. Die Verluste sind kaum zu beziffern: Wohl eine Million Menschenleben hat der Krieg allein in Europa gefordert und auch auf den anderen Schauplätzen Tod, Leid und Zerstörung gebracht ◇

DRESDEN ist schwer gezeichnet. Nachdem die Preußen im Vorjahr aus der Residenzstadt des sächsischen Kurfürsten vertrieben worden sind, lässt Friedrich II. sie 1760 belagern – und heftig bombardieren. Die Einnahme misslingt, doch als die Preußen abziehen, liegen Teile der Stadt in Trümmern, von der Kreuzkirche bleibt nur die Ruine des Turms. Das Gotteshaus wird nie wieder aufgebaut (Bernardo Bellotto, genannt Canaletto, 1765)

Kriegsschauplätze

IN NORDAMERIKA entbrennt der Kampf zwischen Großbritannien und Frankreich 1754 – zwei Jahre bevor sich die rivalisierenden Kolonialmächte offiziell den Krieg erklären. Von Anfang an sind auch indigene Gruppen an dem Konflikt beteiligt, kämpfen als Verbündete der Europäer auf beiden Seiten. Später streiten viele von ihnen in eigener Sache gegen die neuen Machthaber in der Region

Pazifischer Ozean

Ozean

DIE KARIBISCHE INSELWELT

ist im 18. Jahrhundert fest in den Händen europäischer Mächte. Im Verlauf des Siebenjährigen Krieges erobern die Briten etliche der französischen Besitzungen dort. Nachdem Spanien und Frankreich 1761 ein Bündnis geschlossen haben, wenden sich die Briten zudem gegen das spanisch beherrschte Kuba. 1762 wird auch noch Portugal, Spaniens Rivale auf der Iberischen Halbinsel wie in Südamerika und ein alter Verbündeter Großbritanniens, in den Krieg hineingezogen

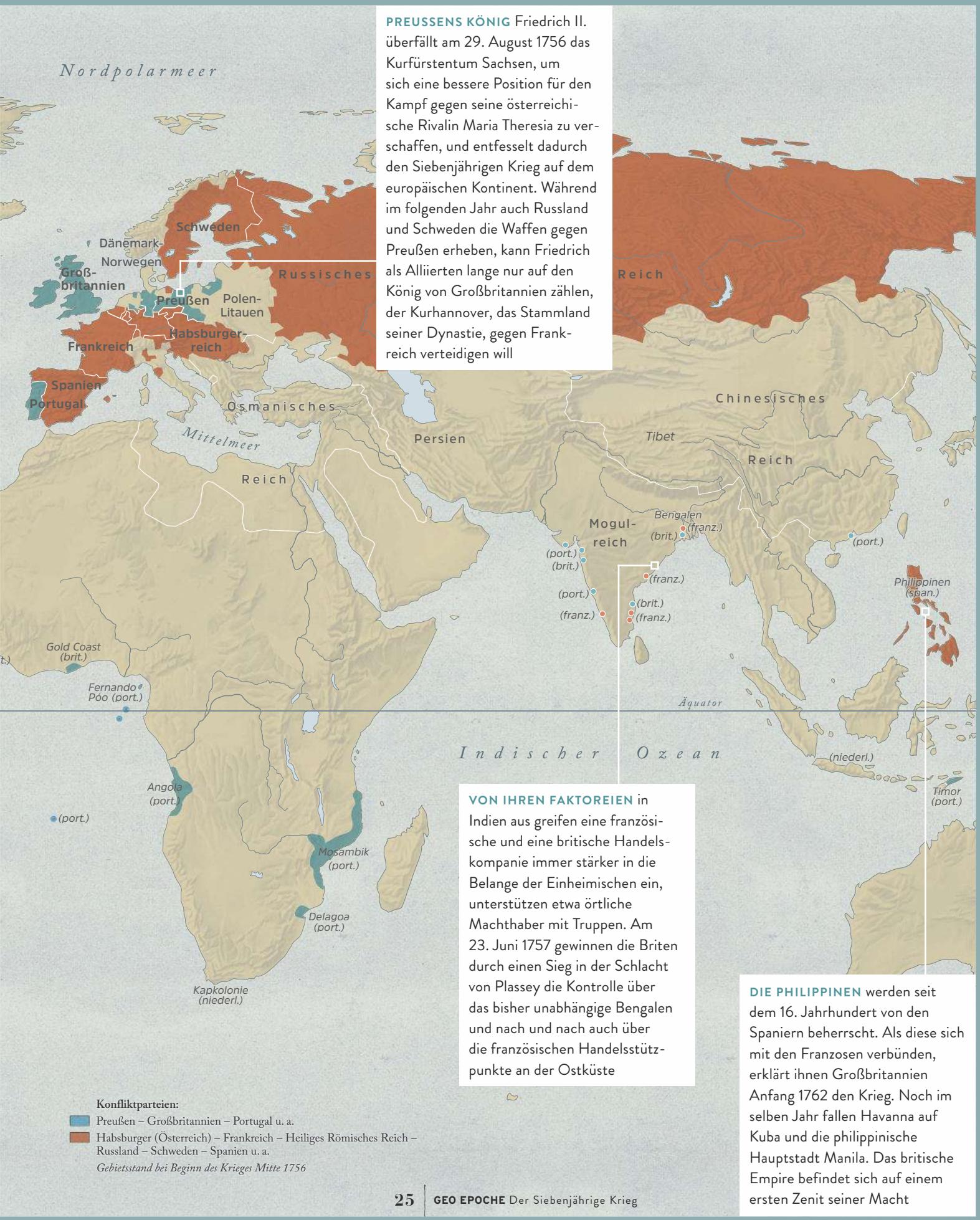


EIN WELTKRIEG VOR DER ERFINDUNG DES WORTES

Wegen der vielen internationalen Allianzen führen zwei Konflikte zu einem globalen Krieg, der in den sieben Jahren von 1756 bis 1763 auf vier Kontinenten toben wird: das Ringen zwischen Großbritannien und Frankreich um Besitzungen in Übersee und das Duell Preußens gegen Österreich im Herzen Europas

KARTENTEXTE: ANJA FRIES

AN DEN KÜSTEN AFRIKAS unterhalten Europäer zahlreiche Stützpunkte, an denen sie Sklaven erwerben, zumeist zum Weiterverkauf in ihre amerikanischen Kolonien. Ab 1758 gelingt es den Briten, Frankreich auch hier empfindlich zu schwächen: durch die Einnahme der von Franzosen betriebenen Zentren des Menschenhandels in Westafrika



IM TRIUMPH reckt der Kolonialoffizier George Washington die Fahne nach der Übernahme von Fort Duquesne (später Fort Pitt, heute Pittsburgh) 1758 in die Höhe. Zuvor war der strategisch wichtige Stützpunkt an der Stelle, wo sich die Flüsse Monongahela und Allegheny zum Ohio vereinigen, mehrfach Ziel militärischer Expeditionen



1754

Vorspiel

KAMPF UM NORDAMERIKA

ÜBERFALL

IN DER WILDNIS

Jahrzehntelang ringen Großbritannien und Frankreich auch mit Hilfe indigener Krieger um Macht und Einfluss jenseits des Atlantiks. Während die Briten die Ostküste Nordamerikas kolonisieren, beanspruchen die Franzosen ein Gebiet von der Labrador-Halbinsel bis zum Golf von Mexiko. 1754 kommt ein Emissär des französischen Königs bei einem Aufeinandertreffen mit britischen Soldaten im Ohio-Tal auf grausame Weise zu Tode. Die Verantwortung dafür trägt George Washington. Der spätere US-Präsident liefert damit den Funken, der den schwelenden Konflikt zwischen London und Versailles zu einem Krieg mit globalen Ausmaßen entfacht

MAJESTÄTISCH ERHEBEN sich die Berge um den Lake George im heutigen US-Bundesstaat New York. Seinen Namen verdankt der See einem britischen General, der ihn 1755 zu Ehren von König Georg II. umbenannt hat (Gemälde von John Frederick Kensett, 1869)

TEXT: *Reymer Klüver*

GEORGE WASHINGTON ZÖGERT keinen Moment, als er die gegnerischen Soldaten am Morgen des 28. Mai 1754 in ihrem Lager tief in den Wäldern der Appalachen entdeckt. Einige der Franzosen schlafen noch, andere frühstücken. Als sie die Angreifer bemerken, ist es zu spät. Denn der 22-jährige, noch unerfahrene Kolonialoffizier der britischen Krone versucht seinen Mangel an Expertise in der nordamerikanischen Wildnis mit Tatendrang zu überdecken – und gibt seinen Männern den Befehl zu feuern.

Vielleicht hat auch einer der überraschten Franzosen noch Gelegenheit, als Erster zu schießen. Tatsächlich gibt es verschiedene Versionen, von dem, was an diesem Morgen passiert. Unstrittig ist nur der Ausgang des Geschehens. Jedenfalls geht Sekunden später eine Salve aus britischen Brown-Bess-Musketen auf das Camp nieder. Schon liegen mehrere der Männer blutend und tödlich verwundet am Boden. Die übrigen erkennen ihre aussichtslose Lage und ergeben sich. Obwohl selbst verwundet, tritt der ranghöchste Soldat in ihren Reihen, Joseph Coulon de Villiers, Sieur de Jumonville, Spross einer altgedienten französischen Offiziersfamilie und gerade 35 Jahre alt, vor und lässt durch seinen Übersetzer eine schriftliche Erklärung übergeben.

Die Briten, so die Botschaft, sollten sich umgehend aus den Gebieten seines königlichen Herrn, Ludwig XV. von Frankreich, zurückziehen.

Neufrankreich, das Territorium, das die Franzosen in Nordamerika für sich reklamieren, erstreckt sich in einem gewaltigen Bogen vom Sankt-Lorenz-Strom und der Stadt Québec im Norden über die Großen Seen und den Mississippi hinab bis zum Golf von Mexiko. Wie ein Riegel versperrt es den Briten und ihren Kolonien an der Atlantikküste den Zugang zum Hinterland. Das aber will Großbritannien nicht hinnehmen und erhebt nun ebenso wie die Franzosen Anspruch auf das Ohio-Tal.

Das den Franzosen klarzumachen, hat die Regierung in London ihrem Gouverneur in Virginia aufgetragen. Der hat daraufhin den jungen Offizier Washington mit gut 150 Mann losgeschickt. Allerdings mit der Anweisung, defensiv vorzugehen und nur bei Widerstand Gewalt anzuwenden.

Noch während Washington nun an diesem Maimorgen über die diplomatische Note Jumonvilles nachsinnt, stürzt Tanaghrisson – ein indigener Anführer, der Washingtons Truppe mit einigen Kriegern verstärkt – auf den verwundeten Emissär zu. „Du bist noch nicht tot, mein Vater“, ruft er dem auf dem Boden liegenden Mann auf Französisch zu, holt aus und spaltet mit mehreren Hieben seines Tomahawks den Schädel des Wehrlosen. Dann greift Tanaghrisson in die klaffende Wunde, reibt sich seine Hände mit der Gehirn-

masse Jumonvilles ein, trennt mit schnellen Schnitten den Skalp vom Schädel des Toten. Im nächsten Augenblick fallen seine Krieger mit der gleichen Absicht über die anderen gefallenen oder verwundeten Franzosen her.

Die Überlebenden flüchten sich in Panik in die Reihen ihrer europäischen Gegner, in der Hoffnung, bei den Briten sicherer zu sein. Etwa ein Dutzend von ursprünglich 35 Franzosen sind am Ende tot, ihre verstümmelten Leichen werden unbestattet in der Wildnis liegen bleiben.

Erst jetzt betrachten die Indigenen den Kampf für beendet und ihren Sieg für vollkommen. Sie haben eine andere Vorstellung vom Krieg als die Europäer, eine andere Auffassung von Ehre und Eigentum, ein anderes Verständnis vom Wesen der Natur und der Welt. Indem Tanaghrisson Jumonville bewusst als Vater anspricht und ihn daraufhin erschlägt, sagt er sich von der Herrschaft der Franzosen los, deren Gouverneure von Indigenen oft als *Onontio*, als Verhandlungen führender und Bündnisse schließender „Vater“, bezeichnet werden. Es ist eine Art Befreiung.

Washington verliert über das Tun der Indigenen und seine eigene, tatenlose Rolle dabei kaum ein Wort. Nur wenig notiert er in seinem Tagebuch („Die Indianer skalpierten die Toten“), ähnlich zurückhaltend macht er seinem Vorgesetzten Meldung. Die Details haben andere, unabhängig voneinander, berichtet: ein einfacher Soldat aus Washingtons Truppe, ein Franzose, der entkommen ist und sich zu den eigenen Leuten durchgeschlagen hat; ein Kämpfer aus Tanaghrissos Lager; ein Deserteur aus den Reihen der britischen Kolonialarmee.

Immerhin schreibt

Washington seinem Kommandeur, dem Gouverneur von Virginia, tags darauf einen Brief. Doch darin klagt er zunächst acht Absätze lang über seine schlechte Bezahlung, die ihm ein angenehmes Leben verwehre. Erst dann kommt er auf den Vorfall und das unglückliche Ende des Franzosen zu sprechen, rückt dessen Vorgehen aber zugleich in ein schlechtes Licht. Wie ein Spion habe Jumonville sich in den Wäldern versteckt, „angemessen eher einem Deserteur als einem Botschafter“, unmöglich also für ihn, Washington,



GEORGE WASHINGTON ist 22 Jahre alt und als Offizier noch unerfahren, als er 1754 ein Kommando in das Ohio-Tal führt (Charles Willson Peale, 1772)



dessen friedvolle Absicht zu erkennen. Doch ihm ist offenkundig nicht ganz wohl bei der Angelegenheit; er versucht, die Sache herunterzuspielen und den Franzosen die Schuld für das Geschehen zu geben. Washington ahnt, dass er einen Fehler gemacht haben könnte – die Tragweite seines Handelns dürfte der Kolonialoffizier indes kaum erfasst haben.

Jahrzehnte später wird er, im vollen Bewusstsein der Bedeutung seines Tuns, Geschichte schreiben als Oberkommandierender im Unabhängigkeitskrieg und als erster Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Aber schon jetzt, als junger Mann, greift Washington, ohne es zu wollen, in die Zeitalüfe ein. Denn die Schüsse in den dunklen Wäldern des heutigen Pennsylvania werden ein Geschehen mit in Gang setzen, das zwei Jahre später die ganze Welt in Brand stecken soll: den Siebenjährigen Krieg.

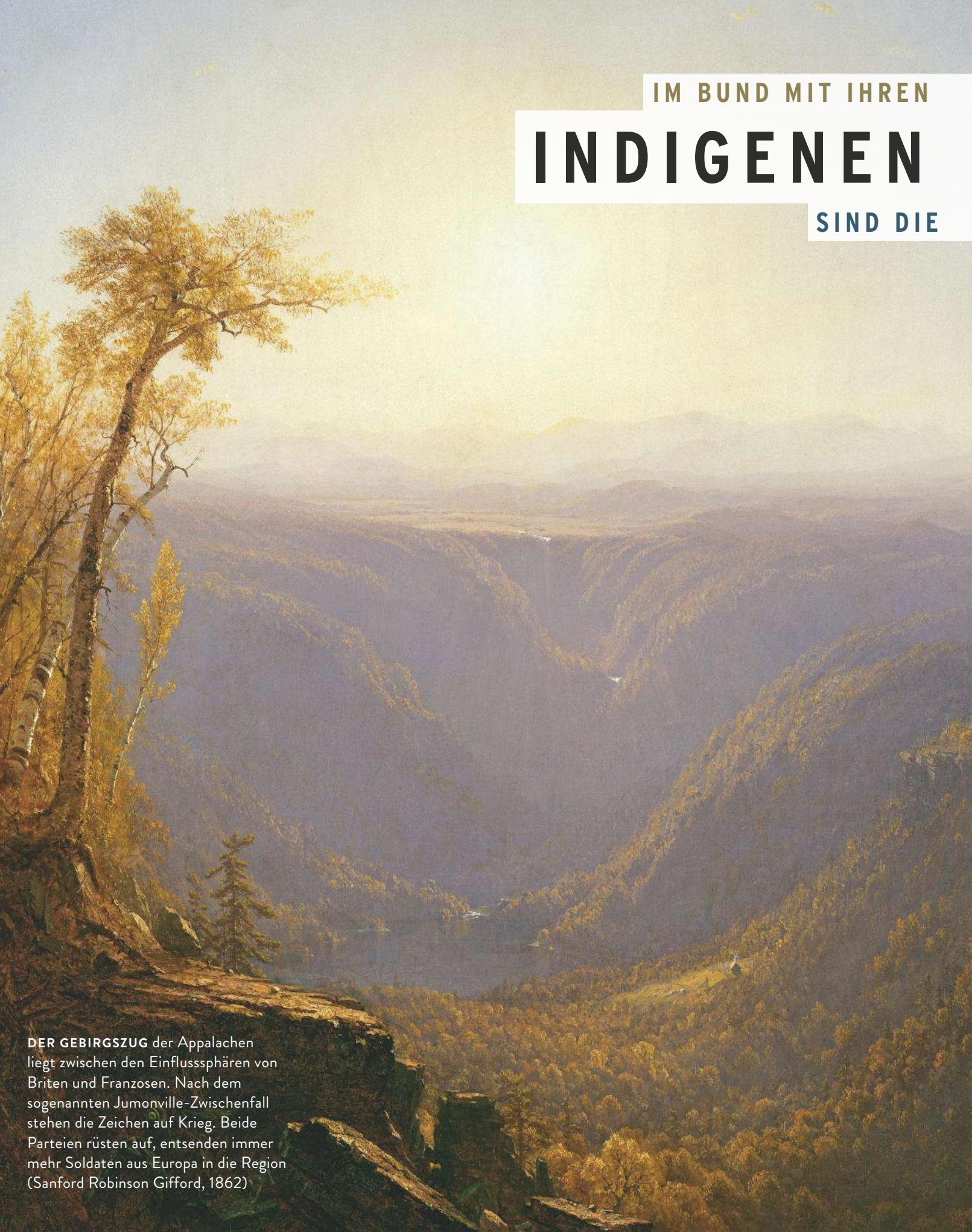
Seit die Europäer Ende des 15. Jahrhunderts die Seewege nach Amerika und Indien entdeckt haben, trachten sie nach Vorherrschaft in den neu erkundeten Gebieten rund um den Erdball. In Nordamerika konkurrieren vor allem Franzosen und Briten miteinander. Dabei haben sich die Gebiete der beiden Mächte sehr unterschiedlich entwickelt. Um 1750 leben in den 13 britischen Kolonien entlang der amerikanischen Atlantikküste von Maine bis Georgia bereits knapp eine Million Menschen europäischer Herkunft, in Neufrankreich sind es ganze 60 000. Bereits im Frieden von Utrecht, der 1713 den Spanischen Erbfolgekrieg beendete,

DIE FRANZOSEN ERGEBEN sich Washington und seinen Leuten am Morgen des 28. Mai 1754. Ihr Anführer Joseph Coulon de Villiers de Jumonville – beim Angriff bereits verwundet – wird kurz darauf von einem indigenen Begleiter der Briten skalpiert. Washington greift nicht ein

hatte Frankreich eine zu seiner Kolonie Akadien gehörende Halbinsel den Briten überlassen müssen, die diese fortan Neuschottland (Nova Scotia) nennen.

So ungleich die Ausgangspositionen der beiden Rivalen auch sein mögen, ihre Ambitionen im Kampf um die Vorherrschaft in Nordamerika sind mindestens ebenbürtig. Und so flammt der Konflikt in den folgenden Jahrzehnten immer wieder auf. Vor allem haben Briten und Franzosen inzwischen die strategische Bedeutung des Ohio, eines Nebenflusses des Mississippi, und seines Tals erkannt. Wer den Ohio beherrscht, kontrolliert den potenziell wichtigsten Handelsweg innerhalb des Kontinents – die Verbindung zwischen den europäischen Siedlungszentren im Norden und der Hafenstadt La Nouvelle-Orléans (heute New Orleans) unweit der Mündung des Mississippi in den Golf von Mexiko.

Aus Sicht der Europäer ist die Gegend am Oberlauf des Ohio eine Art Niemandsland. Aus Sicht der dort lebenden Irokesen aber sind sie die Herren der Region. Sie wohnen vor allem südöstlich des Ontariosees. Sechs ihrer Gemein-



IM BUND MIT IHREN

INDIGENEN

SIND DIE

DER GEBIRGSZUG der Appalachen liegt zwischen den Einflussphären von Briten und Franzosen. Nach dem sogenannten Jumonville-Zwischenfall stehen die Zeichen auf Krieg. Beide Parteien rüsten auf, entsenden immer mehr Soldaten aus Europa in die Region (Sanford Robinson Gifford, 1862)

ALLIIERTEN

FRANZOSEN FAST UNSCHLAGBAR

schaften haben sich zu einer Konföderation zusammengeschlossen und sind ein echter Machtfaktor: Bis zu 10 000 Kämpfer sollen sie gemeinsam mit anderen ihnen loyalen Gruppen mobilisieren können.

Ihre Krieger durchstreifen regelmäßig das Ohio-Tal in Richtung Süden auf Jagd- und Beutezügen, etwa gegen die Cherokee und Catawba. Tanaghrisson, der Verbündete Washingtons, wird als Kind auf einem dieser Züge bei den Catawba als Kriegsbeute gefangen und später von den Seneca adoptiert, einer der sechs Irokesengemeinschaften.

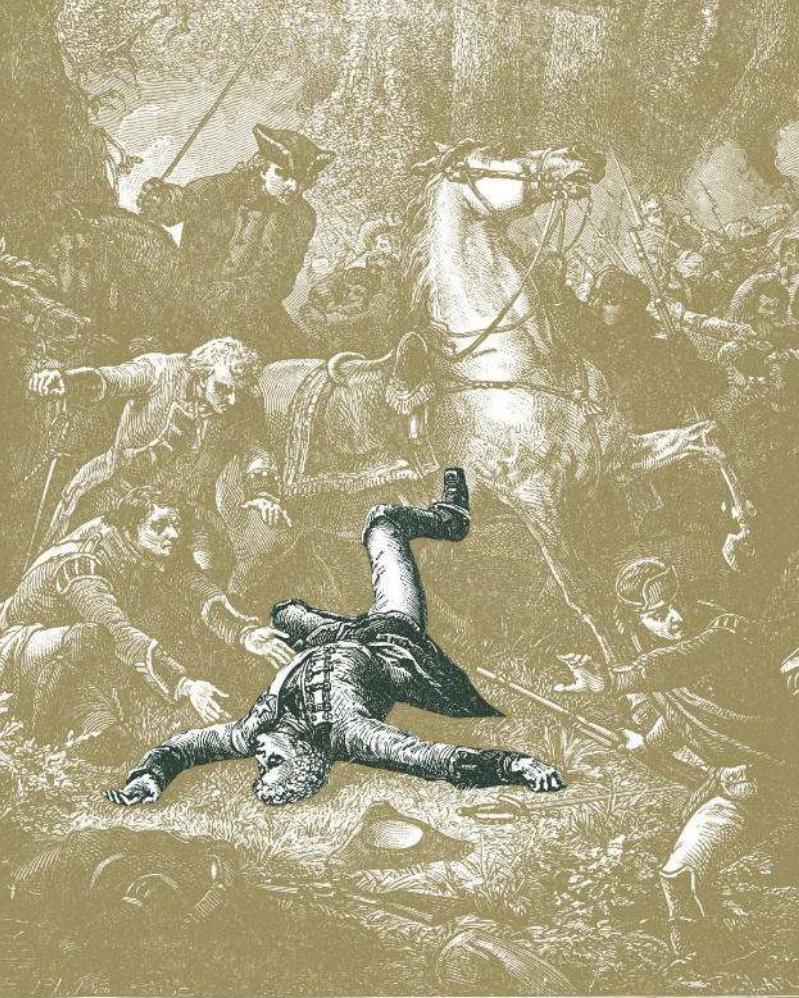
Die Irokesen haben sich mit den Franzosen und den Briten weitgehend arrangiert. Doch versuchen sie, aus der Konkurrenz der Europäer ihren Vorteil zu ziehen. So erlauben sie zum Beispiel einem Händler aus dem heutigen Pennsylvania, einen Posten neben einer indigenen Siedlung am Great Miami River (heute in Cleveland) zu errichten, machen aber gleichzeitig weiter Geschäfte mit französischen Kaufleuten.

Franzosen und Briten beobachten einander mit Argwohn. Als die in Virginia ansässige Ohio Company den Irokesen Land für mögliche spätere Siedlungen in der Region abkauft, haben die Franzosen genug. 1752 brennen sie gemeinsam mit verbündeten indigenen Kämpfern den Handelsposten am Great Miami River nieder und beginnen, hölzerne Palisadenforts an Zusammenflüssen von Binnengewässern und anderen strategisch wichtigen Punkten zu errichten. Die Eskalationsspirale in Nordamerika ist von Neuem in Gang gesetzt.

Die Regierung in London reagiert im Sommer 1753. Sie weist die Kolonien an, Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Noch befinden sich Briten und Franzosen nicht im Kriegszustand. Vorsorglich schickt London dennoch 30 Kanonen nach Virginia. Und erteilt den Befehl, eigene befestigte Stützpunkte zu errichten. Doch der Gouverneur entsendet erst einmal nur einen jungen Offizier in die Wildnis, mit einem Brief an einen Kommandanten der Franzosen. In ihm fordert der Brite seinen französischen Konkurrenten auf,

AM 9. JULI 1755 werden die Briten unter General Edward Braddock von den Franzosen und deren Verbündeten in einem Wald am Monongahela attackiert und aufgerieben. Ihr Ziel, das Fort am Ohio, erreichen sie nicht



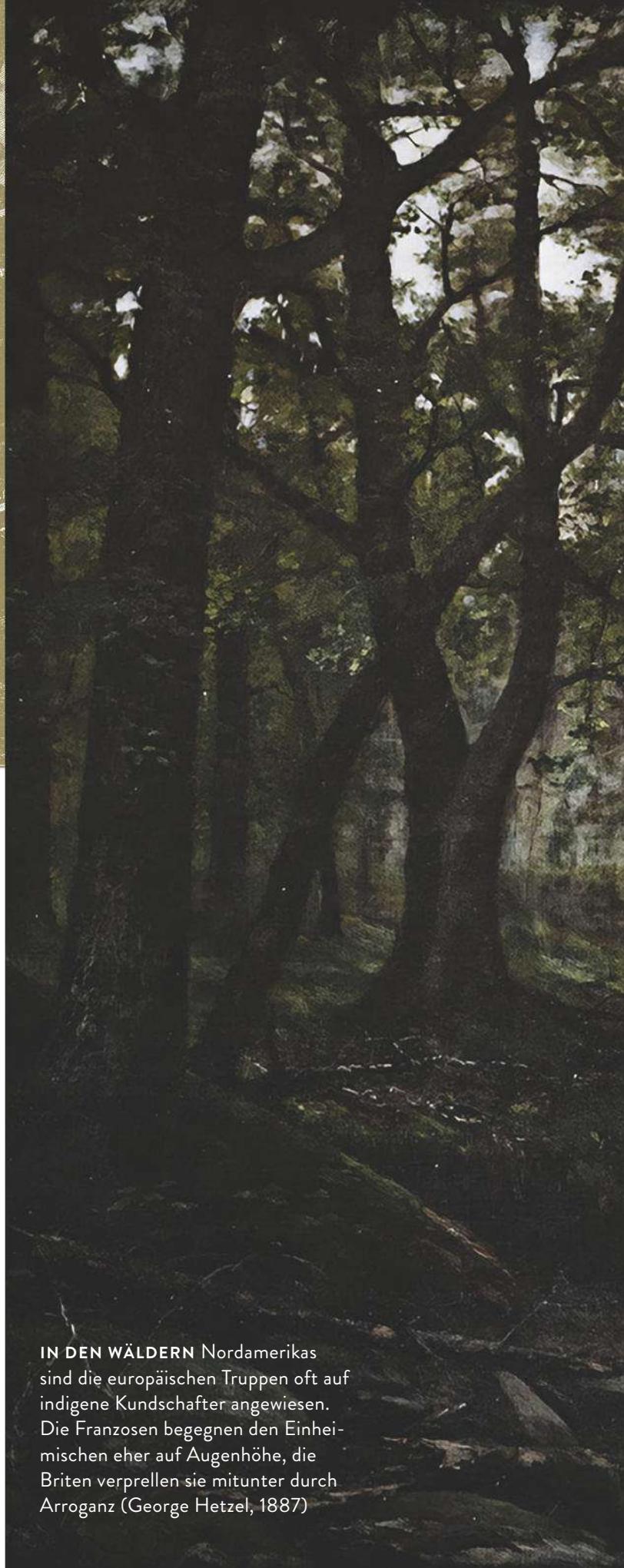


EDWARD BRADDOCK (oben) und Hunderte weitere britische Soldaten fallen in der Schlacht am Monongahela oder erliegen später ihren Verletzungen, die Franzosen verlieren nur ein paar Dutzend Kämpfer. Londons Offiziere kennen sich nicht aus mit der Kriegsführung in der nordamerikanischen Wildnis

keine weiteren Forts im Ohio-Gebiet zu bauen und bestehende unverzüglich zu räumen. Der junge Mann, der sich Ende Oktober mit dem Sendschreiben zu Pferd aufmacht, ist ein ehrgeiziger Pflanzersohn aus dem Nordosten Virginias, der als Kolonialoffizier in britischen Diensten Karriere machen will: George Washington.

In Begleitung des deutlich älteren Seneca Tanaghri-son, der mit den Briten verbündet ist, kommt Washington am 11. Dezember 1753 mitten in einem Schneesturm in einem Fort der Franzosen unweit des Eriesees an. Er wird höflich empfangen, aber mit unmissverständlicher Antwort abgefertigt: Die Franzosen denken nicht daran, klein beizugeben. Die Krise spitzt sich zu.

Jetzt glaubt der Gouverneur von Virginia, keine Wahl mehr zu haben: Er muss handeln, befiehlt den sofortigen Bau eines eigenen Forts – und beauftragt George Washington, nun zum Oberstleutnant befördert, mit



IN DEN WÄLDERN Nordamerikas sind die europäischen Truppen oft auf indigene Kundschafter angewiesen. Die Franzosen begegnen den Einheimischen eher auf Augenhöhe, die Briten verprellen sie mitunter durch Arroganz (George Hetzel, 1887)

200 Männern erneut in die Region aufzubrechen. Washington soll die Arbeiten am neuen britischen Stützpunkt schützen. Und nur wenn jemand den Bau behindern sollte, Waffen gebrauchen.

Von all dem alarmiert, machen die Franzosen ebenfalls mobil. Anfang April 1754 paddeln ihre Truppen und indigene Verbündete – mehr als 500 Mann – in Kanus und Einbäumen auf dem Allegheny Richtung Süden. Ihr Ziel: der neue britische Posten, der, strategisch klug gewählt, am Zusammenfluss von Allegheny und Monongahela zum Ohio liegt. Die Briten ergeben sich angesichts der Übermacht kampflos und dürfen unbehelligt abziehen. Die Franzosen aber errichten an der Stelle der kleinen britischen Palisadenburg eine eigene, deutlich größere Befestigungsanlage: Fort Duquesne (heute liegt hier das Zentrum von Pittsburgh). Die Botschaft ist klar: Sie werden nicht weichen.

Washington ist mit seinen gut 150 Soldaten, mehr hat er nicht ausheben können, erst an den östlichen Hängen der zu den Appalachen zählenden Allegheny Mountains

angelangt, als ihn die Nachricht vom Fall des Postens erreicht. Seine zerlumpte und kaum ausgebildete Einheit kommt nur mühsam voran – drei, vier Kilometer am Tag. Vor ihnen liegt eine wilde, unübersichtliche Gegend mit schroffen Schluchten und von reißenden Flüssen durchzogenen Tälern, ein wucherndes Gewirr von Eichen und Ahorn, von Traubenkirschen, Tulpenbäumen und Schierlingstannen. Den Trampelpfad durch den dichten Wald, dem sie Richtung Nordwesten folgen, müssen die Soldaten mit Äxten und Sägen roden, für ihre von Pferden gezogenen neun Kanonen, ihre Pulverkarren und Verpflegungswagen verbreitern.

AN FAST ALLEN FRONTEN – am Ohio, beim Vormarsch Richtung Fort Niagara – geraten die Briten 1755 ins Hintertreffen. Immer wieder greifen Indigene auch britische Siedler an. Erst Ende des Jahres ebben die Kämpfe ab, die Kriegsparteien ziehen sich über den Winter zurück





MITTE DES 18. JAHRHUNDERTS sind die Kräfte im Osten Nordamerikas ungleich verteilt. Fast eine Million Siedler bewohnen die britischen Kolonien an der Atlantikküste; in Neufrankreich, dem weiten, vom König in Versailles beanspruchten Land dahinter, leben hingegen nur 60 000 Franzosen.

Die indigenen Gemeinschaften, vor allem in den Grenzgebieten zwischen den Machtbereichen der Europäer, versuchen sich zu arrangieren und gehen wechselnde Bündnisse ein

Das ist die Situation, als Tanaghrisson, Washingtons indigener Späher, ihn am Abend des 27. Mai 1754 über einen Trupp Franzosen in unmittelbarer Nähe unterrichten lässt. Noch um zehn Uhr abends bricht Washington bei strömendem Regen mit 47 Soldaten in die pechschwarze Nacht auf. Im Morgengrauen beschließt der junge Offizier, die nichts ahnenden Franzosen kurzerhand zusammen mit Tanaghrisssons Kämpfern zu überfallen – trotz seiner Anweisung, nur bei Widerstand Gewalt anzuwenden. Furchtet er einen Überraschungsangriff? Jedenfalls klärt Washington nicht

die Absichten der etwa 35 Mann starken Truppe, ehe er auf sie schießen lässt. Als er ihr Schreiben zur Kenntnis nimmt und erkennen muss, dass Jumonville lediglich den Auftrag hat, Washingtons Regiment zur Umkehr aufzufordern, ist es zu spät. Der Kolonialoffizier verliert die Kontrolle über die Situation. Tanaghrisson und seine Männer schlagen los.

So sehr Washington tags darauf in seinem Lagebericht an den Gouverneur die ganze Sache herunterspielt, weiß er, dass der Vorfall militärische Konsequenzen haben wird. Die Franzosen werden Tod ihres Emissärs sowie der anderen

Soldaten nicht schulterzuckend hinnehmen. Der Offizier schickt die Gefangenen auf die beschwerliche Reise nach Virginia und lässt unverzüglich das Lager seines Regiments, nur wenige Kilometer vom Schauplatz des brutalen Geschehens, mit einer Holzpalisade umgeben: Fort Necessity. Das Fort aus Notwendigkeit, wie Washington es tauft, liegt allerdings schlecht platziert in einer Talsenke. Trotzdem verspricht der Offizier seinen Oberen in Briefen voller Bravade, „nicht einen Zoll aufzugeben“. Komme, was wolle.

NUR EINEN MONAT SPÄTER sind die Franzosen da. Von den Überlebenden wissen sie, was Jumonville widerfahren ist. Mit 600 Soldaten und 100 indigenen Verbündeten greifen sie Fort Necessity am 3. Juli 1754 an. Es regnet viel an diesem Tag, die notdürftig ausgehobenen Schützengräben laufen mit Wasser voll, Washingtons Männer können ihre Musketeen nicht trocken halten. Indigene und Franzosen aber feuern aus der Deckung des Waldes auf sie. Die Soldaten von

Fort Necessity haben keine Chance. Noch in der Nacht signiert Washington bei strömendem Regen im Lichtschein einer flackernden Kerze die Kapitulation.

Immerhin ermöglichen die Franzosen ihm und seinen Leuten einen ehrenvollen Abzug. Er unterschreibt aber auch, offenbar ohne es zu bemerken, dass Jumonville bei dem Zwischenfall einen guten Monat zuvor „ermordet“ worden sei. So ist es in der Urkunde formuliert. Hat sein Übersetzer die Worte nicht richtig wiedergegeben? Konnten die Männer in der Dunkelheit die von Regentropfen verwaschene Tintenschrift nicht mehr eindeutig entziffern? Man weiß es nicht. Jedenfalls haben die Franzosen nun ein Dokument in der Hand, in dem Washington seine „Tat“ eingesteht. Und sie wissen es zu Propagandazwecken zu nutzen.

In Europa wird Washington bald berühmt-berüchtigt sein, ein britischer Autor bezeichnet die Kapitulation als „den verrufensten Akt, für den sich ein britischer Untertan je hergeben hat“.

Washingtons indigener Verbündeter Tanaghrisson, der Jumonville eigenhändig erschlagen hat, ist da mit seinen

DIE EREIGNISSE in Nordamerika – hier der Lake Champlain – wirken direkt auf das Machtgefüge in Europa. Aus Furcht, dass Frankreich sich Kurhannovers bemächtigt, des Stammlands seines Königs, schließt Großbritannien Anfang 1756 ein Bündnis mit Preußen. Fortan sind die Schicksale der beiden Staaten miteinander verbunden (John Frederick Kensett, 1852)

ZWEI JAHRE NACH DEM

TOD VON JUMONVILLE

ERKLÄREN SICH BRITEN UND FRANZOSEN DEN KRIEG

Leuten bereits weitergezogen. Als erfahrener Kämpfer ahnte er zweifellos, wie aussichtslos Washingtons Lage angesichts der französischen Übermacht war – nicht zuletzt, weil die anderen Indigenen die Briten nicht mehr unterstützen wollten. Er selbst hat allerdings nur noch kurze Zeit zu leben. Im Oktober 1754 erliegt Tanaghrisson einer Krankheit.

Der „Jumonville-Zwischenfall“ beschleunigt die Eskalation im Kampf um Nordamerika. Die Nachricht über das Verhalten des jungen Offiziers hat die britische Regierung entsetzt. König Georg II. sieht ihn als unerfahrenen Draufgänger. Ohnehin halten britische Kommandeure nicht viel von den Truppenführern aus den Kolonien; ein General wird sie gar als „miese Ansammlung heruntergekommener Gastwirte, Pferdejockeys und Händler“ beschimpfen.

Wohl auch weil das Zutrauen in die militärischen Fähigkeiten der Kolonisten fehlt, fällt die Regierung den Beschluss, eigene Truppen zu entsenden: Sie sollen die Franzosen in Nordamerika in die Schranken weisen. Am 16. Januar 1755 werden zwei Regimenter im irischen Cork eingeschifft, etwa 1000 Männer, zwei weitere Regimenter sollen die Kolonien stellen. Oberbefehlshaber aller britischen Truppen vor Ort wird General Edward Braddock, ein Mann, nicht gewohnt, Widerspruch zu dulden.

Den Franzosen bleiben die Vorbereitungen der Briten nicht verborgen. Sie senden Anfang 1755 ihrerseits Truppen nach Nordamerika – rund 3150 Soldaten. Eine militärische Konfrontation in Übersee scheint unausweichlich zu werden. Beide Seiten rüsten für einen bisher unerklärten Krieg.



Tatsächlich hegt Braddock einen Angriffsplan, der vorsieht, die Franzosen an vier Stellen gleichzeitig zu attackieren: Er selbst will sie mit seinen *redcoats* (wegen ihrer roten Uniformjacken) aus der Ohio-Gegend vertreiben und dann weiter zu den Großen Seen marschieren. Zwei weitere Regimenter sollen das französische Fort Niagara am Südufer des Ontariosees angreifen. Die Truppen der Kolonien bekommen zum einen den Auftrag, die Franzosen am Lake Champlain zu verjagen. Und zum anderen, von Boston aus Richtung Norden aufzubrechen, um den Franzosen zwei Forts in Akadien abzunehmen.

Ein ehrgeiziger Plan mit einem großen Manko: Seine Schöpfer in London waren zuvor nie in Nordamerika. Dem 60-jährigen General sind Terrain und Entfernung dort vollkommen fremd. Wie schwierig es sein wird, jenseits der Küstenregionen eine Armee mit Kanonen und schweren Fuhrwerken zu bewegen, ist ihm nicht klar. Seine Truppen werden niemals so schnell vorankommen, wie er es auf den vagen Landkarten plant, die ihm zur Verfügung stehen. Er hat keinerlei Vorstellung davon, wie Kriege in den Wäldern Nordamerikas geführt werden – eben nicht in offener Feldschlacht wie in Europa, wo Infanteristen in Linien Aufstellung beziehen und Salven aufeinander abfeuern. Vielmehr kämpfen die Gegner nach Art der Einheimischen: mit Überraschungsangriffen, Hinterhalten und gezielten Attacken in kleinen Formationen.

Vor allem aber stößt Braddock in Verhandlungen mit Indigenen diejenigen vor den Kopf, die ihn in genau dieser Art der Kriegsführung unterstützen könnten: „Kein Wilder soll das Land erben“, dekretiert er bei den Gesprächen in Virginia. Die Ohio-Region soll in den Besitz der Briten kommen, nicht das Land der Indigenen bleiben. Die ziehen sich daraufhin aus den Verhandlungen höflich zurück – und kämpfen fortan fast alle aufseiten der Franzosen.

Diese hochfahrende Art wird Braddock zum Verhängnis werden. Zwar nimmt er Washington als persönlichen Adjutanten mit auf den Feldzug. Schließlich ist der junge Offizier einer der wenigen, die zumindest schon einmal in der Region waren. Doch sonst weist Braddock Ratschläge der Kolonisten weit von sich.

Auf dem zuvor von Washington gebahnten Weg rücken seine Truppen quälend langsam nach Nordwesten vor, wollen Fort Duquesne angreifen. 2200 Soldaten, zehn Kanonen, vier Haubitzen, 15 Mörser. Auf dem Papier sind die Briten den Franzosen klar überlegen, die lediglich 1600 Mann an ihrem Fort zusammengezogen haben.

MARIAN FÜSSEL

»Der Preis des Ruhms – Eine Weltgeschichte des Siebenjährigen Krieges« Erhellende Darstellung des Krieges und seines globalen Charakters (C. H. Beck).

FRED ANDERSON

»Crucible of War – The Seven Years' War and the Fate of Empire in British North America, 1754–1766« Das Geschehen auf dem amerikanischen Kriegsschauplatz: packend geschrieben (Random House).

Deren indigene Späher haben den mühseligen Vormarsch fest im Blick: Die Briten in ihren rot leuchtenden Uniformröcken sind in den Wäldern kaum zu übersehen. Ehe Braddocks Truppen ihr Ziel erreichen können, legen ihnen ihre Gegner am 9. Juli 1755, gut zehn Kilometer vom Fort entfernt, einen Hinterhalt und greifen an. Braddock befiehlt seinen Truppen noch, Schlachtordnung einzunehmen. Doch im Wald ist dafür kein Platz. Hinter Bäumen versteckt, zielen indigene Scharfschützen auf die Briten, und binnen weniger Minuten sind 15 von 18 Offizieren gefallen; der General selbst wird verwundet. Die Verwirrung ist groß: Britische Einheiten feuern im Durcheinander auf britische Einheiten, bald bricht jede Ordnung zusammen. Der Vormarsch endet in wilder Flucht.

Die Verluste für die Briten sind enorm: fast 900 Gefallene oder Verwundete (gegenüber nicht einmal 40 Toten und Verletzten aufseiten der Franzosen). Wenige Tage später stirbt auch Braddock an seiner Schussverletzung. Sein Adjutant Washington hält die Leichenrede.

Vollends hat begonnen, was die britischen Kolonisten „French and Indian War“ nennen werden und die Franzosen „Guerre de la Conquête“. Das Hinterland von Virginia liegt nun ungeschützt da. Indigene Krieger machen Jagd auf weiße Siedler. Bis zum Herbst 1755 werden mehr als 100 ermordet oder sind in Gefangenschaft geraten. Viele weitere fliehen.

INDIGENE VERBÜNDETE der Franzosen überfallen britische Kolonisten und Soldaten, als diese nach der Kapitulation von Fort William Henry am 9. August 1757 abziehen wollen. Erst im Jahr darauf wird sich das Kriegsglück für die Briten wenden. Das Massaker aber geht in die Weltliteratur ein, James Fenimore Cooper verarbeitet es in einem seiner »Lederstrumpf«-Romane



Auch an den anderen Fronten kommen die Briten nicht so voran wie erhofft. Der Vormarsch auf Fort Niagara bleibt auf halbem Weg stecken. Am Lake George vermeiden die britischen Truppen zwar eine Niederlage, sind aber weit davon entfernt, die Franzosen zu vertreiben. Allein in Akadien können sie die französische Garnison zur Aufgabe zwingen – mit desaströsen Folgen für die französischen Siedlerfamilien. Zwischen 7000 und 12 000 Menschen werden die Briten von dort innerhalb eines Jahres vertreiben. Viele verlieren auf dem erzwungenen Exodus ihr Leben.

Ende 1755 graben sich beide Seiten in dem noch immer unerklärten Krieg zunächst einmal ein: Sie befestigen im Herbst und Winter ihre Forts in Vorbereitung weiterer Angriffe des Gegners. Die werden nicht ausbleiben.

DENN IN EUROPA beherrscht das Geschehen in Nordamerika längst die Politik der Großmächte. Schon im August 1755 verhängt der preußische König Friedrich II. eine Urlaubssperre für seine Offiziere, noch bevor er die Nachricht von der Niederlage Braddocks erhält: „Die Sachen“, schreibt er einem seiner Generäle, dürften auch in Europa „etwas verwirret werden“. Tatsächlich schließen Großbritannien und Preußen ein paar Monate später, im Januar 1756, ein Neutralitäts- und Garantieabkommen, weil die „seit einiger Zeit in Amerika entstandenen Unruhen sich leicht weiter ausbreiten“ könnten, wie die „Berlinischen Nachrichten“ schreiben. Am 1. Mai 1756 gehen wiederum Frankreich und Österreich ein Defensivbündnis ein. Kurz darauf, am 17. Mai, erklärt Georg II. in London Frankreich den Krieg; am 9. Juni erwidert der französische König Ludwig XV. den Akt mit einer Kampfansage Richtung London. Der Siebenjährige Krieg hat offiziell begonnen. (Wenige Monate später wird der mit London verbündete Friedrich II. ohne Kriegserklärung das benachbarte Kursachsen überfallen, um von dort die mit Versailles alliierten Österreicher besser angreifen zu können, und so den zentralen Konflikt in Europa entfachen; siehe Seite 40.)

Schon vorher reisen weitere Truppenverstärkungen über den Atlantik. Im Mai 1756 erreichen sechs französische Kriegsschiffe mit mehreren Hundert Soldaten den Sankt-Lorenz-Strom, im Sommer landen neue briti-

sche Truppen in New York, insgesamt 6000 Mann stehen dem Oberkommandierenden nun zur Verfügung. Doch sie können das Kriegsgeschehen nicht wenden. Noch im August 1756 fällt Fort Oswego am Ontariosee, der Posten, den die Briten eigentlich als Ausgangspunkt für ihren Angriff auf Fort Niagara befestigt hatten. Ein Jahr später wird Fort William Henry am Lake George erobert, ereilt die Besatzung und die dort befindlichen Kolonisten ein grausames Schicksal, als indigene Verbündete der Franzosen nach der Kapitulation die Abziehenden überfallen.

Auch weiter im Süden im Hinterland von Virginia sieht es kaum besser aus für die britischen Siedler. Eine Postenkette soll die Kolonie auf einer Strecke von mehr als 500 Kilometern schützen, mit einem Fort und nicht einmal 20 Blockhäusern. Verantwortlich als neuer Kommandeur

der Kolonialtruppen dort: Oberst George Washington. Aber auch diese Maßnahmen können Überfälle indigener Kämpfer nicht verhindern. Siedlungen werden weiterhin niedergebrannt, Menschen entführt oder ermordet und die skalpierten Leichen zurückgelassen. Und das nicht nur hier, sondern auch westlich von Pennsylvania und Maryland.

Erst 1758 wird sich die Situation für die Briten in Nordamerika verbessern. Sie erobern im Juli Louisbourg am Sankt-Lorenz-Golf und marschieren im selben Jahr erneut auf Fort Duquesne. Mit dabei ist George Washington, als einziger einheimischer Kommandeur einer der drei Brigaden. Am 25. November 1758 führt er die Angreifer an der Spitze von 2500 Mann ins niedergebrannte Fort – für den Feldzug zum Brigadegeneral befördert. Weil ihre indigenen Verbündeten weitergezogen waren, hatten die Franzosen angesichts der gegnerischen Übermacht in der Befestigungsanlage Feuer gelegt und waren auf dem Ohio geflohen. Im Jahr darauf beginnt sich das Blatt deutlich zugunsten der Briten zu wenden (siehe Seite 110).

Washington aber nimmt nach dem Triumph bei Fort Duquesne seinen Abschied. Er wird sich auf sein Gut Mount Vernon zurückziehen und heiraten. Der Siebenjährige Krieg ist damit für ihn beendet. Anderthalb Jahrzehnte später wird er wieder in den aktiven Dienst eintreten, wird wieder in den Krieg ziehen – dann aber als Kämpfer für die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Kolonien von Großbritannien. ◇



Lesen Sie auch »French and

Indian War: Wer war

›Der letzte Mohikaner?« (aus
GEOEPOCHE Nr. 4) auf
www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Nachdem der junge Kolonialoffizier George Washington am 28. Mai 1754 zugelassen hat, dass ein französischer Emissär in seiner Gegenwart von einem indigenen Verbündeten getötet wird, entbrennt der schwelende Konflikt zwischen den Kolonialmächten Frankreich und Großbritannien in Nordamerika zum »French and Indian War« (franz. »Guerre de la Conquête«) – noch bevor der Siebenjährige Krieg in Europa beginnt.

1756

Kriegsbeginn in Europa

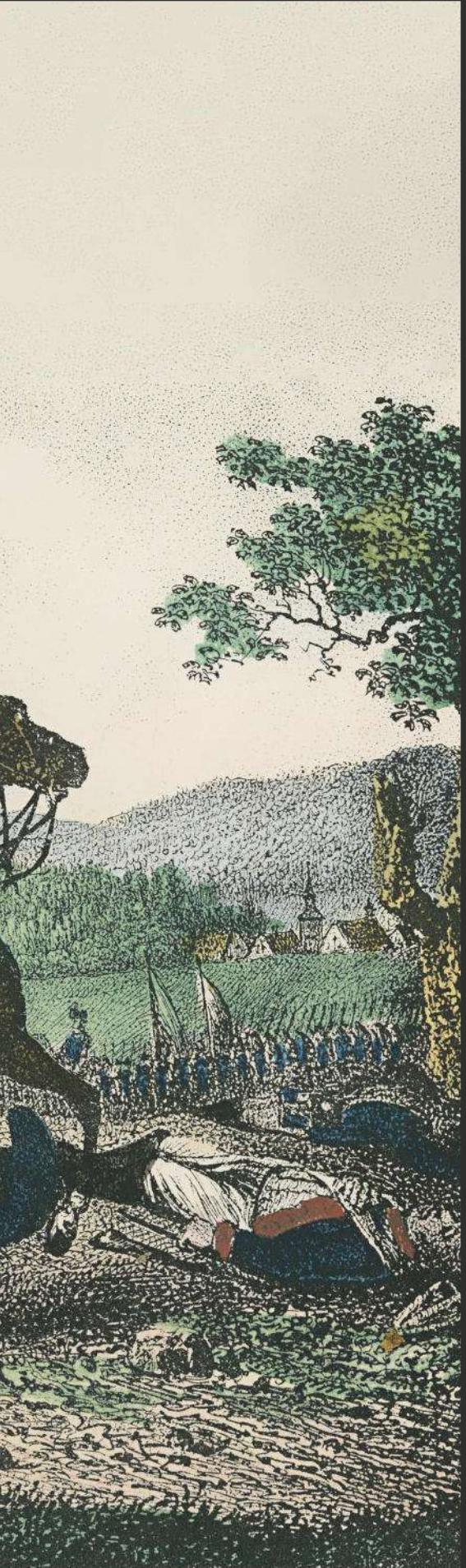


RUHM UM JEDEN PREIS

Er ist nicht zum Soldaten geboren. Süchtig aber nach Ruhm und Anerkennung, fordert der Mann, der 1740 als Friedrich II. den preußischen Thron besteigt, bald halb Europa heraus, um sein Land zur Großmacht zu schmieden. 1756 soll ein Krieg entscheiden, wem Schlesien gehört: Preußen oder Österreich.

Er wird sieben Jahre dauern

FRIEDRICH II., hier auf einem Schimmel am Morgen nach der Schlacht von Leuthen 1757 dargestellt, versteht es, seine Soldaten mit flammenden Reden zum Kampf zu motivieren. Wenn nötig, folgen sie ihm bis in den Tod



TEXT: Frederik Seeler

TANGE BEVOR DIE SONNE AUFGEHT, steigt Friedrich der Große auf sein Pferd und reitet los. Der Morgen des 5. Dezember 1757 ist eisig kalt, Dunst hängt über den Feldern. Der Uniformrock des Preußenkönigs: verschlossen. Die Beinkleider voller Flicken. Wären da nicht die Schärpe und der Federhut, man könnte ihn für einen einfachen Kavalleristen halten. Friedrich gefällt sich in dieser Inszenierung. Er möchte nicht so auftreten wie andere Monarchen, die von einem fernen Schloss aus Befehle erteilen. Er will unmittelbar bei seinen Soldaten sein, hier im Herzen Schlesiens, wo heute bei dem Dorf Leuthen eine Entscheidung fallen soll.

Mit Friedrich II. reitet die leichte Kavallerie. Einige Tausend Husaren, bewaffnet mit gekrümmten Säbeln, Karabinern und Pistolen, gefürchtete Spezialisten für schnelle Manöver. Gemeinsam mit weiteren Einheiten der Reiterei, einem Teil der Fußtruppen und zehn Geschützen bilden sie die Vorhut. Um sechs Uhr morgens folgt ihnen der Hauptteil der preußischen Truppen. Infanteristen, rund 25 000 Mann. Sie tragen blaue Uniformröcke, ihre Flinten mit den aufgesetzten Bajonetten geschultert. Einige der Soldaten haben schon viele Schlachten für Preußen durchgestanden, andere sind noch unerfahren, nicht wenige kaum 20 Jahre alt. Sie alle laufen vorwärts, immer weiter in die Ungewissheit.

Normalerweise hätten Trommler den „Generalmarsch“ geschlagen, um das Zeichen zum Aufbruch zu geben, doch der König hat Stille befohlen. Man will sich den Spähern der österreichischen Armee nicht zu früh verraten. Doch während sie nun marschieren, beginnen einige der Männer leise zu singen. „O Gott, du frommer Gott“. Ein altes Kirchenlied. Es soll Mut machen. „Gib, dass ich tu' mit Fleiß, was mir zu tun gebühret, wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet.“ Feldmusiker begleiten bald den Gesang, in den immer mehr Soldaten einstimmen: „Und wenn ich's tu', so gib, dass es gerate wohl!“

Als Friedrich sie hört, bringt er sein Pferd zum Halten, lauscht, wie sie geloben, göttlichem Befehl zu folgen. So zumindest überliefert es ein späterer Bericht voll Bewunderung für den König. Derselben Erzählung nach reitet ein Adjutant heran, fragt den Monarchen, ob er das Singen verbieten solle, doch Friedrich winkt ab und sagt zu einem mit ihm reitenden General: „Meint er nicht, dass ich mit solchen Leuten heute siegen werde?“

Gegen acht Uhr lichtet sich allmählich der Nebel, Morgen-sonne erhellt die gefrorenen Felder, der Gesang ist verstummt. In einiger Entfernung sind Männer auf Pferden zu sehen, österreichische Kavallerie. Der Kampf steht kurz bevor. Befehle brechen die angespannte Ruhe, die Infanteristen der preußischen Vorhut machen sich bereit, die Husaren auch – und preschen vor zum Angriff. Die Schlacht von Leuthen hat begonnen.

Zwei Tage zuvor hat König Friedrich II. seine Truppen mit einer mitreißenden Rede auf das bevorstehende Gefecht eingeschworen. Der Monarch, der sich gern als flötenspielender Schöngest gibt, der Musikstücke für sein Instrument komponiert, Gedichte und Opernlibretti schreibt, kunstvolle Schlösser bauen lässt und mit dem französischen Philosophen Voltaire korrespondiert, kennt auf dem Schlachtfeld keine Rücksicht, sucht den Kampf, sogar in Unterzahl.

Zwei Kriege hat er schon gegen die österreichischen Habsburger um Schlesien geführt. Dieses Mal will Friedrich unwiderrufliche Fakten schaffen

AUF BEFEHL seines Vaters, des »Soldatenkönigs«, muss der Thronfolger mitansehen, wie sein Freund Hans Hermann von Katte als Deserter hingerichtet wird. Er hatte dem Prinzen bei einem Fluchtversuch geholfen. Der Tod Kattes verändert den feinsinnigen Friedrich für immer

und tritt damit einen Konflikt in der Mitte Europas los, der als Siebenjähriger Krieg in die Geschichte eingehen wird – und sich durch internationale Bündnisysteme zu einem Kampf von globalen Dimensionen auswächst.

Bei Leuthen will Friedrich beweisen, dass seine Untertanen ihn zu Recht „den Großen“ nennen und dass Preußen zu den führenden Staaten Europas gehört. Eine Macht, die auf einer einzigartigen Armee beruht, mit loyalen Offizieren, effizientem Nachschub sowie Zighausenden Infanteristen, die in größter Disziplin für ihren König marschieren, schießen und – wenn es sein muss – sterben.

•

NOCH 50 JAHRE ZUVOR spottet man an Europas Höfen über Preußen. Als sich Friedrichs Großvater, der Kurfürst von Brandenburg, 1701 als Friedrich I. zum König in Preußen erhebt, besteht sein Herrschaftsgebiet aus etlichen Territorien, verstreut vom Rhein bis ins Baltikum, mit nur gut zwei Millionen Untertanen. Zum Kernland Brandenburg kommen Hinterpommern an der Ostsee, das namensgebende Herzogtum Preußen (das selbst später „Ostpreußen“ genannt wird) sowie einige kleinere

DER JUNGE KRONPRINZ spielt lieber Querflöte, als sich mit dem Degen zu erüchtigen (Prunkwaffe, um 1750)





Gebiete, unter anderem im Niederrheinisch-Westfälischen. Die Residenzstadt Berlin hat kaum gepflasterte Straßen, im Sommer plagen Mücken schwärme die Bewohner.

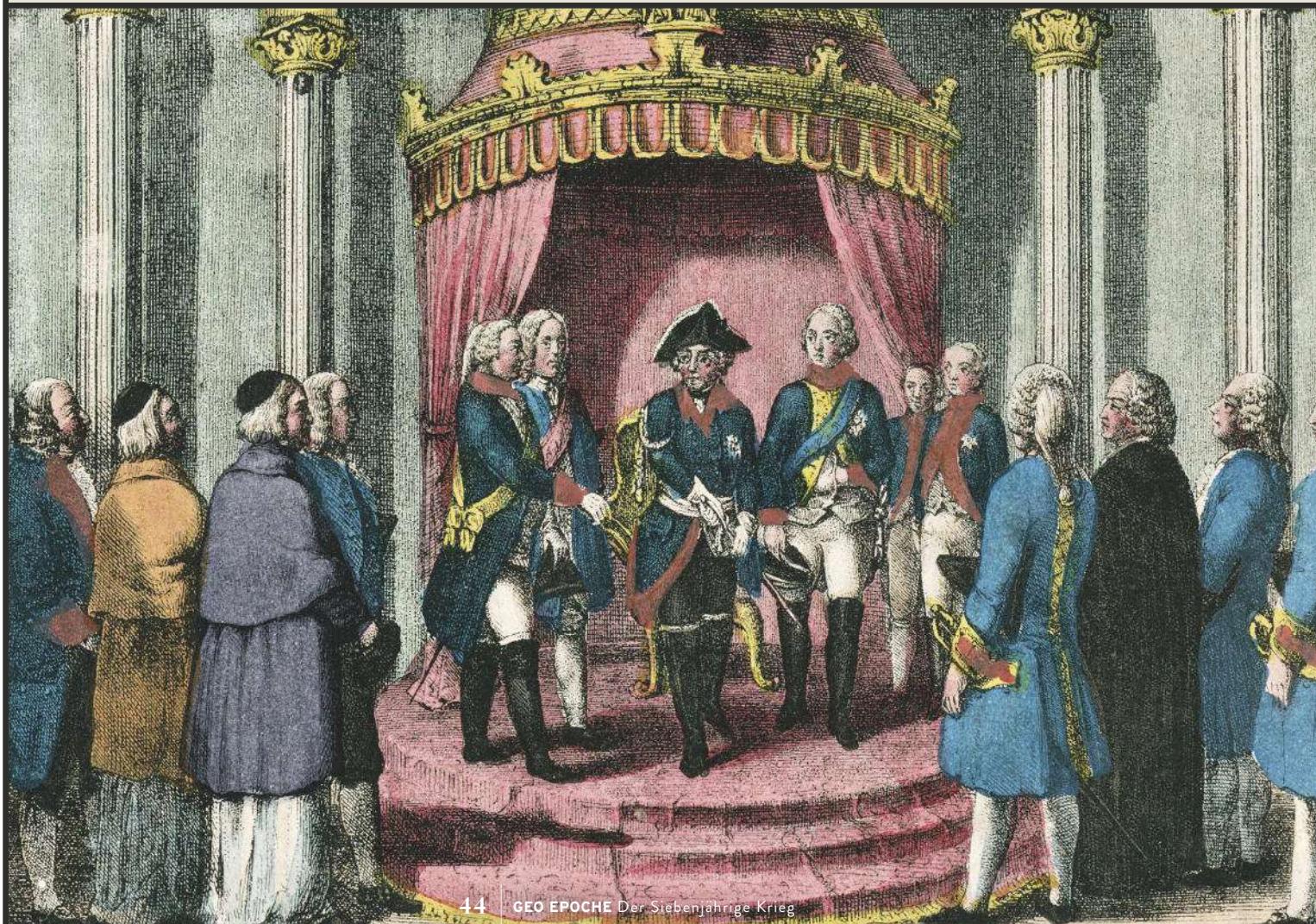
Brandenburg ist Teil des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, einem losen Verband von überwiegend

KAUM AUF DEM THRON, überfällt Friedrich II. im Dezember 1740 Schlesien, dessen Stände dem siegreichen König im Jahr darauf in Breslau huldigen müssen (unten). Die wohlhabende Region an der Oder gehört den österreichischen Habsburgern. Deren Oberhaupt, Erzherzogin Maria Theresia, will den Verlust nicht hinnehmen

deutschsprachigen Städten, weltlichen und geistlichen Fürstentümern. Seit fast 300 Jahren stellt die österreichische Dynastie der Habsburger ununterbrochen dessen Könige und Kaiser. Tatsächlich hat das amtierende Reichsoberhaupt der Selbsterhebung von Friedrichs Großvater zum König erst nach langwierigen Verhandlungen zugestimmt, und das auch nur, weil das Herzogtum Preußen – das Gebiete im heutigen Nordosten Polens, die russische Enklave Kaliningrad sowie einen Teil Litauens umfasst – im Gegensatz zu Brandenburg außerhalb des Reichsgebiets liegt. Innerhalb des Reiches würde der Kaiser keinesfalls einen weiteren König zulassen. (Das zum Königreich erhobene Herzogtum umfasst nur einen Teil des ursprünglich Preußen genannten Gebiets, der andere Part untersteht weiterhin dem polnischen Monarchen. Deswegen darf sich Friedrich I. nur König *in* Preußen und nicht *von* Preußen nennen.)

Nach und nach setzt sich der Name Preußen für das ganze Staatsgebilde durch. Das Kerngebiet bleibt indes Brandenburg, das durch keinerlei natürliche Barrieren geschützt wird und nur schwer gegen fremde Mächte zu verteidigen ist.

Bereits der Vater von König Friedrich I., Kurfürst Friedrich Wilhelm, war daher davon überzeugt, dass sein Land eine schlagkräftige Armee braucht, um bestehen zu können. Doch erst Friedrichs Sohn und Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., richtet es vollkommen auf das Militär aus. So reformiert er 1733 die





SCHILDE AUS METALL
prangen an den
Kopfbedeckungen
der preußischen
Infanteristen
(hier eine Gren-
diermütze)

FRIEDRICH II. ist ein Meister der Inszenierung seiner selbst, aber auch ein Förderer der Künste. Bei Potsdam lässt er Schloss Sanssouci als prächtige Residenz errichten, gibt dort Flötenkonzerte oder empfängt gelehrte Freunde – wie hier den französischen Schriftsteller und Philosophen Voltaire

Aushebungen im eigenen Land: Jedem Regiment ordnet er einen Bezirk mit etwa 5000 bis 8000 Haushalten zu. In diesen sogenannten Kantonen erfassen die Behörden alle nicht adeligen jungen Männer in Listen. Ausgenommen sind einige Regionen und manche Berufsgruppen, etwa Handwerker. Von allen anderen wird jedes Jahr ein Kontingent zum Dienst eingezogen. Die neuen Soldaten müssen eine 24-monatige militärische Ausbildung absolvieren und in der Regel danach für einige Wochen im Jahr mit ihrem Regiment exerzieren.

Der preußische Adel wiederum hat die Offiziere zu stellen. Zum Militär gehen vor allem die zweit- und drittgeborenen Söhne von Grafen und Junkern, die keine Ländereien erben und sich so Einkommen und Status als Offiziere verdienen können. Bald stehen in Preußen 80 000 Mann unter Waffen, auf ungefähr 30 Einwohner kommt ein Soldat, im Falle der Kantonisten zumindest in Teilzeit.

„Preußen ist kein Staat, der eine Armee besitzt, sondern eine Armee, die Besitz von einem Volk ergriffen hat“, witzelt angeblich einmal ein französischer Staatsmann. Friedrich Wilhelm nennt man den „Soldatenkönig“. Dabei setzt der Herrscher seine Truppen kaum jemals ein. Dafür sind sie ihm offenbar viel zu kostbar. Sie sollen wohl vor allem eines: potenzielle Angreifer abschrecken.

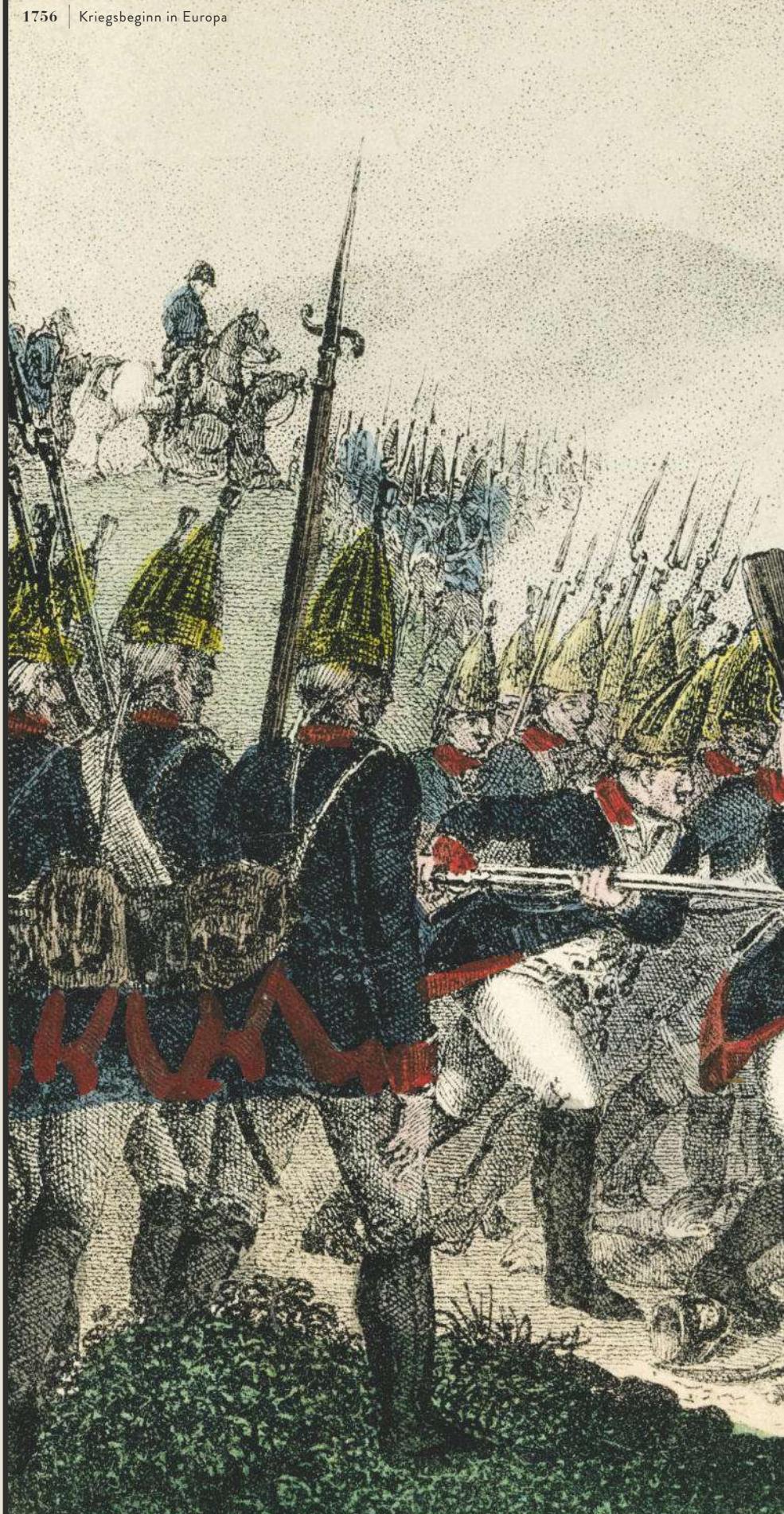
Sein Sohn Friedrich, der 1712 geboren wird, scheint indes so gar nicht in diese militärische Welt zu passen. Das Kind fürchtet sich vor dem Donnern der



Kanonen, verschmäht die Zinnsoldaten, die sein Vater ihm zum Spielen gibt. Den jugendlichen Friedrich fasziert das Schöne, das Feine: Musik, Tanz, Lyrik, Parfüm. Er sammelt 4000 Bücher, rezitiert Gedichte und spielt auf einer Waldlichtung den Vögeln auf der Flöte vor. Mit 24 Jahren schreibt er einen ersten Brief an Voltaire, den damals schon berühmten Schriftsteller und Philosophen der Aufklärung – jener Geisteshaltung, die die menschliche Vernunft als das oberste Maß jeden Handelns sieht –, beginnt eine intensive Korrespondenz mit dem Franzosen, der bald zu einem Mentor wird.

Das Verhältnis zum Vater hingegen könnte schlechter kaum sein. Der Soldatenkönig schlägt seinen Sohn, prügelt ihn sogar vor Untergebenen, beschimpft ihn als „effeminierten“ („verweiblichten“) Weichling. Mit 18 Jahren versucht Friedrich vom Hof zu fliehen, nach Großbritannien, wo sein Onkel Georg II. regiert, ein Bruder seiner Mutter Sophie Dorothea aus dem Hause Hannover. Doch Friedrich wird abgefangen, der Vater lässt ihn in die Festung Küstrin an der Oder sperren. Er behandelt den Sohn wie einen normalen desertierten Offizier und stellt ihn vor ein Militärgericht. Auf Fahnenflucht steht die Todesstrafe. Doch der König lässt nur Friedrichs Freund und Mitwisser der Flucht, Hans Hermann von Katte, den Kopf abschlagen. Friedrich muss von seinem Fenster aus zusehen.

PREUSSISCHE SOLDATEN stürmen am 1. Oktober 1756 Lobositz in Böhmen. Die österreichischen Truppen, auf die sie hier stoßen, wollen Kursachsen zu Hilfe eilen – Friedrich hat das Land zuvor überfallen und damit den Siebenjährigen Krieg in Europa begonnen. Es ist die erste größere Schlacht des Konflikts auf dem Kontinent





Als der Vater seinem Sohn nach mehr als einem Jahr die Begnadigung in Aussicht stellt, fällt Friedrich vor ihm auf die Knie, gelobt Besserung. Der Thronfolger lernt, sich zu verstehen. Fortan dient Friedrich als Regimentschef in der Armee. Er trinkt

Bier statt Wein, geht auf die Jagd, statt Theater zu spielen. Mit der Zeit aber scheint er tatsächlich am Soldatentum Gefallen zu finden, deutet es wohl für sich um. Uniformen, Heldentum, Manöver und Taktiken – die Kunst des Krieges.

Friedrich liest ein Werk des Aufklärers Montesquieu über Aufstieg und Fall der Römer, Machiavellis Gedanken über den idealen Herrscher, verfasst eigene Thesen darüber, was Königen Ruhm beschert. Der Kronprinz entwickelt Ehrgeiz, will selbst zu den Großen gehören. „Die Befriedigung, meinen Namen in den

PREUSSEN UND SEINE NACHBARN UM 1750



FRIEDRICH II. erbt von seinem Vater 1740 einen Staat, der aus etlichen, teils unverbundenen Territorien besteht. Namensgebend ist das 1701 zum Königreich erhobene Herzogtum Preußen (später »Ostpreußen« genannt), das Kernland bildet aber das Kurfürstentum Brandenburg. Dieses gehört wie die Kurfürstentümer Sachsen und Braunschweig-Lüneburg (»Kurhannover«) sowie Hunderte weitere Städte, geistige und weltliche Fürstentümer zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Dessen Kaiser stellen seit Jahrhunderten die Habsburger, die bis zur preußischen Eroberung auch Schlesien beherrschen

Zeitungen und später in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt“, wird er nach seinem ersten großen militärischen Schachzug 1741 in einem Brief an einen Vertrauten schreiben. Zum Vorbild wird ihm der Schwedenkönig Karl XII., der Anfang des Jahrhunderts seine Männer persönlich in den Kampf führte. Auch das Schlachtfeld kann eine Bühne sein.

1740 stirbt der Vater, Friedrich folgt ihm auf den Thron. Schon sechs Monate später marschiert der 28-Jährige an der Spitze von mehr als 20 000 Soldaten in seinen ersten Krieg. Den Offizieren verspricht er ein „Rendezvous des Ruhms“. Das Ziel des Angriffs: Schlesien.

Das wohlhabende Gebiet an der Oder ist bekannt vor allem für sein florierendes Textilgewerbe. Die Herstellung von Stoffen und der Handel damit haben die Region reich gemacht. Seit 1526 gehört sie den Habsburgern. Das Adelsgeschlecht ist die Hegemonialmacht im Heiligen Römischen Reich, es stellt über Jahrhunderte den römisch-deutschen Kaiser und regiert um 1740 nicht nur über die österreichischen Erblande des Hauses sowie Böhmen, Mähren und Schlesien, sondern auch über Ungarn sowie Teile Norditaliens und die südlichen Niederlande (in etwa das heutige Belgien).

In diesem Jahr 1740 aber sind die Habsburger geschwächt. Nach dem Tod von Kaiser Karl VI. tritt die 23-jährige Erzherzogin Maria Theresia die Herrschaft in Österreich an. Eine 1713 erlassene Verfügung Karls VI. hatte überhaupt erst möglich gemacht, dass ihm – bei Fehlen eines männlichen Erben in allen Linien der Familie – eine Frau an der Spitze des Hauses nachfolgen könnte. Doch nicht alle europäischen Mächte sind nun, da dieser Fall tatsächlich eingetreten ist, auch bereit, den Thronanspruch von Karls ältester Tochter Maria Theresia anzuerkennen. Um die habsburgischen Länder entbrennt bald ein opferreicher Krieg mit etlichen Beteiligten in wechselnden Bündnissen, der erst 1748 enden wird. Von allen der Erste aber, der die Situation für seine Zwecke nutzen will, ist der Preuße Friedrich II.

KRIEG GILT IM 18. JAHRHUNDERT vielen Staatenkern als normales Mittel der Politik, Streit um Ansprüche und Gebiete wird auf dem Schlachtfeld ausgetragen. Dennoch ist man an den europäischen Höfen schockiert über die Aggressivität des neuen Preußenkönigs, der, kaum auf dem Thron, ohne Skrupel zu den Waffen greift und im Dezember 1740 in Schlesien einfällt. Sein bisheriges Reich ist ihm offensichtlich nicht genug. Friedrich will Preußen nicht nur territorial vergrößern, es um eine prosperierende und strategisch bedeutsame Region erweitern, er will seinen Staat zu einer europäischen Großmacht schmieden.

Schnell können Friedrichs Truppen fast ganz Schlesien besetzen, aber im Frühjahr 1741 zieht Österreich zum Gegenschlag. Als es bei Mollwitz unweit von Breslau zum ersten großen Kampf kommt, reitet Friedrich wie sein schwedisches Vorbild Karl XII. mitten ins Geschehen. Kaum jedoch geraten die preußischen Linien in Bedrängnis, flieht der König vom Schlachtfeld. Den Generälen seines Vaters gelingt es, die Niederlage noch abzuwenden. Preußen geht als Sieger aus dem Konflikt hervor. Im Frieden von 1742 wird Friedrich nahezu das ganze Gebiet zugesprochen (nur ein kleiner Teil im Südosten bleibt bei den Habsburgern). Ein weiterer Krieg 1744/45 ändert an den Besitzverhältnissen nichts. Als Friedrich II. wenige Tage nach dem Friedensschluss am 28. Dezember 1745 in Berlin einzieht,

jubelt die Menge ihm zu. Sein Beutezug in Schlesien hat Preußens Territorium um mehr als ein Drittel vergrößert und dem König rund eine Million neue Untertanen eingebracht. Lang lebe Friedrich „der Große“, rufen die Menschen. Anerkennung, nach der er sich so lange gesehnt hat.

Nun kann Friedrich das Leben führen, das er möchte. Die Einnahmen aus Schlesien ermöglichen es ihm, das prächtige, von kunstvollen Gärten umgebene Schloss Sanssouci bei Potsdam errichten zu lassen, im beschwingten Stil des Rokoko. Er tritt bei Konzerten auf, geht mit Voltaire spazieren, der für einige Jahre am preußischen Hof lebt, schreibt Bücher. Doch in einem „Politischen Testament“ lässt er 1752 erkennen, dass er noch längst nicht zufrieden ist. Ganz oben auf seiner Wunschliste: das benachbarte und wohlhabende Kurfürstentum Sachsen.

Friedrich rüstet auf. Gewehrfabriken, Kanonengießereien, Pulvermühlen florieren, Preußens Armee vergrößert der König auf bis zu 160 000 Mann. Das Kantonssystem seines Vaters ist bei dem gesteigerten Bedarf an Kämpfern längst an seine Grenzen gestoßen, ebenso wie die Praxis, Tagelöhner, Kleinkriminelle und Landstreicher zu Soldaten zu machen. Stattdessen dienen nun immer mehr „Ausländer“ in Friedrichs Truppen: Werbeoffiziere ziehen etwa durch Mecklenburg, Kurhannover und Süddeutschland, um Männer für die Truppen zu gewinnen: mit Geld und der Aussicht auf ein Leben abseits eines eintönigen Daseins als Handwerksgeselle oder abhängiger Bauer, mitunter aber auch mit Branntwein



MIT EINEM GEKRÖNTEN Monogramm verziert ist die Spitze dieser Fahnenstange, wie sie Friedrichs Soldaten mit ins Feld führen. Seine Truppen sind berühmt für ihre Disziplin

und List. Der Schweizer Bauernsohn Ulrich Bräker etwa erhält eine Position als Diener eines preußischen Offiziers und folgt diesem nach Berlin. Dort angekommen aber muss er unversehens den blauen Uniformrock überstreifen.

Die Rekruten brauchen lange Arme und gesunde Zähne. Die standardmäßige Flinte der Zeit ist ohne Bajonett fast eineinhalb Meter lang und fünfeinhalf Kilogramm schwer. Um sie abzufeuern, muss man etliche Handgriffe beherrschen: Papierpatrone aus der Tasche nehmen und mit den Zähnen aufreißen, einen Teil des Pulvers in die Zündpfanne schütten, das verbliebene Pulver und die Kugel in den Lauf geben, mit einem Ladestock nachschieben. Auf die Kommandos warten: Gewehr hoch, spannt den Hahn, schlägt an, Feuer.

Die Vorderlader sind keine präzisen Waffen. Damit sie in der Schlacht Wirkung haben, müssen die Soldaten in Salven schießen. Im 18. Jahrhundert marschieren die Armeen in Linien aufeinander zu. Die Männer stehen Schulter an Schulter und rücken möglichst auch so vor, feuern bis zu fünf Schuss pro Minute ab, während die gegnerischen Kugeln auf sie niedergehen. Eine extreme Situation. Ausbilder drillen die Infanteristen, damit sie wie Maschinen funktionieren. Wer zurückweicht, nicht die Richtung hält oder ohne Befehl schießt, bringt Unordnung in die Linie, sorgt dafür, dass auch andere die Nerven verlieren. Der Gegner möchte genau das. Die Artillerie soll Lücken in die Linien des Feindes reißen und so die Schlagkraft der Flintensalven mindern, ein Vorstoß der Reiterei die ganze Formation aufreißen. Nur wer die Linie hält, so die Doktrin, kann die Schlacht gewinnen.

Während die Armee der Habsburger nur einmal wöchentlich, im Sommer gar nur einmal pro Monat

exerziert, lässt Friedrich seine Männer täglich antreten, den Kampf mit dem Bajonett trainieren, sie in Manövern über Hügel und durch Gräben marschieren, Angriffe üben. Preußens Armee ist zwar noch immer kleiner als die der kontinentalen Großmächte, doch sie gilt bald als die bei Weitem disziplinierteste.

Friedrichs Rüstungsprogramm fällt in eine Epoche, da sich auch andere europäische Staaten anschicken, ihre Territorien zu erweitern, und das längst nicht mehr nur auf dem heimischen Kontinent. Großbritannien und Frankreich streiten um die Vorherrschaft in Nordamerika, bekriegen sich seit 1754 in den Wäldern des Ohio-Tals (siehe Seite 26). Es ist nur eine Frage der Zeit, bis der Konflikt auf die Alte Welt übergreift, wo die Franzosen mit dem Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg, dem nach seiner Hauptstadt auch „Kurhannover“ genannten Stammland des britischen Königs, ein gewichtiges Pfand gegen Großbritannien in der Hand halten würden, so sie es denn erobern könnten.

Entscheidend ist jetzt, wie sich die anderen europäischen Mächte verhalten. Preußen steht seit Jahren im Bündnis mit Frankreich. Friedrich bewundert

das absolutistische Herrschaftssystem, die Kultur und Philosophie, spricht im Alltag fast nur Französisch.

Die Habsburger unter Maria Theresia, Preußens Hauptfeind, sind hingegen seit Längerem mit Großbritannien alliiert. Rund zehn Jahre nach dem letzten Waffen-

gang wollen sie Schlesien zurück. Dabei könnte ihnen Russland helfen, das durch

Preußens Expansionsdrang seine Vormachtstellung im benachbarten Polen gefährdet sieht. Friedrichs Reich droht womöglich ein Angriff von zwei Seiten.

Im Januar 1756 schließt er einen Vertrag mit seinem Onkel König Georg II. von Großbritannien, hofft, damit auch die Zarin in Russland einzuhegen, die ihrerseits ein Abkommen mit den Briten ausgehandelt hat. Doch der Defensivpakt, die „Konvention von Westminster“, beschleunigt den Ausbruch des Krieges in Europa nur: Österreicher und Franzosen, eigentlich seit Jahrhunderten Feinde, fühlen sich durch die Allianz bedroht, sichern sich nun ihrerseits Beistand zu. Auch das Zarenreich scheint geneigt, sich ihnen anzuschließen, wendet sich ab von Großbritannien. Die Koalitionen in Europa haben sich in nur wenigen Monaten komplett verschoben, später werden Historiker vom „Renversement des alliances“ sprechen, der Umkehr der Bündnisse. Jeder Partner scheint den beteiligten Herrschern und Herrscherinnen nun recht, um ihre Ziele durchzusetzen.

Die Zeichen stehen auf Krieg.

FRIEDRICH SIEHT SICH mit der Bildung einer mächtigen Koalition gegen Preußen konfrontiert. Er möchte so schnell wie möglich selbst angreifen, bevor es die anderen tun. Ein Präventivschlag gegen eine Übermacht, wird er sich später rechtfertigen. Doch was er vorhat, hat wenig mit Verteidigung zu tun. Er will Kursachsen besetzen, sich dessen Reichtümer und Soldaten bemächtigen, um Preußens materielle Basis für den Kampf mit Österreich um Schlesien zu festigen. Zudem steht das Nachbarland kurz davor, sich der Allianz gegen Friedrich anzuschließen. Von dort möchte Friedrich weiter in das zu Habsburg gehörende Böhmen vorrücken.

Und so setzt Preußen seine Truppen in Gang. Die Infanterie, dazu die Kürassiere, Dragoner und Husaren, die schweren, mittleren und leichten Klassen der



STEINSCHLOSSPISTOLEN gehören in Preußen zur Ausrüstung der Reitersoldaten (Exemplar aus den Niederlanden, um 1745)

Kavallerie, und die Artillerie. Mit insgesamt 63 000 Mann überfällt Friedrich am 29. August 1756 Kursachsen.

Der König ist bester Laune an diesem Tag, als er Europa in den Siebenjährigen Krieg stürzt. Er scheint erleichtert, dass es endlich losgeht, berichten Anwesende. Doch vorerst fallen kaum Schüsse. Friedrich zieht ohne Widerstand in Dresden ein,

MITTE OKTOBER 1756 kapituliert die kursächsische Armee bei Pirna gegenüber Friedrich II., den man in Preußen längst »den Großen« nennt. Er bemächtigt sich der Steuereinnahmen des wohlhabenden Kurfürstentums – und zwingt auch dessen Soldaten in die eigenen Truppen

raubt die Staatskassen und Geschütze aus dem Arsenal. Das Gros der kursächsischen Truppen zieht sich zurück vor der preußischen Übermacht, verschanzt sich bei Pirna. Nach einigen Wochen Belagerung – während der Friedrich zwischenzeitlich mit einem Teil seiner Armee nach Böhmen marschiert und sich bei Lobositz mit einem anrückenden österreichischen Heer schlägt – kapitulieren die Eingeschlossenen. Der König lässt preußische Uniformen an die rund 17 000 kursächsischen Soldaten verteilen, presst sie in seine eigenen Reihen. Doch loyal sind sie ihm nicht gesinnt, viele desertieren bei der ersten Gelegenheit.

In Wien ist Maria Theresia schockiert darüber, was dem sächsischen Kurfürsten widerfahren ist. Ihr Gemahl Kaiser Franz I. droht Friedrich mit der Reichsacht, wenn er nicht von Kursachsen ablässt. Im Januar 1757 entscheidet dann ein Reichstag, die Versammlung aller Teile des Heiligen Römischen Reiches, eine eigene Armee aufzustellen, um dem Kurfürstentum gegen Preußen beizustehen. In Sankt Petersburg hat derweil Zarin Elisabeth endgültig beschlossen, dem französisch-österreichischen Bündnis beizutreten und am Krieg teilzunehmen. Und die Schweden, die auch über Gebiete in Vorpommern herrschen, sehen eine günstige Gelegenheit, um den Preußen deren Teil Pommerns zu entreißen.

Schnell zeigt sich: Friedrichs „Präventivschlag“ ist, trotz des einstweiligen Erfolgs, ein strategischer Fehler. Denn er macht Preußens Lage noch prekärer.



Es steht einer Allianz gegenüber, die eine halbe Million Soldaten aufbieten kann. Alle Großmächte Europas außer den Briten haben sich darin verbündet. Aber die Gegner brauchen Zeit, um ihre Truppen zu sammeln. Und darauf spekuliert Friedrich womöglich jetzt – und zieht erneut los.

Im Frühjahr 1757 rückt er mit allen verfügbaren Kräften nach Böhmen ein. Unweit von Prag kommt es am 6. Mai zum Kampf mit den Österreichern. Am Abend liegen fast 28 000 Tote und Verwundete beider Seiten auf den Wiesen und Feldern vor der böhmischen Kapitale, eine der blutigsten Schlachten nicht nur des Siebenjährigen Krieges, sondern des ganzen Jahrhunderts. Doch die Linien der Preußen haben länger gehalten als die ihrer Gegner. Im Feld besiegt, aber nicht entscheidend geschlagen, ziehen sich die Verteidiger hinter Prags Mauern zurück. Friedrich ordnet die Belagerung an.

50 Kilometer östlich sammelt sich derweil eine zweite Armee der Österreicher nahe der Stadt Kolin. Der Preußenkönig zieht ihr mit einem Teil der Truppen entgegen. Seine Generäle warnen ihn noch vor einem Angriff auf die zahlenmäßig überlegenen, günstig auf Anhöhen positionierten Gegner. Doch er beachtet sie nicht. Die Schlacht am 18. Juni wird zur Katastrophe für Friedrich, er verliert fast zwei Drittel der beteiligten Infanterie. Mit den Resten seines Heeres flieht er Richtung Prag, löst die Belagerung auf und marschiert nach Sachsen zurück.

Ein Jahr nach Kriegsbeginn wird Friedrichs Lage zusehends bedrohlicher: 55 000 russische Soldaten stehen in Ostpreußen, an der vorpommerschen Küste landen 25 000 Schweden. Die Österreicher gehen von Süden aus in die Offensive, greifen preußische Stellungen in der Oberlausitz und Schlesien an. Im Oktober kann ein Verband der Habsburger von einigen

GEFALLENE BEDECKEN den Boden nach der Schlacht von Leuthen, bei der Friedrich II. am 5. Dezember 1757 einen triumphalen Sieg gegen die Österreicher erringt. Die überlebenden Preußen stimmen noch auf dem Schlachtfeld einen Gesang an: »Nun danket alle Gott!«



Tausend Mann, darunter viele ungarische Husaren, nach Berlin vorstoßen. Die Kämpfer besetzen für einige Stunden die Köpenicker Vorstadt, erpressen ein hohes Lösegeld. Am späten Abend, als preußische Truppen sich der Kapitale nähern, ziehen die Eindringlinge wieder davon. Eine enorme Demütigung für Friedrich. Er wollte Preußen zur Großmacht formen, nun scheint selbst seine Hauptstadt nicht mehr sicher.

Für Großbritannien, Friedrichs einzigen bedeutenden Verbündeten, läuft es nicht besser. Ein britisch-kurhannoversches Heer, verstärkt durch preußische Einheiten und Soldaten aus einigen kleineren Fürstentümern, konnte eine in Norddeutschland eingedrungene Übermacht aus Frankreich nicht aufhalten – und musste sich bereits im September hinter die Elbe zurückziehen. Die Franzosen besetzen weite Teile Kurhannovers und drohen nun, auch gegen preußische Kernterritorien zu marschieren.

Friedrich ist umzingelt. In seinem Quartier zitiert der Monarch nachts aus Tragödien des französischen Dramatikers Jean Racine, sieht sich als tragischer Held, dem nur noch bleibt, einen ruhmvollen Tod zu suchen. In einem Brief an Voltaire reimt er in diesen Tagen: „Ich aber, dem Schiffbruch droht / muss, mutig trotzend dem Verderben / als König denken, leben, sterben!“ Wenn schon untergehen, dann mit einem letzten großen Auftritt.

Und so macht Friedrich das, was er im Krieg am liebsten tut: angreifen. Mit einem Aufgebot von nur 22 000 Mann zieht er Anfang November zur Saale im Westen Kursachsens, wo ein zweiter Großverband der Franzosen und die Reichsarmee aufmarschiert sind. Zusammen haben sie fast doppelt so viele Soldaten. Friedrich deutet einen Rückzug an, lockt die feindliche Armee so zu einem Vorstoß am folgenden Tag. Seine Reiterei eröffnet die Schlacht, greift aus einem Hinterhalt die gegnerische Vorhut an und kann diese vollständig zerstreuen. Friedrichs Infanterie schlägt daraufhin die Fußsoldaten der Franzosen und der Reichsarmee binnen Minuten in die Flucht. Der Sieg beim Ort Roßbach (im heutigen Sachsen-Anhalt) am 5. November verschafft Friedrich Zeit in seinem Überlebenskampf. Zuvor schon hat einer seiner Generäle die Schweden aus Preußisch-Pommern verdrängt, und auch die Russen haben sich zurückgezogen, wegen Nachschubproblemen.

DER PREUSSENKÖNIG KANN SICH wieder seinem Hauptfeind zuwenden. Und er muss es auch. Denn die Österreicher haben mittlerweile fast ganz Schlesien zurückerobert. So sammelt er Ende November trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit alle verfügbaren Truppen beim Ort Parchwitz, 50 Kilometer nordwestlich von Breslau. Ganz in der Nähe der schlesischen Hauptstadt haben sich die Österreicher mit einer weit größeren Streitmacht verschanzt. Und wieder will Friedrich sie in einer überlegenen Stellung angreifen. Ein Unterfangen, für das er jeden einzelnen Mann braucht, absolute Loyalität.

Und so ruft Friedrich am 3. Dezember seine gesamten Kommandeure im Lager bei Parchwitz zu sich, trägt seine Worte gegen sonstige Gewohnheit auf Deutsch vor, setzt auf deren Wucht und sein Charisma: „Wir müssen den Feind schlagen oder uns vor ihren Batterien alle begraben lassen“, sagt er, nachdem er unverblümt angekündigt hat, einen höchst riskanten Angriff „gegen alle Regeln der Kunst“ zu wagen. Dann packt er die Offiziere bei der Ehre: „Ist einer oder der andere unter Ihnen, der nicht so denkt, der fordere hier auf der Stelle seinen Abschied. Ich werde ihm selbigen ohne den geringsten Vorwurf geben.“ Keiner geht.

Am übernächsten Tag, dem 5. Dezember 1757, marschiert die Armee noch in der Dunkelheit los. Insgesamt 39 000 Mann. Eine dünne Schneeschicht bedeckt die Landschaft. Singend ziehen die Männer in die Schlacht.

•

ALS DIE MORGENSENNE durch den Nebel bricht, können die Preußen gegnerische Reiter vor sich ausmachen. Aber es ist nicht die Kavallerie der österreichischen Hauptarmee, sondern nur ein Beobachtungskorps. Friedrichs Vorhut stürmt vor, zersprengt die gegnerischen Einheiten. Der König reitet nach diesem ersten Erfolg auf einen Hügel, um sich einen Überblick zu verschaffen. Die Österreicher stehen in einer neun Kilometer langen, nach Westen gewandten Front beiderseits des Dorfes Leuthen. Rund 65 000 Mann, eine fast doppelte Überzahl.

Friedrich ist klar, dass eine frontale Attacke auf das österreichische Zentrum aussichtslos wäre. Doch er hat längst einen Plan. Er täuscht einen Angriff auf den im Norden gelegenen rechten Flügel des Gegners vor, dann aber lässt er den Hauptteil seiner Armee nach Süden abschwenken, um die Österreicher auf der linken Flanke anzugreifen. Bei Kolin und Prag war ein solches Manöver gescheitert. Doch dieses Mal verdeckt eine Hügelkette die Truppenbewegung.

Die preußischen Soldaten marschieren mit größter Disziplin, legen in hoher Geschwindigkeit fünf Kilometer zurück, schwenken dann noch einmal nach links. Gegen 13 Uhr stehen sie dem südlichen Ende der österreichischen Linien gegenüber. Friedrich lässt seine gesamte Infanterie nun in einer schrägen Linie angreifen, das ganz rechte Bataillon geht an der Spitze, das zweite folgt links davon 50 Meter zurückversetzt, das nächste

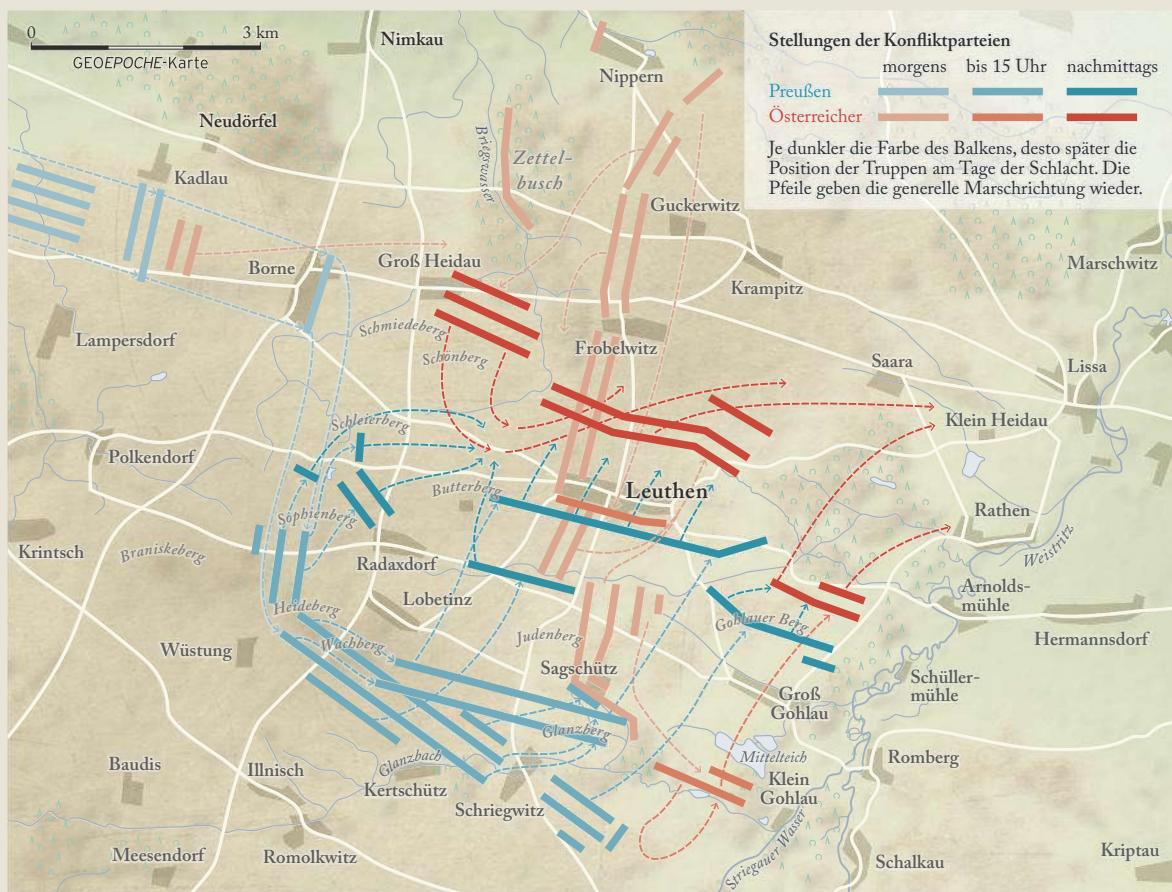


TASCHEN wie diese hängen neben dem Säbel preußischer Husaren. Die aus Osteuropa stammende Gattung der Reiterei stellt auch in der Armee Friedrichs II. die leichte Kavallerie

noch mal 50 Meter schräg dahinter, insgesamt 20 Bataillone in der ersten Reihe und weitere in gleicher Formation in der zweiten. Diese schiefe Schlachtordnung soll die Attacke an einer Stelle konzentrieren und gleichzeitig für immer neue Angriffswellen sorgen; zudem wird das Gros der Truppen möglichst lange aus dem gegnerischen Feuer herausgehalten.

Die Männer an der linken Flanke der Österreicher sind völlig überrascht, als die Preußen auf sie zustürmen, müssen dem Druck bald weichen. Sie ziehen sich zum nördlich gelegenen Dorf Leuthen zurück. Einige Soldaten nehmen hinter der Mauer des Friedhofs bei der Kirche Stellung, schießen über den Steinwall auf

DIE SCHLACHT VON LEUTHEN 5. DEZEMBER 1757



IN BREITER FRONT erwarten die fast doppelt überlegenen Österreicher die preußischen Truppen. Friedrich II. täuscht zunächst einen Angriff auf den nördlichen Flügel des Gegners vor, nutzt tatsächlich aber die Deckung einiger Hügel, um nach Süden zu ziehen und dessen Flanke von dieser Seite zu attackieren. Erstmals setzt er dabei erfolgreich die sogenannte schiefe Schlachtordnung ein, drängt die Österreicher bald über den Ort Leuthen hinaus zurück. Nach einem großen Kavalleriegefecht westlich des Dorfes schlagen die Preußen sie schließlich in die Flucht

LITERATURTIPPS

JOHANNES KUNISCH

»**Friedrich der Große – Der König und seine Zeit**«
Große Biografie über den Preußenkönig und seine Kriege (C. H. Beck).

CHRISTOPHER CLARK

»**Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600–1947**«
Meisterliches Porträt eines Staates, von den Anfängen in Brandenburg über den preußisch-deutschen Militarismus bis zum Ende (Pantheon).



Lesen Sie auch »**Preußen gegen Österreich: Duell der Monarchen**« (aus GEOEPOCHE Nr. 70) über die Rivalität zwischen Friedrich II. und Maria Theresia auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Als Friedrich II. 1756 mit seinem Überfall auf Kur-sachsen den Siebenjährigen Krieg in Europa entfacht, steht ihm eine starke Allianz mehrerer Großmächte entgegen. Bei Leuthen in Schlesien gelingt ihm Ende 1757 in Unterzahl ein Sieg gegen die Österreicher, auch durch den Einsatz der »schießen Schlachtordnung«. Der Triumph zementiert den Ruf des Preußenkönigs als militärisches Genie.

die ihnen nachfolgenden Angreifer, die sich unter schweren Verlusten bis zu ihnen durchkämpfen. Plötzlich stehen sich Preußen und Österreicher zwischen Grabsteinen gegenüber, schlagen mit Bajonett und Gewehrkolben aufeinander ein, dann ergreifen die Verteidiger die Flucht.

Mittlerweile hat die Masse der österreichischen Infanterie auf den Flankenangriff reagiert und sich nördlich des Dorfes neu formiert, nun mit einer um 90 Grad gedrehten, nach Süden ausgerichteten Front. Die österreichische Kavallerie vom rechten Flügel greift an, rund 6000 Männer auf ihren Pferden reiten auf die bereits der Erschöpfung nahen preußischen Fußsoldaten zu. Doch auch Friedrichs Kürassiere und Dragoner preschen nun vor in den Kampf. Die gewaltige Wucht des Gegenangriffs drängt die österreichischen Reiter in die eigenen Truppen zurück, Pferde sprengen durch die Reihen, Chaos bricht aus. In der Abenddämmerung fliehen Tausende vom Schlachtfeld.

Für Preußen ist es einer der spektakulärsten Siege des Jahrhunderts. Die Soldaten sind nach elf Stunden Marsch und Kampf ermüdet, dennoch feiern sie ausgelassen die gewonnene Schlacht. Irgendwann stimmen sie das Lied „Nun danket alle Gott“ an. Ein protestantischer Gesang, der als „Choral von Leuthen“ bekannt werden wird, als Hymne des preußischen Triumphs. Doch erst am nächsten Morgen, bei Helligkeit, zeigt sich, zu welchem Preis der Sieg errungen wurde. Neuschnee hat die Leichen Tausender Preußen und Österreicher bedeckt, die Kälte ihre Glieder am Boden festgefroren. Stumme Zeugen eines Krieges, in dem die Leben einfacher Soldaten nicht viel zählen.

Stattdessen wird die Schlacht von Leuthen vor allem zur großen Heldengeschichte eines einzigen Mannes. Preußische Zeitungen berichten über den Erfolg, Kupferstiche zeigen Darstellungen der Schlacht, feiern die taktische Meisterleistung des Königs. Denn der Siebenjährige Krieg ist nicht nur ein Ringen der Soldaten, er ist auch ein Kampf der Medien. Alle Seiten nutzen die Druckerresse zur Propaganda, um unentschiedene Schlachten als klare Erfolge für sich zu verkaufen, Sympathien für die eigene Sache zu gewinnen und die Untertanen zu weiteren Kriegsanstrengungen oder sogar zum freiwilligen Militärdienst zu motivieren.

In Frankfurt verfolgt der achtjährige Johann Wolfgang Goethe die Taten des Preußenkönigs. Viele in den deutschen Landen, vor allem Protestanten, unterstützen nach den Triumphen von Roßbach und Leuthen Friedrich den Großen, sind wie der junge Goethe fortan „fritzisch gesinnt“. Es ist nicht nur die Bewunderung für seine Person, es zeigen sich auch erste Anklänge eines aggressiven deutsch-preußischen Nationalgefühls.

Auch in Großbritannien entfacht Friedrich Begeisterung. Die dortige Presse feiert vor allem seinen Sieg über die verhassten Franzosen bei Roßbach. Die Engländer benennen Tavernen nach „Frederick the Great“, malen sein Konterfei auf Schnupftabakdosen und Kaffeetassen. Die Regierung in London reagiert auf die propreußische Stimmung im Land, das Parlament bewilligt sogar neue Truppen und Gelder, um Kurhannover von den Franzosen zurückzuerobern und dem Verbündeten in Berlin beizustehen. Der Kampf auf dem Kontinent scheint wieder offen.

In Wien und Versailles hingegen ist man auch nach Leuthen weiterhin entschlossen, Friedrich zu schlagen, diesen „Attila des Nordens“, wie ihn die Mätresse des französischen Königs, Madame de Pompadour, in Anspielung an den Hunnenkönig nennt, der in der Spätantike Europa überrannte. Der Krieg, der später der „Siebenjährige“ genannt werden wird, ist erst im zweiten Jahr, und die schwersten Stunden stehen Friedrich noch bevor. ◇

1756

Allianz gegen Preußen

Die MÄCHT DRE



Den Attacken des preußischen Königs Friedrich II. tritt bald eine ungewöhnliche Allianz entgegen: ein äußerst einflussreiches weibliches Trio. Klug zusammengebracht von Österreichs Machthaberin Maria Theresia, müssen die Frauen jedoch einen doppelten Widerstand überwinden – den hochdreiisten Gegner und die Vorurteile ihrer Zeit

TEXT: Mathias Mesenhöller

IGEN I



Madame de
Pompadour

Die russische
Zarin, die offizielle
Mätresse des fran-
zösischen Königs
und die Herrscherin
des Habsburger-
reiches (von links
nach rechts) vereint
weniger ihr weib-
liches Geschlecht
als ein gemein-
samer Feind

Maria
Theresia

U

Unter vielen schmerzhaften Verlusten hält sie diesen für den schlimmsten: den von Zeit. Denn Zeit ist nicht ersetzbar, ungenutzte Zeit für immer vertan. Ein vergeudetes Geschenk Gottes. Sünde.

Also steht sie früh auf. Maria Theresia, als Erzherzogin von Österreich, Königin von Ungarn und Böhmen eine der mächtigsten Frauen ihrer Zeit, beginnt den Tag um vier Uhr morgens, im Winter um sechs. Die erste Stunde gehört Gebet und Messe, einem Kaffee. Auf die Morgentoilette folgen weitere genau eingeteilte Zeitfenster für Ministergespräche, Audienzen, Schreibtischarbeit, Familie, Essen, weitere Andacht, Gesellschaft. Meist geht sie zeitig zu Bett. Die Herrscherin des gewaltigen Habsburgerreichs im Herzen Europas beeindruckt Besucher durch ihre ungeheure Disziplin. Eine willensstarke Monarchin, selbstbewusst, effektiv. Und dennoch hadert die Frau, die kriegerischen Königen wie dem Preußen Friedrich II. und machthungrigen Verwandten die Stirn bietet, mit ihrem Schicksal. Fühlt sich am falschen Platz. Denn insgeheim teilt Maria Theresia die Überzeugung der meisten Menschen ihrer Zeit: Frauen sollten nicht regieren.

Aber die Erbin eines Vaters ohne Söhne meint, keine Wahl zu haben. Gleich einer Platzhalterin will sie das Imperium bewahren, bis ein eigener, dann wieder

männlicher Erbe die Dynastie fortsetzen wird. So lange begreift sie es als ihre heilige Pflicht, den Familienbesitz zu erhalten. Und als ihr gutes Recht. Hinzu kommt ein innerer Widerstreit: Bei allem Unbehagen auf dem Thron und mit den Staatsgeschäften genießt Maria Theresia die Macht, vor allem das Regieren, geht geradezu darin auf. Entsprechend erbittert wehrt sie sich, als männliche Rivalen ihr das Erbe streitig machen, habsburgischen Besitz an sich bringen wollen. Mehrere Kriege wird sie deshalb führen – deren letzter und blutigster 1756 beginnt und sieben Jahre dauert. Sieben Jahre, in denen sie mit Friedrich II. um Schlesien ringt, das der Preuße ihr anderthalb Jahrzehnte zuvor entrissen hat.

Dazu schmiedet sie gewagte Allianzen, macht alte Feinde zu Partnern, verbündet sich mit der skandalumwitterten Zarin Elisabeth von Russland und der Marquise de Pompadour, der einflussreichen Mätresse des französischen Königs. Nimmt hin, dass man sie als Kopf einer Frauenverschwörung verunglimpft, das dreifache „Weiberregiment“ mit Häme überschüttet.



Als ihr Vater 1740 ohne männlichen Nachkommen stirbt, übernimmt Maria Theresia die Herrschaft in Wien (hier die Große Galerie in Schloss Schönbrunn). Doch von Beginn an steht die Erbin unter Druck



Frauen auf dem THRON halten viele für unerhört



Während sie sich Konkurrenten um die Macht und der Angriffe Preußens erwehren muss, schafft Maria Theresia es dennoch, Schönbrunn zur prunkvollen Residenz auszubauen

Pragmatisch, klug, kompromisslos nutzt Maria Theresia ihre Zeit auf dem Thron, um die Arbeit des Sohnes zu tun, den Gott ihrem Vater versagt hat. Und wird so zu einer der großen Herrscherfiguren des 18. Jahrhunderts.

F

Frauen seien schwächer, körperlich wie geistig zur Macht weniger geeignet als Männer, das gilt im 18. Jahrhundert als Fakt. Dennoch entschließt sich einer der mächtigsten Fürsten Europas, Karl VI., regierender Erzherzog von Österreich, König über Ungarn und Böhmen, Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, Vater dreier Töchter, aber keines überlebenden Sohnes, in den 1720er Jahren dazu, die älteste dieser Töchter, Maria Theresia Walburga Amalia Christine, als seine Erbin aufzubauen.

Karl VI. will eine Zersplitterung des riesigen Besitzes seiner Familie vermeiden, die absehbaren Streitereien, Kompensationsgeschäfte und Länderteilungen, die ein Nachfolger aus dem weiteren Verwandtenkreis mit sich bringen würde. Deshalb erkaufte er von den Fürsten Europas mit Geld und politischen Zugeständnissen die Zusicherung, Maria Theresia als seine Erbin anzuerkennen. In der Hoffnung, dass sie bald einen Sohn gebären, die Dynastie am Leben erhalten wird. Zu dem Zweck wird sie 1736, mit 18 Jahren, verheiratet. Der Bräutigam, Franz Stephan von Lothringen, stammt aus einem alten, den Habsburgern eng verwandten Geschlecht. Keine spektakuläre, aber eine gute Partie. Nähme er für Maria Theresia die Zügel in die Hand, wäre das durchaus im Rahmen des Üblichen. Allein, Franz Stephan erweist sich als schwach, glücklos, bald unbeliebt. Entgegen den Vorurteilen ihrer Zeit ist er politisch um Längen weniger begabt als seine Frau.

Ende Oktober 1740 stirbt Karl VI. Und es stellt sich heraus, dass seine Bemühungen weitgehend vergebens waren. Als Erster beansprucht Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, der mit einer Nichte Karls verheiratet ist, ungeachtet früherer Zusagen das Habsburger-Erbe für sich. Noch unverschämter tritt Friedrich II. von Preußen auf. Jung, ruhm- und habgierig, sagt er Maria Theresia heuchlerisch Schutz vor Rivalen wie dem Bayern zu – verlangt aber als Lohn die reiche Provinz Schlesien. Für alle Fälle lässt er seine Juristen noch einen eigenen, fadenscheinigen Erbanspruch auf Schlesien konstruieren. Und marschiert ein. Im Dankgottesdienst nach einem ersten Schlachtensieg lässt er das Bibelwort des Apostels Paulus vorlesen: „Einem Weibe gestatte ich nicht, dass sie des Mannes Herr sei.“

Der von Friedrich begonnene Krieg löst einen Beutezug mehrerer deutscher Fürsten und europäischer Mächte gegen den Habsburger-Besitz aus, teils im Bund, teils in Konkurrenz miteinander. Maria Theresia wehrt sich, mobilisiert Truppen. Verhöhnen ihre Gegner früh ihr Geschlecht, so hält sie bald mit eigener Propaganda dagegen, lässt sich als bedrängte, madonnengleiche Unschuld darstellen, der nun ihr treuer Adel ritterlich zur Seite eilt.

Im Frühjahr 1741 verkünden Wiens Kirchenglocken, Salutsalven aus Gewehren und Kanonen, der Schall von Pauken und Trompeten eine gewaltige Stärkung ihrer Position: Maria Theresia hat einen ersten Sohn geboren. Die Aussicht auf eine Rückkehr zur männlichen Ordnung ist belebt. Dennoch ziehen

sich die Kämpfe und Verhandlungen über Jahre hin, bis die verschiedenen Parteien in diesem sogenannten Österreichischen Erbfolgekrieg 1748 in Aachen Frieden schließen.

Sie hat sich behauptet. Zwar muss Maria Theresia Preußen das wertvolle Schlesien überlassen. Dafür wird ihre Herrschaft nun europaweit anerkannt und ebenso Franz Stephans Erhebung zum römisch-deutschen Kaiser – gleichsam an ihrer statt. Denn eine Frau kann nicht zum Kaiser gewählt werden; das steht zwar nirgends geschrieben, gilt aber als undenkbar. Immerhin wird sie nun gemeinhin als Kaiserin tituliert. Zufrieden ist sie nicht. Zeitweilig hat sie sich von dem Ringen selbst einen Zugewinn an Ländern versprochen, eine Demütigung derjenigen, die als erste Habsburg berauben und erniedrigen wollten. Statt dessen bleibt es nun bei der dreisten Wegnahme Schlesiens. Doch ihre Völker brauchen Ruhe, ihre Armeen müssen erneuert werden, die kriegszerstörten Finanzen in Ordnung gebracht. Dann wird man sehen.

Um erfolgreich Krieg zu führen, braucht ein Herrscher gut ausgebildete Soldaten, fähige Feldherren, eventuell Charisma, aber vor allem Geld. Viel Geld, für Sold, Waffen, Pferde, Proviant, Quartiere. Ende der 1740er Jahre verlangt Maria Theresia von den Ständen, den altehrwürdigen Vertretungen ihrer Länder, dauerhaft höhere Steuern. Um die Mittel effizienter einzusetzen, fordert sie zudem mehr Macht für die Zentralbehörden in Wien, schafft neue, trennt in dem Zug Verwaltung und Justizwesen. Sie ersetzt etliche der konservativen Räte ihres Vaters durch junge, ehrgeizige Beamte, die allein der Monarchin ergeben sind. Ihr Ideal ist ein Staat, der nicht mehr einem zusammengestückelten Apparat aus überlieferten Rechten, Freiheiten, Ämtern und Gewohnheiten gleicht,

Maria Theresia

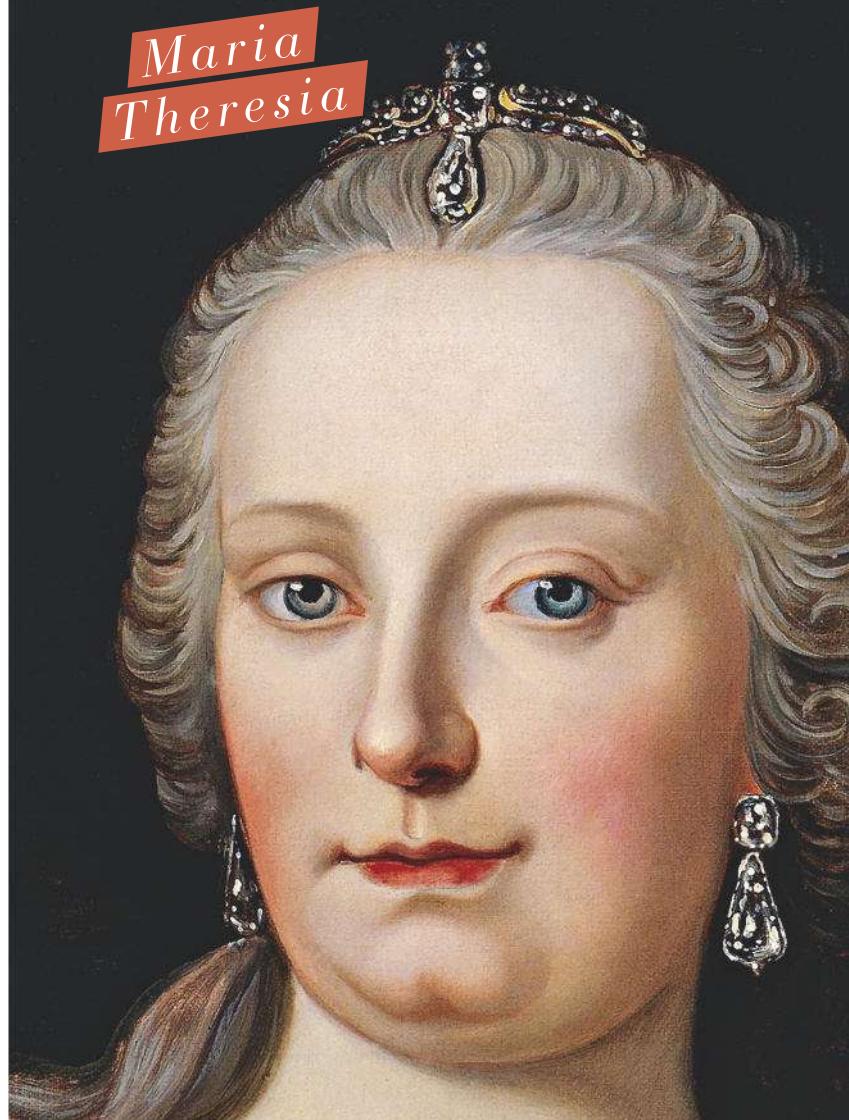
sondern einer vernünftig konstruierten, kraftvollen Maschine.

So beginnt ein zäher Kampf um Veränderung, der später als Auftakt zum Wandel des habsburgischen Vielvölkerreichs in ein modernes Imperium gelten wird. Zunächst jedoch scheitert manche Neuerung an konservativem Widerstand und eingeschliffenen Routinen, sind etliche Reformen widersprüchlich, übereilt, undurchdacht. Maria Theresia drängt. Sie mag es nicht, wenn die Dinge zerredet werden, entscheidet schnell und abschließend. Je länger im Amt, desto mehr wird sie ungeduldig, zeigt sich hochfahrend, auch kritikunfähig. Macht ihrem Ärger in heftigen Wutausbrüchen Luft.

Derweil tut die Hofpropaganda alles, um das Bild einer gütigen Matriarchin zu malen, innig verbunden mit ihren geliebten, opferbereiten Untertanen. Wiens Druckereien verbreiten anrührende Stiche, hymnische Gedichte auf, wie sie selbst es formuliert, ihrer „Länder allgemeine und erste Mutter“. Hinter dieser Fassade indes setzt die Monarchin mit Härte die neuen Staatsräson durch. Deren Maß sind Rationalität, höhere Steuereinnahmen, militärische Schlagkraft. Und das Interesse der Dynastie – mit dem Maria Theresia freilich zugleich Gottes Willen zu dienen meint.

Bald wächst der Unmut in ihren Landen, aber auch deren Kriegstüchtigkeit. Allein, für eine Rückeroberung Schlesiens braucht es mehr. Vor allem: Verbündete.

Unter den aufstrebenden Männern am Wiener Hof sticht ein ungewöhnlich kluger, ebenso pedantischer wie intriganter Kopf hervor, Wenzel Anton Graf von Kaunitz-Rietberg. Kaunitz mag Ordnung in den Akten, extravagante Kleidung, erotische Bücher und radikale Ideen. Seine gewagteste: Da Habsburg mit der rücksichtslosen Militärmacht Preußen allein nicht fertig wird, braucht es



Die Habsburgerin steigt auf zu einer der bedeutendsten Herrscherpersönlichkeiten ihrer Zeit, macht – mit Härte, Disziplin und Reformwillen – ihr Imperium schlagkräftiger. Gegen Friedrich II. aber benötigt sie Verbündete

einen überragend starken Partner. Frankreich. Ein revolutionärer Gedanke. Seit Jahrhunderten gilt die Feindschaft zwischen den beiden glänzendsten Herrscherhäusern Europas, zwischen Habsburgern und den französischen Königen als gleichsam naturgegeben. Frieden scheint stets nur auf Zeit vorstellbar, von Zusammenarbeit zu schweigen. Nicht für Kaunitz. Will Österreich den preußischen Teufel loswerden, legt er in umfangreichen Denkschriften dar, muss es mit dem französischen Satan paktieren. 1750 entsendet Maria Theresia Kaunitz als Botschafter an den Hof Ludwigs XV.

Ein Hof hat kein Organigramm. Wer in dem tückischen Machtgeflecht um einen Monarchen etwas erreichen will, braucht Kenntnis über teils verdeckte Beziehungen und Abhängigkeiten, taktisches Gespür, Geld, persönlichen Charme. Kaunitz' Scharfsinn, seine Eitelkeit, Sprachbegabung, sein erlesener Geschmack befähigen ihn zu diesem Spiel wie wenige. Binnen Kurzem wird er regelmäßiger Gast in den Salons der gebildeten Pariser Finanzoligarchie, auf die zwar der Hochadel herabblickt. Die jedoch über hervorragende Informationsquellen verfügt – und aus der eine der einflussreichsten Personen am Hof stammt, die offizielle Mätresse des Königs. Jeanne-Antoinette Poisson, bildschön, klug, überaus kultiviert, seit ihrer Erhebung durch den Herrscher Marquise de Pompadour.

Eine offizielle Mätresse ist mehr als eine Geliebte; derlei hat der König obendrein. Die Mätresse ist Gespielin und Unterhalterin, Vertraute, Ratgeberin, Geheimbotin und Vermittlerin in heiklen Angelegenheiten. Sie gilt es zu gewinnen, will ein Botschafter auf unverfänglichem Weg sensible Vorschläge lancieren.

Also zeigt Kaunitz keine Scheu vor dem Milieu ihrer Herkunft, schafft Nähe über ihrer beider Liebe zu Oper und Theater, schmeichelt der Madame de Pompadour, indem er, der hochmögende Gesandte aus Wien, sie mit aller Kunst hofiert. Plaudernd, leichthin vertraulich, unterbreitet Kaunitz der Mätresse seine Argumente für eine österreichisch-französische Annäherung gegen Preußen. So kann er davon ausgehen, dass der Vorschlag vor den König gelangt – ohne dafür eintreten zu müssen und einen Affront zu riskieren. Nach außen gibt es allenfalls Gerüchte.

Als der Graf Anfang 1753 abgelöst wird, um Maria Theresias Staatskanzler zu werden, Leiter ihrer Außenpolitik, ist das Eis gebrochen. Die vordem undenkbare Allianz wird am französischen Hof als Option gehandelt. Und es gibt über die Privatgemächer der Madame de Pompadour einen vertrauensvollen Kanal zwischen beiden Machtzentren.

Bloß einen Grund für Frankreich, das Angebot seines Erzrivalen anzunehmen, den gibt es nicht. Bis eine Schlacht im Tausende Kilometer entfernten Tal des nordamerikanischen Ohio-Flusses die Lage ändert: 1755 wird aus dem dortigen Konflikt zwischen der britischen und der französischen Kolonialmacht ein offener Krieg (siehe Seite 26). Bald verhandelt Kaunitz' Nachfolger mit einem Abgesandten Ludwigs XV. über eine Allianz, heimlich, meist auf Landsitzen abseits der Residenz. Vermittlerin der Gespräche, zuweilen Gastgeberin und einzige weitere Mitwisserin außer Kaunitz und dem Kaiserpaar: die Marquise de Pompadour.

Zugleich wappnet sich Großbritannien für einen die Kontinente



Maria Theresia entsendet Spitzen-diplomaten nach Frankreich, die dort die Idee einer Allianz lancieren – hier der Spiegelsaal von Versailles, ein beliebter Treffpunkt der Höflinge



Paris IM BUNDE mit Wien? Eine Revolution



übergreifenden Schlagabtausch; insbesondere sichert es das deutsche Stammland der britischen Dynastie ab, das Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg, nach seiner Residenzstadt auch „Kurhannover“ genannt, indem es dessen gefährlichen Nachbarn Preußen über einen Nichtangriffspakt und Hilfsgelder an sich bindet.

Ein Abkommen, das wiederum am französischen Hof Alarm auslöst. Aus den sporadischen Treffen der beiden Unterhändler werden fast tägliche, verdeckte Beratungen, und am 1. Mai 1756 unterzeichnen Vertreter Maria Theresias und Ludwigs XV. einen Bündnisvertrag. Es ist eine „diplomatische Revolution“, wie Beobachter bald sagen. Ein völliger Umsturz des europäischen Mächtesystems.

Der Gedanke dazu stammte von Kaunitz und Maria Theresia, die Tür geöffnet hat ihm Madame de Pompadour. Deren Motive liegen teils in einer persönlichen Abneigung gegen Friedrich II., der offen über die Verhältnisse in Versailles spottet, Ludwig XV. als Schwächling unter der Fuchtel einer habgierigen Mätresse abtut. Wichtiger sind politische Gründe. Preußen erscheint unzuverlässig, nach dem Abkommen mit London erst recht; hingegen ist Habsburg ein attraktiver Partner in dem Weltkonflikt mit den Briten, die Mätresse von der Aufrichtigkeit des Angebots überzeugt.

Derweil kann von einer besonderen Nähe der beiden mächtigen Frauen kaum eine Rede sein. Zwar lässt Maria Theresia der Pompadour als Dankgeschenk ein überaus kostbares Schreibpult mit goldenen, diamantbesetzten Scharnieren tischlern. Doch bleibt der sittenstrengen Kaiserin die ehebrecherische, aus bürgerlichen Verhältnissen stammende Vertraute des französischen Königs fremd, ja verleugnet Maria Theresia nach außen jeden engeren Kontakt zwischen ihren Vertretern, gar ihr selbst und der Mätresse.

Da hilft es auch nichts, dass die Marquise sich zunehmend fromm zeigt, das sexuelle Verhältnis zu Ludwig XV. offenkundig endet, sie gleichwohl ihre Position als intime Freundin, mächtige Ratgeberin des Königs behält. In den Augen der Erbtochter Karls VI. ist sie nützlich, aber keineswegs ebenbürtig. Keine Genossin durch Weiblichkeit. Die Revolution bleibt auf das diplomatische Feld beschränkt.

Weder Friedrich II. noch die britische Regierung haben damit gerechnet, dass Habsburg und Frankreich ihre vermeintlich ewige Feindschaft überbrücken könnten. Derweil zeitigt Londons Annäherung an Preußen nicht nur in Frankreich unbeabsichtigte Folgen. Sondern auch in Russland.

D

Das riesige Reich im Osten ist wie Preußen ein Neuling im europäischen Mächtegefüge, zwar weniger durchmilitarisiert, dafür im Besitz scheinbar unerschöplicher Reserven an Rohstoffen und Menschen. Indes unruhig. Denn eine unklare Thronfolgeordnung erlaubt es den hauptstädtischen Gardetruppen immer wieder, in Palastrevolten ihren Favoriten an die Macht zu bringen – oder ihre Favoritin. Entgegen der Tradition erheben die Putschisten auch Frauen zu Herrscherinnen, wenn es ihrem Interesse dient.

Zuletzt hat so 1741 Elisabeth, eine Tochter Peters des Großen, die Regierungsgewalt an sich gerissen. 31 Jahre alt, zupackend, intelligent, skrupellos. Ähn-

lich wie Maria Theresia arbeitet sie hart, reformiert Verwaltung und Steuerwesen, lässt überkommenes Recht durch systematische Gesetzbücher ersetzen. Anders als die Habsburgerin heiratet sie nie, hat offen Affären weit unter ihrem Stand, etwa mit einem ukrainischen Sänger, liebt Extravaganzen; angeblich zieht sie nie ein Kleid zweimal an.

Außenpolitisch ist die Zarin zunächst vorsichtig, meidet Krieg. Namentlich kontrolliert Russland seinen großen, einst gefährlichen Nachbarn Polen-Litauen lieber durch Manipulation, Drohgebärden, Bestechung als offene Gewalt – im Bund mit Preußen und Österreich. Der Raub Schlesiens jedoch hat diese bewährte, nach ihren Staatswappen benannte „Allianz der drei schwarzen Adler“ erschüttert. Etliche von Elisabeths Beratern sehen in Preußen seither eine potenzielle Gefahr, wollen es auf seine Rolle als Juniorpartner der beiden größeren Mächte zurückstutzen. Nach Friedrichs Alleingang mit London beginnt Elisabeth Geheimverhandlungen mit Wien. Russland rückt an den antipreußischen Bund heran.

Mitte 1756 zeichnet sich ab, dass Maria Theresia ihren Revanchekrieg um Schlesien bekommen wird. Und dass Habsburg ihn als Teil einer drückend überlegenen Koalition führen wird. Es ist Kaunitz' Meisterwerk; nicht nur er selbst, zur Bescheidenheit unbegabt, sieht das so.

In der Nacht auf den 29. August schlägt Friedrich II. unter Bruch internationaler Verträge sowie der Landfriedensordnung des Reiches los, überfällt das bisher unbeteiligte Kursachsen und dringt bald darauf von dort in das habsburgische Böhmen vor.

Ab dem folgenden Frühjahr jedoch besetzen französische Verbände die preußischen West-Territorien vom Rhein bis zur Weser. Vertreiben Maria Theresias Armeen die Preußen

Madame de Pompadour

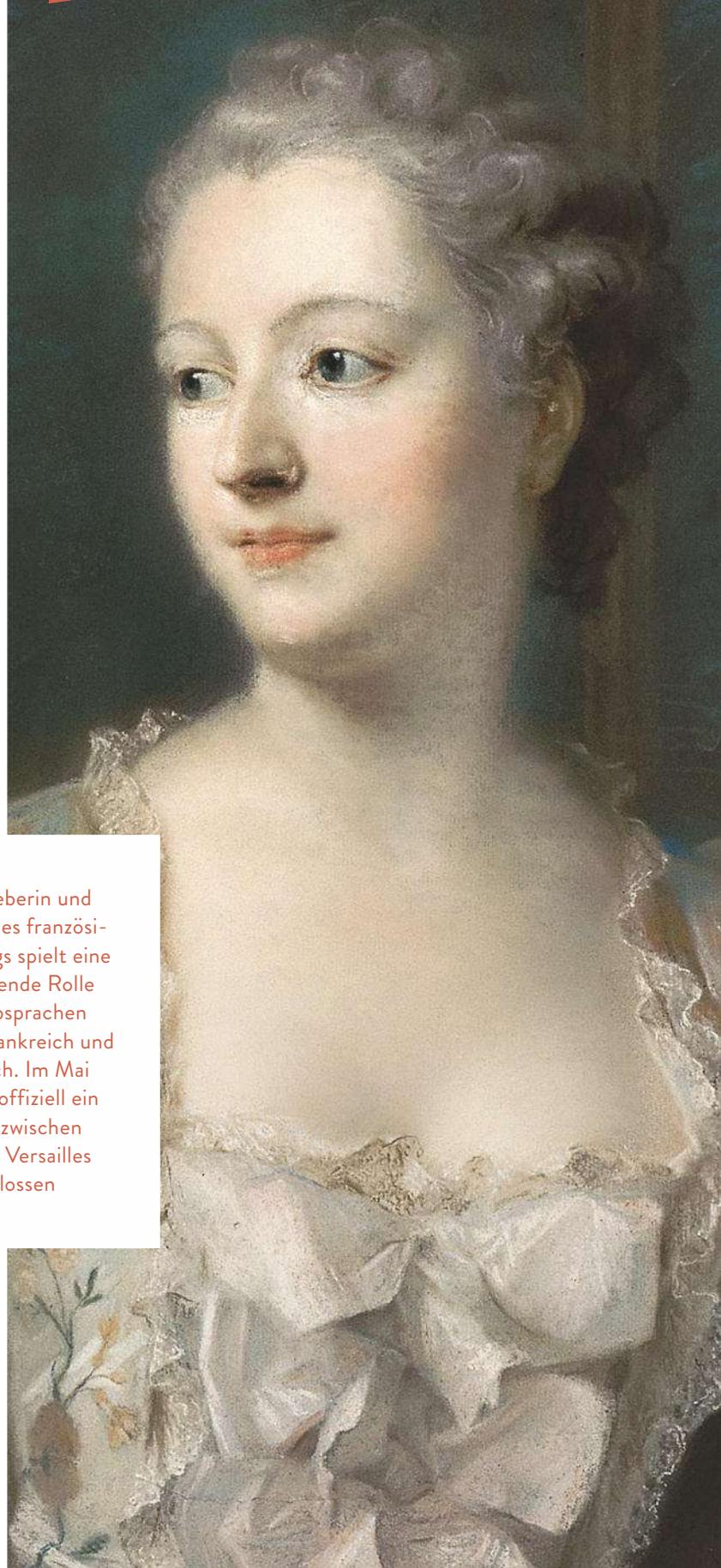
blutig aus Böhmen – in Wien finden Dankgottesdienste statt, werden erbeutete Fahnen ausgestellt, spielen die Theater bei freiem Eintritt. Eine neue militärische Auszeichnung wird gestiftet, der Maria-Theresia-Orden.

Nahezu gleichzeitig marschieren russische Einheiten im Osten von Friedrichs Reich, dem später Ostpreußen genannten Gebiet, ein. Mitte Oktober dringt eine österreichische Truppe bis Berlin vor, erpresst im Handstreich eine große Summe Geld und Gold, lässt die Überfallenen wütend und gedemütigt zurück. Begeisterter Jubel an der Donau. Die diplomatische Einkreisung Preußens wird zum militärischen Würgegriff.

Allein, Ende des Jahres gelingen Friedrich zwei überraschende Schlachtensiege über die Franzosen bei Roßbach in Kursachsen und über die Österreicher bei dem schlesischen Dorf Leuthen (siehe Seite 40). Nachdem sie den Triumph bereits vor Augen hatten, müssen die Alliierten teils ungünstige Winterquartiere beziehen. Das Bündnis erweist sich schwächer, als es auf Landkarten und in Zahlen aussieht.

Denn allen Reformanstrengungen zum Trotz hat Maria Theresias buntscheckiges Reich nicht zu dem hocheffizienten Militärstaat Preußen aufgeschlossen. Frankreich muss seine Kräfte teilen zwischen Europa und dem Kampf mit den Briten in Übersee. Elisabeth hat mit einer preußenfreundlichen Opposition in Teilen des Offizierskorps zu rechnen, der selbst ihr Neffe und designierter Thronfolger nahesteht. Nicht auszuschließen, dass manches Zaudern ihrer Feldkommandeure mit diesen geheimen Sympathien zusammenhängt.

Es ist ein Nachteil aller drei Frauen: Sie sind gezwungen, den Krieg aus der Ferne zu lenken, die Entscheidung vor Ort anderen zu überlassen. Zwar führen auch



Die Ratgeberin und Vertraute des französischen Königs spielt eine entscheidende Rolle in den Absprachen zwischen Frankreich und Österreich. Im Mai 1756 wird offiziell ein Bündnis zwischen Wien und Versailles geschlossen

männliche Herrscher ihre Truppen nur noch selten selbst in die Schlacht, folgt etwa Ludwig XV. von Frankreich dem gängigen Rat der Staatswissenschaft, seine geheilgte Person nicht ohne Not in solche Gefahr zu bringen.

Doch ausgerechnet Friedrich II. ist eine berühmte, bewusst diesen Ruhm suchende Ausnahme. Nur sich selbst verantwortlich, vermag er denn auch Risiken einzugehen, vor denen die meisten anderen Befehlshaber zurückschrecken und lieber den ohnehin defensiv geprägten Standardtaktiken der Zeit folgen.

Besonders Maria Theresia zeigt sich immer wieder unzufrieden, ja erbost angesichts der zaghaften Vorsicht ihrer Kommandeure. Es kränkt und ärgert sie, nicht eingreifen zu können – allein, eine Frau leibhaftig an der Spitze ihrer Armee, das gilt als undenkbar, mit der Ehre der untergebenen Offiziere so wenig vereinbar wie mit der des Gegners. Allenfalls symbolisch darf sie zugegen sein: Oft zeigen ihre Feldherren den Mannschaften zum Ansporn vor der Schlacht ein Porträt der Herrscherin. Dabei liebt die Kaiserin alles Soldatische, sieht begeistert exerzierenden Truppen zu, zieht Offiziere anderen Amtsträgern vor, lernt selbst im Männerstall zu reiten. Bis ins Detail kümmert sie sich um die organisatorische Seite des Ringens, um Rekrutierung, Proviant und Versorgung, Rüstung, immer wieder um Geld, neue Steuern, zusätzliche Naturalabgaben, Kredite. Und tobt über Bummelei, Verantwortungsscheu, träge Gleichgültigkeit, Selbstsucht, die sie allenthalben um sich her zu entdecken meint. Anders als Elisabeth in Sankt Petersburg fällt es ihr schwer, selbst Alltagsgeschäfte anderen zu überlassen.

Auf eigentümliche Weise steht sie in vielem ihrem Feind, dem verhassten, verachteten „bösen Mann“, wie sie ihn nennt, dem konventionsbrecherischen „Ungeheuer“ und „Monster“ Friedrich, näher als manchem aufrechten Konservativen im eigenen Lager. Nicht zuletzt ist sie mit dem Leben einfacher Soldaten und Zivilisten so wenig zimperlich wie der rücksichtslos die Schlacht suchende Preuße. Und duldet umgekehrt bei den Panduren, ihren gefürchteten Truppen aus den südöstlichen Grenzsäumen, wüste Gräuel und Verbrechen.

Ein zweiter an ihrem Geschlecht hängender Nachteil der drei Verbündeten ist das Vorurteil der Zeitgenossen. Vielen Menschen gilt ein „Weiberregiment“ als monströs, wider die Natur und Gottes Wort, unvereinbar mit der Würde eines Staates und der Selbstachtung der beherrschten Männer. Zwar führen seit jeher Witwen die Regentschaft für minderjährige Söhne. Doch haftet ihrer Macht ein Makel an, ein Hauch des Unzulässigen, des Fragilen.

So liegt es für die preußische und britische Propaganda nahe, aus dem Mächtekonflikt einen Kampf der Geschlechter zu machen. Einen Aufstand dreier Frauen gegen die natürliche Ordnung. Auch wenn die fromme Kaisererin Maria Theresia, die bürgerlich geborene Madame de Pompadour und die frivole Usurpatorin Elisabeth jenseits machtpolitischer Interessen wenig verbindet, erst recht keine weibliche Solidarität.

Den schlimmsten Leumund hat die Zarin. War ihre Mutter nicht eine schlichte Magd, eine Affäre des damaligen Zaren Peter I., Elisabeths Geburt

Die wuchtige Fassade der Sommerresidenz, die Zarin Elisabeth ab 1741 vor den Toren von Sankt Petersburg errichten lässt (heute »Katharinenpalast« genannt), kündet von Russlands eigenen Ambitionen. Das aufstrebende Preußen sieht man dort zunehmend als Gefahr

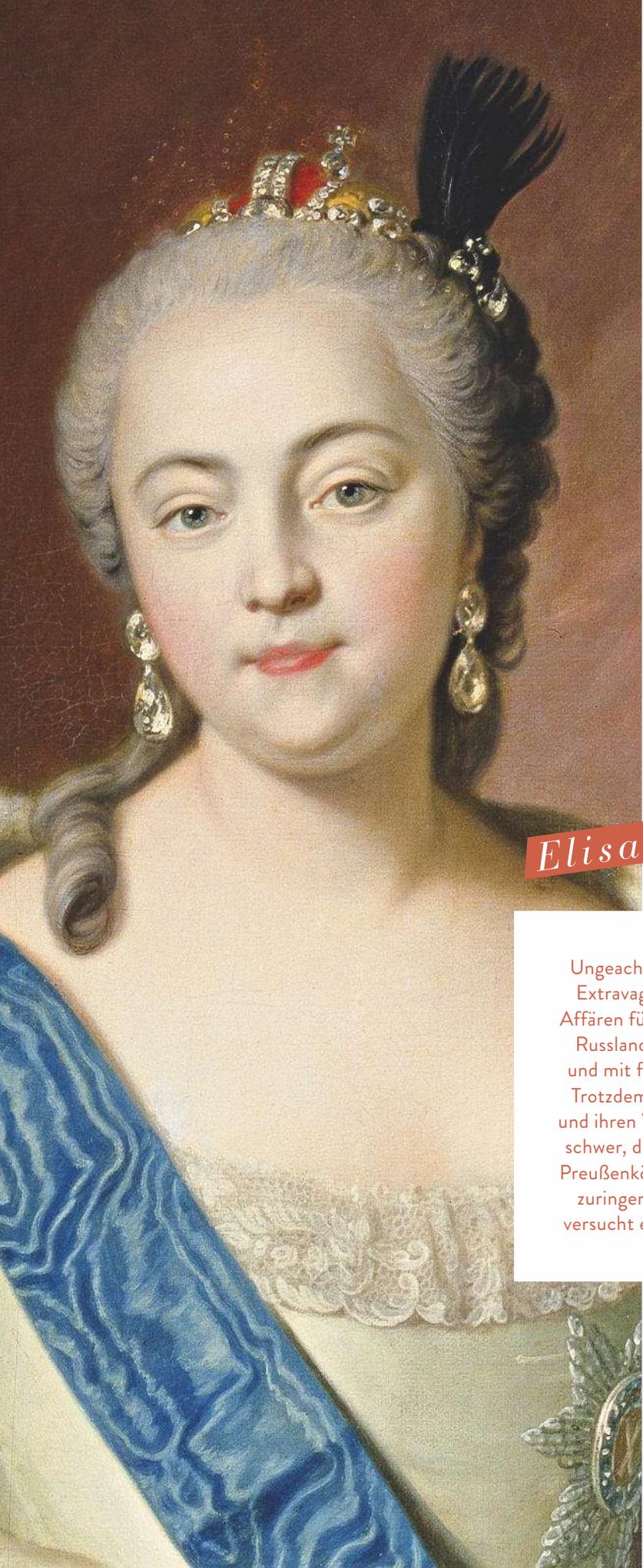


In diesem mit Gemälden dekorierten Saal des Schlosses werden diplomatische Delegationen empfangen. Die Zarin schließt sich Anfang 1757 der antipreußischen Koalition an



Der Ruf der HERRSCHERIN ist zweifelhaft





Elisabeth

Ungeachtet diverser Extravaganzen und Affären führt die Zarin Russland energisch und mit fester Hand. Trotzdem fällt es ihr und ihren Verbündeten schwer, das Lager des Preußenkönigs niederzuringen. Doch sie versucht es bis zuletzt

unehelich? Führt sie nicht selbst ein ausschweifendes Leben aus unablässigen, verschwenderischen Maskeraden, Bällen, Schauspielen, Liebschaften mit ihren leitenden Ministern wie mit Männern der niederen Stände, jungen Kadetten? Hat sie nicht wider allen militärischen Anstand bei ihrem Staatsstreich selbst die Gardetruppen geführt, eine Kürassieruniform getragen (wiewohl im Schlitten, nicht zu Pferd)? Gerüchte, Wahrheiten, Übertreibungen, kaum zu entwirren. Vieles trifft ähnlich auf den König von Frankreich zu. Aber der ist ein Mann.

Wenn auch, so sieht es etwa Friedrich II., nur ein halber, gehorcht er doch einer Frau, noch dazu einer, deren Lebenswandel Preußens König mit dem einer Dirne vergleicht. Indes klagt auch die französische Öffentlichkeit nach Niederlagen wie der bei Roßbach über die Einflüsterungen der Pompadour, höfische Günstlingswirtschaft, unfähige Feldherren. Das verderbliche Hineinpustchen der Mätresse in den Krieg. Ludwig XV. freilich weiß es besser und bleibt der klugen Ratgeberin gewogen. (Bis ihre seit Kindertagen schwache Gesundheit nachgibt, sie 1764 mit nur 42 Jahren stirbt.)

Überhaupt spart Friedrich II., ein Schandmaul ersten Ranges und Frauenfeind, nicht mit Kraftausdrücken für „diese Schufte von Kaiserinnen“, die „griechisch-orthodoxe Hure“ in Sankt Petersburg und das Wiener „apostolische Rabenaas“ – womit er jeweils der persönlichen noch eine religionskriegerische Schmähung beifügt. Immerhin lässt er bei Maria Theresia deren vorbildliche Sittsamkeit gelten. Und die unzweifelhaft hohe Geburt.

Auch darin sind Feind und Feindin einander eigentlich nah: in ihrem Standesdunkel. Beide werten Personen fürstlicher Abkunft höher als einfache Adelige, Adelige höher als Bürgerliche, von Leuten aus dem gemeinen Volk zu schweigen. Mon-

arch wie Monarchin halten die Menschen für von Geburt an ungleichwertig. Und dabei sticht in beider Augen ererbter Rang das Geschlecht.

Zugleich teilen sie ein konservatives Bild von männlichen und weiblichen Rollen – dem Maria Theresia mehr aus Not denn Überzeugung zuwiderhandelt. Eben weil Familieninteresse dann doch vor Natur geht. Um die Dynastie nicht noch einmal zu gefährden, bringt sie pflichtbewusst 16 Kinder zur Welt, davon fünf Jungen. Zwei Jahrzehnte lang ist sie praktisch ununterbrochen schwanger, davon zunehmend belastet und entnervt – pflegt indes nach außen die Legende, nie glücklicher zu sein als mit dem nächsten Kind im Bauch.

Friedrich respektiert das. Einerseits. Und verhöhnt die Kaiserin dennoch je nach Lage als anmaßendes Mannweib oder hilflose Betschwester. Eine Gehässigkeit, die umso giftiger wird, je länger das Ringen der beiden dauert. Und je mehr die blanke Übermacht an Soldaten, Reserven, Geld die Waage gerade zugunsten der gegen ihn Verbündeten neigt.

K

Kunersdorf unweit der Oder, zu Abend des 12. August 1759. Dicht an dicht bedecken Tote, Sterbende und Versehrte das Schlachtfeld, es sind Tausende. Kosaken reiten umher, plündern und töten verwundete Preußen. Das Morden besiegt den vollständigen Triumph von Russen und Österreichern. Friedrichs Armee ist vernichtet. Preußen steht vor dem Zusammenbruch. Drei Tage später erreicht ein erschöpfter Kurier mit der Siegesbotschaft Wien, kurz vor der täglichen Messe in Schloss Schönbrunn – die nun zu einem Dankgottesdienst wird. Wie es üblich ist, überbringt am folgenden Tag ein ausgewählter Offizier zu Pferd, schallend begleitet von 20 Bläsern, dem Kaiserpaar die Nachricht noch einmal offiziell und erhält dafür kostbare Dankgeschenke sowie eine Beförderung. Maria Theresia wähnt ein für Habsburg triumphales Ende des Krieges in greifbarer Nähe.

Es wird anders kommen. Durch Ungeschick, vielleicht ist auch Verrat im Spiel, durch die Entwicklung des französisch-britischen Krieges in Übersee – vor allem aber durch einen Zufall, den Tod der Zarin Anfang 1762, der in Sankt Petersburg die preußenfreundliche Partei zur Macht gelangen und Russland aus der Koalition ausscheiden lässt. Ein Zufall, der als das „Mirakel des Hauses Brandenburg“ in die preußische und später die deutsche Geschichte eingehen wird (womit Friedrich II. selbst allerdings das Ausbleiben eines Vernichtungsschlags seiner Gegner nach dem Desaster von Kunersdorf bezeichnete, siehe Seite 96).

Ein Mirakel, ein Wunder, das Preußen-, Männer-, Helden-Erzählungen über Generationen andächtig beschwören werden. Und dabei hinter der Niederlage des Hauses Habsburg manche Leistung der Besiegten aus dem Blick verlieren. Die alles andere war als eine Gescheiterte, Überforderte. Sondern eine hart arbeitende, kämpferische Frau auf einem angefochtenen Thron, den sie zäh und erfolgreich verteidigt. Für ihre Dynastie, ihre Nachkommen – für sich selbst. Unter Verlusten und Einbußen, unter der erschwerenden Bedingung, eine Frau zu sein. Maria Theresia, Erzherzogin von Österreich, Königin von Ungarn und Böhmen, Kaiserin und Mutter eines künftigen Kaisers, hat die ihr verliehene Zeit genutzt. ◇

LITERATURTIPPS

BARBARA STOLBERG-RILINGER

»**Maria Theresia – Die Kaiserin in ihrer Zeit**«
Lebendig, klug – die große aktuelle Biografie (C. H. Beck).

EVA KATHRIN DADE

»**Madame de Pompadour – Die Mätresse und die Diplomatie**«
Akademisch, trotzdem anschaulich (Böhlau).



Lesen Sie auch »**Maria Theresia: Die Erste und die Einzige**«
(aus GEOEPOCHE Nr. 46) auf
www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

In einer Epoche, in der die meisten Zeitgenossen weibliche Herrschaft ablehnen, schmieden ausgerechnet drei Frauen einen kraftvollen Pakt gegen Preußen, geleitet allerdings nicht von Geschlechtersolidarität, sondern von machtpolitischem Kalkül. Den preußischen König Friedrich II. hindert das dennoch nicht daran, mit wüster Propaganda über das »Weiberregiment« auf der Gegenseite herzu ziehen.

IMPRESSUM

CHEFREDAKTION: Jürgen Schaefer, Katharina Schmitz

REDAKTIONSLITUNG: Joachim Telgenbüscher

MANAGING DESIGNERIN: Tatjana Lorenz

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN: Maike Köhler

TEXTREDAKTION: Dr. Anja Fries (Konzept dieser

Ausgabe), Jens-Rainer Berg, Kirsten Bertrand, Insa Bethke,

Dr. Mathias Mesenhöller, Johannes Teschner

BILDREDAKTION: Julia Franz, Christian Gargerle

GRAFIK: Frank Strauß

KARTOGRAFIE: Ralf Bitter (frei), Klaus Kühner (frei)

QUALITY BOARD – VERIFIKATION, RECHERCHE,

SCHLUSSREDAKTION: Leitung: Tobias Hamelmann,

Stellvertreterin: Melanie Moenig;

Dirk Krömer, Andreas Sedlmair, Stefan Sedlmair (Koordination

GEOEPOCHE); Elke von Berkholz, Lenka Brandt,

Regina Franke, Hildegard Frilling, Dr. Götz Fröschke,

Cornelia Haller, Sandra Kathöfer, Judith Ketelsen, Petra

Kirchner, Jeannette Langer, Michael Lehmann-Morgenthal,

Kirsten Maack, Susan Molkenbuhr, Alice Passfeld,

Christian Schwan, Bettina Süssmilch, Torsten Terraschke

HONORARE/SPESSEN: Andrea Gora-Zysno, Heidi Hensel,

Daniela Klitz, Katrin Schäfer, Carola Scholze, Katrin Ullerich

VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN

INHALT: Jürgen Schaefer, Katharina Schmitz

VICE PRESIDENT NEWS, WIRTSCHAFT & WISSEN

(PRINT/DIGITAL): Bianca Wannemacher

PRODUCT MANAGEMENT: Saskia Schröder

SALES DIRECTION: Mona Biehl

MARKETING DIRECTION: Stefan Bromberg

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:

Bettina Klauser, Michelle Wilbois

LIZENZEN: BRANDS Licensing by G+J:

Siegel und Sonderdrucke,

Koordination: Petra Martens,

Anfragen: Markus Disselhoff,

E-Mail: markus.disselhoff@rtl.de

VERANTWORTLICH FÜR DEN ANZEIGENTEIL:

Petra Küsel, Director Brand Print + Crossmedia,
Ad Alliance GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.

Es gilt die jeweils aktuelle Preisleiste unter

www.ad-alliance.de

HERSTELLUNG: G+J Herstellung,

Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Druckvorstufe: Mohn Media

Mohndruck GmbH, Gütersloh

Druck: Quad/Graphics, Wyszków

Gruner + Jahr Deutschland GmbH

Sitz von Verlag und Redaktion:

Koreastraße 7, 20457 Hamburg.

Postanschrift der Redaktion:

Brieffach 24, 20444 Hamburg.

Telefon: 040 / 37 03-0

Internet: www.geo.de/epoche

Heftpreis: 14,00 Euro (mit DVD: 19,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-01508-0;

978-3-652-01514-1 (Heft mit DVD)

ISSN: 1861-6097

© 2024 Gruner + Jahr Deutschland GmbH

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,

BIC: DEUTDEHH

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titelbild: »Die Schlacht von Zorndorf am 14. August 1758«, Gemälde von Alexander von Kotzebue (1815–1889); das Datum im Titel des 1852 in Russland gemalten Bildes folgt dem dort üblichen julianischen Kalender
Rückseite: »Friedrich II. nach der Schlacht von Kolin«, Ausschnitt aus dem Gemälde von Julius Schrader (1815–1900)

TITEL: Elizaveta Becker/akg-images

EDITORIAL: Malte Joost für GEOEPOCHE

INHALT: brandstaetter images/ullstein bild: 4 l. o.; Alamy/mauritius images: 4 r. o.; akg-images: 4 l. m., 5 o.; imago images: 4 l. u. l.; Photo Josse/Bridgeman Images: 4 l. u. m.; Birgit und Peter Kainz, Wien Museum: 4 l. u. r.; bpk-images: 4 r. u.; Heritage Images/imo images: 5 m.; Robert Griffing Images/Paramount Press: 5 u.

VERHÄNGNISVOLLE ALLIANZEN: brandstaetter images/ullstein bild: 6 l.; akg-images: 8/9, 22/23; Bridgeman Images: 10/11; Hessen Kassel Heritage/bpk-images: 12/13; Prisma/Album/akg-images: 14/15; Daniel Lindner/Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg: 16/17; Erich Lessing/akg-images: 18/19; National Maritime Museum, London/Bridgeman Images: 20/21

EIN WELTKRIEG VOR DER ERFINDUNG DES WORTES: Klaus Kühner für GEOEPOCHE: 24/25

ÜBERFALL IN DER WILDNIS: imago images: 26, 28, 32; SuperStock/imago images: 27; Alamy/mauritius images: 29, 31; Phillips, Fine Art Auctioneers, New York/Bridgeman Images: 30; Carnegie Museum of Art/Artres: 32/33; Bridgeman Images: 34; Ralf Bitter für GEOEPOCHE: 35; High Museum of Art, Atlanta/akg-images: 36/37; Alfred Bobbett: 38

RUHM UM JEDEN PREIS: akg-images: 40/41, 43, 44, 45 u., 46/47, 52; Rabatti & Domingue/akg-images: 42; Georg Schnellnberger/Verlag Militaria/Deutsches Historisches Museum: 45 o., 54 o.; Ralf Bitter für GEOEPOCHE: 48; Hermann Historica/Interfoto: 49; Piemags/imo images: 50; Aus: Friedrich Förster, Leben und Thaten Friedrichs des Großen, Meißen 1840: 51; Klaus Kühner für GEOEPOCHE: 54 u.

DIE MÄCHTIGEN DREI: imago images: 56, 68; Photo Josse/Bridgeman Images: 57 l., 65; Birgit und Peter Kainz, Wien Museum: 57 r.; Alexander Eugen Koller/Schönbrown Kultur- und Betriebsges.m.b.H.: 58/59; Bildarchiv Monheim/akg-images: 59 o.; De Agostini/Getty Images: 61; Pecold/adobe stock: 62/63; Marc Deville/akg-images: 63 o.; Best View Stock/adobe stock: 66/67; Bridgeman Images: 67 o.

DER SIEBENJÄHRIGE KRIEG: Bridgeman Images: 71 o.; Album/akg-images: 71 u., 82; Alamy/mauritius images: 72, 74, 76, 80, 81; privat: 73, 75, 78, 79; Archives Charmet/Bridgeman Images: 77

LESEZEICHEN: Pictorial Press Ltd/Alamy: 83

VERRAT IN BENGALEN: Jürgen Liepe/Museum für Asiatische Kunst, SMB/bpk-images: 84; Sotheby's/akg-images: 85; Kharbine-Tapabor/imo images: 86; British Library/akg-images: 87; Heritage Images/imo images: 88/89; Alamy/mauritius images: 91; NAM, 1971-02-33-94-10 National Museums Scotland: 94; Victoria and Albert Museum, London/bpk images: 95

FRIEDRICH S DUNKELSTER MOMENT: Heritage Images/akg-images: 96/97; Wolfgang Pfauder/Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg: 99; Leihgabe in der EDIS AG/Potsdam Museum: 100/101; Wolfgang Pfauder/Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg/bpk images: 103; Klaus Kühner für GEOEPOCHE: 104; Prisma/akg-images: 106/107; Heritage Images/imo images: 108

RULE BRITANNIA: National Maritime Museum, London/Bridgeman Images: 110/111, 116/117, 119; Bridgeman Images: 112; National Maritime Museum, London: 114/115; Heritage Images/imo images: 117; Artgen/Alamy/Mauritius images: 118/119; National Army Museum, London: 120

DER DICHTER DER VERNUNFT: Heritage Images/imo images: 122, 127; bpk-images: 123, 125 (2), 126 u., 133 u.; Piemags/imo images: 124, 128; Rijksmuseum, Amsterdam: 126 o., 129 o., 130 o., 133 o.; akg-images: 129 u.; Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg: 130 u.; Österreichische Nationalbibliothek/Archiv Austria: 131; Alamy: 132

ENDLICH FRIEDEN! BNF, Paris: 134/135; akg-images: 136, 138, 140; Ruth Schacht/Staatsbibliothek zu Berlin/bpk images: 139; Bridgeman Images: 141

DIE PONTIAC-REBELLION: Robert Griffing Images/Paramount Press: 142/143, 146/147, 149, 150/151; McCord Stewart Museum, Montreal: 144, 144/45, 148, 152; Ralf Bitter für GEOEPOCHE: 153

MENSCHEN DAHINTER: Jana Mai: 158 l. o.; Privat: 158 (2)

VORSCHAU: Villani Studio/Alinari Archives/ullstein bild: 162; Bettmann Archives/Getty Images: 163 o. l.; Sammlung Rauch/Interfoto: 163 o. r.; imageBROKER/ullstein bild: 163 m. l.; Arcadia/picture-alliance: 163 m. r.; dpa/picture-alliance: 163 u. l., 163 u. r.

RÜCKSEITE: Bertram Kober (Punctum Leipzig)/Museum der bildenden Künste, Leipzig/bpk images

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

E-Mail: briefe@geo-epoche.de

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER,

GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Anschrift: GEO-Versand-Service,

74569 Blaufelden

Telefon: +49/40/42236427

Telefax: +49/40/42236663

E-Mail: guj@sigloch.de

ABONNEMENT- UND

EINZELHEFTBESTELLUNG

Online-Kundenservice:

www.geo.de/kundenservice

Telefon: 0049/40/55558990

Service-Zeiten: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Postanschrift: GEOEPOCHE Kundenservice,

20080 Hamburg

Preise Jahresabonnement:

98,00 € (D), 108,50 € (A), 154,00 sfr (CH)

mit DVD:

129,00 € (D), 145,50 € (A), 217,00 sfr (CH)

Studentenabonnement:

58,80 € (D), 65,10 € (A), 92,40 sfr (CH)

mit DVD:

81,20 € (D), 94,50 € (A), 138,60 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

USA: GEOEPOCHE is published by

Gruner + Jahr Deutschland GmbH

K.O.P.: German Language Pub.,

153 S Dean St, Englewood NJ 07631.

Periodicals Postage is paid at Paramus NJ 07652.

Postmaster: Send address changes to

GEOEPOCHE, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631

KANADA: Sunrise News,

47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2,

Tel.: +1 647-219-5205,

E-Mail: sunriseorders@post.com

Alle Fakten und Daten in dieser Ausgabe sind vom Verifikations- und Recherteam im Quality Board auf ihre Richtigkeit überprüft worden.



ZEIT DER UNIFORMIERTEN:

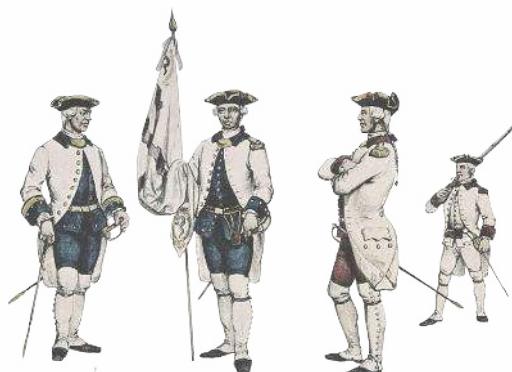
Bei Minden prallen Anfang August 1759 die Truppen des französischen und des britischen Königs sowie ihrer Verbündeten aufeinander. Die Soldaten kämpfen in Linien – Schulter an Schulter laufen sie in das Feuer des Gegners (kolorierter Druck, 1785)

DER SIEBENJÄHRIGE KRIEG

Mitte des 18. Jahrhunderts verschärfen sich die Rivalitäten unter den großen europäischen Mächten.

Preußen ringt mit Österreich um Einfluss im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, Großbritannien und Frankreich streiten um Märkte, Handelsrouten und Territorien außerhalb Europas. 1756 verbinden sich beide Konflikte zu einem Krieg von globalen Dimensionen

TEXT: ANJA FRIES, ANDREAS SEDLMAIR, STEFAN SEDLMAIR; ILLUSTRATIONEN: RICHARD UND HERBERT KNÖTEL



Spanische Infanteristen
des 18. Jahrhunderts

1713

25. Februar. Friedrich I., der 1701 als Erster den Titel eines Königs in Preußen angenommen hatte, stirbt. Sein Sohn Friedrich Wilhelm I. folgt ihm auf dem preußischen Thron. Das ganze Interesse des „Soldatenkönigs“ gilt dem Um- und Ausbau des Militärs. Bei seinem Tod 1740 verfügt Preußen mit rund 80 000 Mann über eine der größten Armeen Europas, keine ist besser organisiert.

19. April. Der römisch-deutsche Kaiser Karl VI., zugleich Oberhaupt des Hauses Habs-

von Braunschweig-Lüneburg, ein Urenkel des schottischen und englischen Königs Jakob VI./I., als Georg I. den Thron und begründet das nach seiner kurfürstlichen Residenzstadt benannte Haus Hannover. Großbritannien und Kurhannover werden fortan in Personalunion regiert.

1732

Mit Georgia entsteht die letzte der 13 britischen Kolonien an der Ostküste Nordamerikas, aus denen dereinst die USA hervorgehen werden. Schon

zösischen Kultur zugetan, wird Friedrich zum bedeutenden Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, aber auch zu einem der rücksichtslosesten Feldherren seiner Zeit.

20. Oktober. Karl VI. stirbt in Wien. Gemäß der „Pragmatischen Sanktion“ fällt die Herrschaft in allen Besitzungen der Habsburger – neben dem Erzherzogtum Österreich mit seinen Nebenländern auch die Königreiche Böhmen und Ungarn samt angeschlossener Gebiete sowie Teile Norditaliens und des heutigen Belgien – an seine älteste Tochter Maria Theresia. Zwar hatten fast alle bedeutenden Mächte die Regelung im Vorfeld anerkannt, doch nun erheben unter anderem die Kurfürsten von Sachsen und Bayern, beide verheiratet mit Töchtern des Bruders und Vorgängers von Karl VI., Ansprüche auf Teile des Erbes.

ßische Schlesien fällt hingegen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs an Polen). Maria Theresia muss sich auf die Abtretung einlassen, um sich Entlastung im gesamten Österreichischen Erbfolgekrieg zu verschaffen, an dem neben Bayern auch Frankreich und Spanien beteiligt sind, zudem auf Seiten Österreichs Großbritannien und die Vereinigten Niederlande.

1744

Preußen tritt erneut in den Österreichischen Erbfolgekrieg ein: Mit einem Präventivschlag gegen das habsburgische Böhmen will Friedrich II. einer drohenden Rückeroberung Schlesiens zuvorkommen. Am Ende dieses Zweiten Schlesischen Krieges 1745 wird der vorherige Zustand wiederhergestellt, Schlesien bleibt preußisch.

AM ANFANG STEHT STREIT UM SCHLESIEN

burg, lässt die „Pragmatische Sanktion“ verkünden, eine Regelung der Erbfolge innerhalb des österreichischen Fürstengeschlechts. Fortan soll auch eine Frau berechtigt sein, die Nachfolge anzutreten, sofern keinerlei männliche Erben vorhanden sind. Der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation – eines eher losen Verbundes von mehr als 300 weltlichen Fürstentümern, geistlichen Herrschaften und Städten im Herzen Europas – will dadurch vermeiden, dass es nach seinem Ableben im Erzherzogtum Österreich und den anderen Besitzungen des Hauses zu einem Krieg um die Erbfolge kommt.

1714

Königin Anna von Großbritannien stirbt. Daraufhin übernimmt Kurfürst Georg Ludwig

seit etwa 1500 beanspruchte die englische Krone das Land für sich, Jamestown, die erste dauerhafte englische Siedlung, wird 1607 in der Kolonie Virginia gegründet. Ein Jahr später setzen sich Franzosen in Québec am Sankt-Lorenz-Strom fest; es wird zur Hauptstadt ihrer „Canada“ genannten Kolonie, die bald auch die gesamte Region der Großen Seen umfasst. Im Lauf des 17. Jahrhunderts nehmen Franzosen zudem ein gewaltiges Gebiet beiderseits des Mississippi bis zu dessen Mündung in den Golf von Mexiko in Besitz und geben ihm den Namen Louisiana (nach König Ludwig XIV.).

1740

31. Mai. Friedrich II. erbt die preußische Krone von seinem Vater, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Der fran-

16. Dezember. Preußens König Friedrich II. nutzt Österreichs geschwächte Position und fällt mit rund 20 000 Soldaten in Schlesien ein, um die zum Habsburgerreich gehörende Region zu annexieren. Das wohlhabende, bevölkerungsreiche Gebiet an der Oder grenzt im Nordwesten an preußisches Territorium, im Süden strategisch günstig an die habsburgischen Länder Böhmen und Mähren. Der Erste Schlesische Krieg endet 1742 mit einem Friedensvertrag, in dem Österreich den Großteil Schlesiens sowie die böhmische Grafschaft Glatz an Preußen verliert (nur kleinere Teile im Südosten, künftig „Österreichisch-Schlesien“ genannt, verbleiben bei den Habsburgern, sie gehören heute zu Tschechien; das preu-



ROT ist traditionell die bestimmende Uniformfarbe der britischen Infanterie (Garde-Grenadier von 1745)

1745

Kaiser Karl VII., als Kurfürst von Bayern Karl Albrecht, stirbt in München. Drei Jahre zuvor war er als erster Nicht-Habsburger seit mehr als drei Jahrhunderten zum Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches gewählt worden, nun bestimmen auch Karls Nachfolger in Bayern und Friedrich II. als Kurfürst von Brandenburg wieder einen Kandidaten des Hauses Habsburg zum Kaiser: Franz Stephan von Lothringen, Maria Theresias Ehemann. Als regierende Erzherzogin von Österreich und Königin von Böhmen und Ungarn bleibt sie selbst aber Herrscherin über die habsburgischen Territorien.

1748

Der Frieden von Aachen beendet am 18. Oktober den Österreichischen Erbfolgekrieg. Preußens Eroberung Schlesiens und der Grafschaft Glatz wird abermals bestätigt. Maria Theresia nutzt die folgenden Jahre, um Staat und Militär grundlegend zu reformieren.

1754

Soldaten der britischen Kolonie Virginia unter Befehl des jungen Offiziers George Washington überfallen eine französische Abordnung im Ohio-Tal, das von Frankreich wie von Großbritannien beansprucht wird. Bei der Attacke kommt der Anführer der Franzosen, Joseph Coulon de Villiers, Sieur de Jumonville, ums Leben. Sein Tod ist der Zündfunke in einem schon lange schwelenden Konflikt um die Vorherrschaft in Nordamerika. Im nun entfachten Krieg (von den Briten

„French and Indian War“ genannt, in Frankreich „Guerre de la Conquête“) sind beide Seiten mit indigenen Gemeinschaften verbündet.

1755

9. Juli. In der Schlacht am Fluss Monongahela unweit des französischen Fort Duquesne (heute Pittsburgh) unterliegt ein britisches Heer einer Allianz aus Franzosen und Indigenen. Der eigens aus Großbritannien eingeschiffte General Edward Braddock stirbt in Folge seiner Verletzungen. Der Konflikt der Großmächte in Nordamerika eskaliert zum offenen Krieg.

1756

16. Januar. Preußen und Großbritannien, die sich im Österreichischen Erbfolgekrieg noch gegnerisch gegenübergestanden hatten, schließen die „Konvention von Westminster“. Darin verabreden sie unter anderem, den Frieden im Heiligen Römischen Reich zu wahren und sich gegenseitig im Fall des Einmarschs fremder Truppen zu unterstützen. Großbritannien will damit vor allem verhindern, dass die Franzosen Kurhannover besetzen und so das Stammland von Georg II., seit 1727 König und Kurfürst, als Faustpfand im Ringen der beiden Großmächte in den Kolonien einsetzen können.

1. Mai. Österreich und Frankreich reagieren auf die Konvention von Westminster, wenden sich ihrerseits von den bisherigen Bündnispartnern Großbritannien respektive Preußen ab und schließen den „Ersten Versailler Vertrag“. Mit dem Defensivbündnis



DIE KAVALLERIE der britischen Armee gliedert sich wie bei den Streitkräften anderer Reiche in viele Abteilungen. Diese beiden Soldaten gehören zur Waffengattung der Dragoner, einst berittene Fußtruppen, nun kämpfende Reiterei (Uniformen von 1760)

endet die mehr als zwei Jahrhunderte währende Feindschaft zwischen Habsburgern und Franzosen. Maria Theresia ist vor allem daran interessiert, einen Verbündeten gegen Preußen zu finden, dem sie Schlesien wieder abnehmen will. Auch das zuvor Großbritannien zuneigende Russland sieht sich durch die später so genannte „Renversement des alliances“ („Umkehrung der Bündnisse“) herausgefordert, zögert aber zunächst, sich zu einer Seite zu bekennen.

17. Mai. Großbritannien, das sich mit Frankreich in Nordamerika längst mit Waffengewalt bekämpft, erklärt dem Rivalen offiziell den Krieg. Zuvor hatten die Franzosen mit einer Invasion der britisch kontrollierten Baleareninsel Menorca den Konflikt nach Europa getragen. Am 20. Mai scheitert eine britische Flotte bei dem Versuch, die belagerte Inselfestung zu entsetzen, gut einen Monat später fällt Menorca, einer der wichtigsten Stützpunkte der Royal Navy,

vollends an die Franzosen, die ihrerseits am 9. Juni Großbritannien den Krieg erklären.

29. August. Friedrich II. marschiert mit rund 63 000 Soldaten in Kursachsen ein, besetzt am 9. September Dresden. Sein Ziel ist, einem vermeintlichen Angriff der Österreicher auf Schlesien zuvorzukommen und sich für den erwarteten Feldzug im



EINE TOMAHAWK-PFEIFE
rauchend, lehnt sich dieser Irokese auf seine Muskete. Die Indigenen bewohnen eine Region Nordamerikas, die sowohl Briten als auch Franzosen beanspruchen (Stich, 18. Jh.)

nächsten Jahr eine möglichst gute Ausgangsposition zu verschaffen. Dazu soll den Preußen auch der Wohlstand des Kurfürstentums helfen, dessen Steuereinnahmen nun in Friedrichs Kassen umgeleitet werden. Der Überfall gilt als der eigentliche Beginn des Siebenjährigen Krieges in Europa. Die kursächsische Armee leis-

tet kaum Widerstand, sondern verschanzt sich in einem Lager bei Pirna, das bald von den Preußen eingekesselt wird.

1. Oktober. Bei Lobositz im habsburgischen Böhmen liefern sich Preußen und Österreich die erste größere Schlacht des Krieges in Europa: Friedrich II. war mit einem Teil seiner Truppen einer heranrückenden gegnerischen Armee entgegengezogen. Wie so viele militärische Treffen des Konfliktes geht die Schlacht mit einem Patt aus, das jedoch – auch dies übliche Praxis – beide Parteien für sich als Sieg reklamieren. Der Plan der Österreicher, die bei Pirna eingeschlossenen Truppen zu entsetzen, scheitert; diese kapitulieren am 17. Oktober. 17 000 Mann der kursächsischen Armee werden daraufhin in preußische Dienste gezwungen, viele desertieren jedoch schon nach kurzer Zeit.

November. König Georg II. ernennt William Pitt, einen Parlamentarier, der sich durch feurige Reden einen Namen gemacht hat, zum Minister für das „Southern Department“, in dessen Zuständigkeit auch die Kolonien in Nordamerika und der Karibik liegen. Maßgeblich verantwortet Pitt fortan die britische Außenpolitik und Militärstrategie.

1757

17. Januar. Der Reichstag, die Versammlung von Abgesandten aus allen Teilen des Heiligen Römischen Reiches, verurteilt Friedrich II. wegen des Überfalls auf Kursachsen und erklärt Preußen den Krieg. Daraufhin beginnt die Aufstellung von Truppen für eine Reichsexeku-

tionsarmee, an der sich viele Fürstentümer allerdings nur zögerlich beteiligen.

2. Februar. Russland schließt ein Bündnis mit den Habsburgern und tritt so der mit dem „Ersten Versailler Vertrag“ von Österreich und Frankreich begründeten Allianz der Gegner Preußens bei. Friedrich II. und seine Generäle entscheiden sich, der wachsenden feindlichen Koalition offensiv zu begegnen. Im April marschieren sie mit 116 000 Mann in Böhmen ein. Ziel ist die Einnahme der Hauptstadt Prag.

1. Mai. „Zweiter Versailler Vertrag“: Aus dem Defensiv- wird ein Offensivbündnis zwischen Frankreich und Österreich, um Preußen zu zerschlagen. Versailles sagt darin eine Unterstützung Österreichs mit 129 000 Soldaten sowie Geldzahlungen zu, bis Schlesien wieder unter habsburgische Kontrolle gebracht ist. Russland beteiligt sich mit 80 000 Mann an dem Bündnis, zudem mobilisiert das Reich 25 000 Mann. Preußen drohen Angriffe aus allen Himmelsrichtungen, zumal auch Schweden den Kriegseintritt vorbereitet.

6. Mai. Vor den Mauern Prags sucht Friedrich II. die Schlacht gegen die österreichischen Truppen. Nach stundenlangem Kampf, bei dem sich mehr als 150 000 Soldaten gegenüberstehen, tragen die mit leichter Überzahl angetretenen Preußen den Sieg davon. Doch der Preis ist hoch: Beide Seiten zählen insgesamt fast 28 000 Tote, Verwundete oder Vermisste. Es gelingt Friedrich II. indes nicht, die Stadt an der Moldau einzunehmen. Statt-

dessen erleidet er bei dem Versuch, mit einem Teil seiner Truppen bei Kolin östlich von Prag eine weitere, zahlenmäßig klar überlegene Armee der Österreicher zu schlagen, am 18. Juni eine vernichtende Niederlage. Daraufhin muss er die Belagerung Prags abbrechen und aus Böhmen abziehen.

23. Juni. Bei Palashi (englisch Plassey) in Bengalen triumphiert die Armee der East India Company, einer staatsähnlich agierenden Handelsgesellschaft britischer Kaufleute, über Siraj-ud-Daula, den von der französischen Compagnie des Indes Orientales unterstützten Herrscher Bengalens. Der Fürst, der zuvor das britische Fort in Kalkutta eingenommen hatte, wird kurz darauf von einem Verwandten ermordet. In der Folge erhalten die Briten die Steuerrechte über Bengal, auch wenn dort nominell weiterhin ein einheimischer Herrscher regiert. Acht Jahre später übernehmen die Briten die gesamte Verwaltung des Gebiets im Nordosten des indischen Subkontinents.

26. Juli. Bei Hastenbeck nahe Hameln prallt unweit der Weser eine große französische Armee auf ein britisch geführtes Heer, dessen Truppen von Kurhannover, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel und weiteren Verbündeten gestellt werden. Die Schlacht endet in einem Patt, weil beide Seiten aufgrund falscher Lageeinschätzung den Rückzug antreten. Frankreichs Truppen waren bereits im April in preußische Territorien am Niederrhein eindrang, konnten in der Folge große Gebiete von Emden bis Kassel erobern und

IM GEGENSATZ ZU DEN BRITEN MIT IHRER ÜBERLEGENEN FLOTTE DOMINIEREN DIE FRANZOSEN LANGE ZU LANDE



EIN FRANZÖSISCHER GRENADIER auf Posten. Die Waffengattung verdankt ihren Namen dem Werfen von kleinen Granaten. Der blaue Rock mit roter Hose weist den Soldaten als Angehörigen der »Gardes Françaises« aus, des vornehmsten Infanterie-Regiments Frankreichs. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges 1756 verfügt das Land über eine der größten Armeen Europas (Uniform des 18. Jhs.)

kontrollieren bald nahezu gesamt Kurhannover, das Stamm-land des britischen Königs. Am 8. September wird in der „Konvention von Kloster Zeven“ festgeschrieben, dass sich das britisch-kurhannoversche Heer über die Elbe zurückzieht.

9. August. Nach mehrtägigen Kämpfen kapitulieren die Verteidiger des britischen Fort William Henry am Lake George (heute US-Bundesstaat New York) vor einer Übermacht aus Franzosen und deren indigenen Verbündeten. Zuvor haben sich die Europäer auf freien Abzug der eingeschlossenen Soldaten und Kolonisten geeinigt. Die indigenen Krieger hat man indes nicht an den Verhandlungen beteiligt. Tags darauf fallen sie über die Abziehenden her, die sie als ihre „Beute“ ansehen, plündern sie aus, nehmen Skalps. Von den ursprünglich etwa 2500 Menschen im Fort sterben allein in diesen Stunden 185, bis zu 500 werden als Geiseln verschleppt. Der Überfall geht als Massaker in die Geschichte ein und erlangt in James Fenimore Coopers Roman „Der letzte Mohikaner“ literarische Berühmtheit.

30. August. Bei Groß-Jägersdorf im eigentlichen Preußen (das dem aus dem Kurfürstentum Brandenburg hervorgegangenen Staatsgebilde seinen Namen gibt und später „Ostpreußen“ genannt wird) kommt es zur Schlacht zwischen einer starken russischen Armee und den zur Verteidigung aufgebrachten preußischen Truppen, in der die Russen unter hohen Verlusten siegen. Doch danach ziehen sie sich aus der Region zurück. Immer wieder zwingen Nachschub- und

Versorgungsprobleme die russischen Befehlshaber dazu, eroberte Gebiete zu räumen.

September. Eine schwedische Armee landet im unter Stockholms Herrschaft stehenden Teil Vorpommerns und bedroht von dort aus preußisches Territorium in Pommern und Brandenburg. Ein nach dem russischen Rückzug aus Ostpreußen abkommandierter Verband kann das Vordringen der Schweden jedoch unterbinden.

5. November. Unweit der Saale gelingt Friedrich II. beim kurfürstlichen Roßbach ein fulminanter Sieg gegen ein Heer der Franzosen und die Armee des Heiligen Römischen Reiches. Der Triumph begründet Friedrichs Ruhm als Kriegsheld, vor allem bei seinem britischen Verbündeten. Der kündigt bald darauf die Konvention von Kloster Zeven und nimmt den Kampf gegen die Franzosen um Kurhannover wieder auf. In Schlesien wird allerdings am 22. November bei Breslau eine preußische Armee von Österreichern besiegt, die daraufhin die schlesische Hauptstadt einnehmen können.

5. Dezember. Bei Leuthen westlich von Breslau greift Friedrich II. die fast doppelt überlegenen Österreicher an – ein äußerst riskantes Unterfangen, um Schlesien wieder unter seine Kontrolle zu bringen. Er umgeht einen zentralen Angriff, konzentriert seine Kräfte auf eine Attacke an der linken Flanke des Gegners und setzt die „schiefe Schlachtdisposition“ ein, bei der die Infanterie in einer Formation mit jeweils nach hinten versetzt vorrückenden Einheiten auf die

gegnerischen Fußtruppen prallt und diese nicht zur Ruhe kommen lässt. Tatsächlich können die Preußen die Österreicher zurückdrängen und schließlich in die Flucht schlagen. Der Erfolg von Leuthen untermauert Friedrichs Ruf als glänzender Strategie und wird – wie auch der Sieg bei Roßbach – von der preußischen Propaganda zum Mythos stilisiert.

1758

Januar. Die Russen überraschen Friedrich II. und besetzen ohne Widerstand Ostpreußen. Im Westen gelingt es in den folgenden Monaten den Truppen von Kurhannover und Verbündeten, nun auch mit maßgeblicher Unterstützung aus Großbritannien, die Franzosen wieder aus Norddeutschland zu vertreiben.

Mai. Friedrich II. lässt Olmütz im habsburgischen Mähren belagern, um die Österreicher an einem weiteren Ort empfindlich zu treffen. Die können jedoch am 30. Juni beim nahe gelegenen Domstadt einen großen preußischen Nachschubkonvoi überfallen, sodass der Preußenkönig Anfang Juli das Vorhaben aufgeben muss.

26. Juli. Nach wochenlangen Angriffen der Briten, die mit 40 Kriegsschiffen und Landungstruppen von fast 14 000 Mann aufgezogen waren, fällt die französische Festung Louisbourg. Die Einnahme des strategisch bedeutsamen Vorpostens an der Zufahrt zum Sankt-Lorenz-Golf eröffnet den Weg zu den französischen Städten am Sankt-Lorenz-Strom. Als verlustreicher Fehlschlag für die Briten hat sich

dagegen einige Wochen zuvor der Angriff auf das französische Fort Carillon (später Fort Ticonderoga) am Lake Champlain erwiesen.

25. August. Preußen und Russen tragen bei Zorndorf im Osten Brandenburgs die vielleicht brutalste Schlacht des Krieges aus. Ende Juli war die von Ostpreußen kommende russische Hauptarmee in das Kerngebiet von Friedrichs Staatsgebilde eingedrungen, der König eilte ihr mit seinen Truppen von Böhmen entgegen. Unweit der Oder erringt er einen knappen Sieg, ohne die Russen entscheidend schlagen zu können. Die ziehen sich gleichwohl nach Polen zurück.

14. Oktober. Bei Hochkirch in der zu Kursachsen gehörenden Oberlausitz überrascht eine österreichische Armee am frühen Morgen das preußische Heerlager und reibt es auf. Verantwortlich für die Niederlage und die schweren Verluste ist vor allem Friedrich II. selbst: Er hatte den strategisch ungünstigen Lagerplatz bestimmt.

13. Dezember. Ein französisches Heer beginnt mit der Belagerung des britischen Handelspostens Madras an der Südostküste Indiens. Trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit können die Angreifer die Briten nicht aus einem Fort im Zentrum der Niederlassung vertreiben. Als per Schiff Verstärkung für die Bedrängten eintrifft, ziehen die Belagerer sich im Februar 1759 unverrichteter Dinge zurück – nach der Niederlage in Bengalen ein weiterer Rückschlag für die französischen Ambitionen in Indien. Bis 1761 können die



KÖNIG FRIEDRICH II.

vergrößert seine Streitkräfte auf bis zu 160 000 Mann. Dieser Kavallerist gehört zum 8. Husarenregiment, dessen Soldaten Flügelmützen mit einer Stickerei tragen, die ein Skelett und eine Sanduhr zeigt (Uniform von 1758)

Briten durch weitere Schlachterfolge ihre Dominanz gegenüber dem europäischen Konkurrenten auf dem Subkontinent sichern.

29. Dezember. Britische Truppen nehmen vor der Westküste Afrikas die Insel Gorée ein, um den Franzosen nach dem bereits im Frühjahr eroberten Fort Saint-Louis an der Mündung des Flusses Senegal einen weiteren für ihren Handel wichtigen Stützpunkt in der Region zu nehmen. Zeitgleich hat Großbritannien Kriegsschiffe entsendet, um Besitzungen Frankreichs in der Karibik anzugreifen. Anfang Mai 1759 kapituliert schließlich der französische Gouverneur der Antilleninsel Guadeloupe.

1759

23. Juli. Bei den Dörfern Paltzig und Kay scheitert der Versuch eines preußischen Verbandes, die erneut in Ostbrandenburg eingedrungene russische Armee auf ihrem Vormarsch zur Oder aufzuhalten. Stattdessen gelingt es einige Tage später einem zur Verstärkung entsandten österreichischen Korps, sich mit den Russen zu vereinen.

1. August. Eine britisch-kurhannoversche Armee samt alliierten Truppen schlägt beim preußischen Minden an der Weser die abermals weit in deutsche Lande vorgedrungenen Franzosen. Zwar besetzen die Truppen König Ludwigs XV. noch bis Kriegsende Teile des Heiligen Römischen Reiches, zu einer ernsthaften Bedrohung Kurhannovers kommt es jedoch nicht mehr.

12. August. Bei Kunersdorf östlich von Frankfurt an der Oder erleidet Friedrich II. seine wohl schwerste Niederlage als Feldherr. Nach anfänglichen Erfolgen eines Vorstoßes gegen die Flanke des durch das österreichische Korps verstärkten russischen Heeres kommt es zu zähen Kämpfen auf einem Höhenzug, schließlich schlägt ein Generalangriff der gegnerischen Kavallerie die Preußen in die Flucht. Doch Russen und Österreicher lassen die Gelegenheit, ihre Hauptarmeen zu vereinen und Friedrichs stark geschwächte Truppen endgültig zu zerschlagen, verstreichen. Staunend verfolgt der Preußenkönig die Untätigkeit seiner Gegner – die er sarkastisch als das „Mirakel des Hauses Brandenburg“ bezeichnet.

KEINE ARMEE IST BESSER AUSGEBILDET ALS DIE STREITMACHT DES PREUSSENKÖNIGS



DIE RÖCKE dieser beiden Dragoner sind im typischen Blau der preußischen Truppen gehalten, so hat es Friedrich II. nach seinem Sieg im Zweiten Schlesischen Krieg 1745 verfügt. Neben Dragonern und den gepanzerten Reitern der Kürassiere kämpfen die für ihre schnellen Manöver bekannten Husaren sowie die mit Lanzen ausgestatteten Ulanen in Preußens Kavallerie (Uniform von 1762)



ARTILLERIST der österreichischen Armee. Vor allem Soldaten mit technischem Verständnis wird die Bedienung der Geschütze anvertraut (Uniform von 1762)

18. August. Vor der Küstenstadt Lagos im Süden Portugals stellen Schiffe der Royal Navy die französische Mittelmeerflotte. Die Briten hatten an der Straße von Gibraltar die Verfolgung der von Toulon aufgebrochenen Franzosen aufgenommen und können nun deren Plan, die Invasion Großbritanniens, vereiteln.

5. September. Nach drei Jahren preußischer Besetzung kapitulieren die Truppen Friedrichs II. in Dresden und übergeben Kursachsens Hauptstadt der Reichsarmee. Den Versuch einer abermaligen Eroberung im Folgejahr bricht der Preu-

ßenkönig nach kurzer Zeit wieder ab, lässt während der Belagerung aber durch starken Artilleriebeschuss große Teile Dresdens in Trümmer legen.

18. September. Der Bürgermeister von Québec – Kapitale der französischen Territorien in Nordamerika – unterzeichnet eine Kapitulationsvereinbarung. Die Briten hatten die Stadt zuvor wochenlang beschossen, das Umland geplündert und am 13. September die entscheidende Schlacht gewonnen. Im Oktober erreicht die Nachricht von der Einnahme Québecs London, Großbritannien jubelt: Das Jahr 1759 wird mehr und mehr zum „Annus mirabilis“, zum „Wunderjahr“.

20. November. In der zerklüfteten Bucht von Quiberon an der Südküste der Bretagne greifen britische Schiffe eine französische Flotte an. Die dramatische Seeschlacht können die Briten für sich entscheiden, Frankreichs Verluste sind verheerend, seine Flotte vernichtend geschlagen. Großbritannien dagegen steigt zur führenden Seemacht auf.

Für das verbündete Preußen aber bringt der gleiche Tag eine weitere Katastrophe: Bei Maxen in Kursachsen muss ein ganzes preußisches Korps gegenüber einer österreichischen Übermacht kapitulieren.

1760

15. August. Nach weiteren Rückschlägen für Preußen in den Vormonaten gelingt es Friedrich II. mit einer eher kleinen Armee, bei Liegnitz in Schlesien ein österreichisches Korps zu schlagen und mit knapper Not der drohenden

Umklammerung durch die Hauptstreitmacht der Habsburger zu entkommen. Wenig später kann er sich mit der Armee seines Bruders Heinrich vereinigen. Die auch in diesem Jahr wieder bis zur Oder vorgedrungen, aber weitgehend untätigten Russen ziehen sich daraufhin zurück.

8. September. Angesichts der Übermacht der rund 18 000 Mann zählenden britischen Armee, die seit Anfang Juli das französische Montréal bestürmt, kapituliert der Gouverneur. Nach Québec fällt damit auch die zweite große Stadt am Sankt-Lorenz-Strom an die Briten, deren Eroberung der französischen Territorien im heutigen Kanada und im Bereich der Großen Seen bald darauf abgeschlossen ist.

9. Oktober. Russische und österreichische Kontingente mit insgesamt etwa 35 000 Mann, die einige Tage zuvor überraschend Berlin erreicht hatten, dringen in die preußische Kapitale ein. Die für König Friedrich überaus demütigende Aktion ist militärisch weitgehend bedeutungslos. Vor allem einige königliche Einrichtungen und Schlösser werden verheert, die Bürger Berlins müssen eine gewaltige Kontribution leisten. Bereits am 12. Oktober ziehen die Truppen wieder ab, eine dauerhafte Besetzung war gar nicht geplant.

3. November. Spät im Jahr kommt es bei Torgau an der Elbe im nördlichen Kursachsen doch noch zu einer großen Schlacht zwischen Preußen und Österreich. Es ist zugleich das letzte Aufeinandertreffen

dieser Größenordnung im Siebenjährigen Krieg. Friedrich II. kann die Schlacht unter erheblichen eigenen Verlusten für sich entscheiden. Daraufhin bezieht er in Leipzig Winterquartier – große Teile Kursachsens aber stehen unter der Kontrolle seiner Gegner.

November. Der Dichter und Dramatiker Gotthold Ephraim Lessing tritt eine Stellung als Sekretär des preußischen Generalleutnants Friedrich Bogislav von Taentzien an, Stadtkommandant der schlesischen Hauptstadt Breslau, die im Sommer noch von Österreichern belagert und bombardiert worden war. Lessing erlebt den Siebenjährigen Krieg aus eigener Anschauung und verarbeitet seine Erfahrungen in „Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück“, einem als Lustspiel ausgegebenen Drama um einen vom Krieg seelisch versehrten Offizier und seine Verlobte. Mit dem im Geiste der Aufklärung verfassten Stück revolutioniert er das Theater, setzt einen neuen Ton, appelliert an eine neue Empfindsamkeit und die Vernunft.

1761

15. August. Die miteinander verwandten Herrscherhäuser Frankreichs und Spaniens schließen einen Familienpakt. Spaniens König Karl III., der 1759 seinem auf Neutralität bedachten Bruder Ferdinand VI. nachgefolgt war, verpflichtet sich nun gegenüber seinem Cousin Ludwig XV. zur Unterstützung. Großbritanniens führender Politiker William Pitt will daraufhin der Gefahr eines spanischen Kriegseintritts auf Seiten der Franzosen mit

BIS ZU FÜNF MAL IN DER MINUTE KÖNNEN DIE BESTEN MUSKETENSCHÜTZEN FEUERN



EIN FÜSILIER UND EIN GRENADIER tragen den weißen Rock mit roten Aufschlägen und gelben Knöpfen der Fürstlich Anhalt-Zerbstischen Infanterie. Ihre Einheit steht 1761 in Diensten des römisch-deutschen Kaisers Franz I., des Ehemanns der österreichischen Erzherzogin Maria Theresia. Der Fürst von Anhalt-Zerbst gehört wie das Herrscherpaar aus Wien und Zarin Elisabeth von Russland im Siebenjährigen Krieg zu den Gegnern Preußens

einem Präventivschlag begegnen, kann sich jedoch nicht durchsetzen. Enttäuscht legt er am 5. Oktober sein Amt nieder. Am 4. Januar 1762 kommt es dennoch zur Kriegserklärung der Briten an Spanien. Im Frühling schickt London einen großen Schiffskonvoi Richtung Kuba, um Havanna, Hauptstadt der spanischen Besitzungen in der Karibik, einzunehmen.

19. August. Das vierte Jahr in Folge ist ein russisches Heer bis zur Oder marschiert, und erstmals geschieht, was Friedrich II. stets verhindern wollte: Die Russen vereinigen sich mit der Hauptstreitmacht der Österreicher. Der Preußenkönig verschanzt sich daraufhin mit seinen Truppen in einem befestigten Lager bei Schweidnitz in Schlesien und erwartet die Offensive der Gegner – die aber wiederum ausbleibt. Die russischen Befehlshaber verweigern sich jedem Angriffsplan und ziehen sich im September mit ihrer Armee zurück.

1. Oktober. Als Friedrich II. schon glaubt, das Kriegsjahr sei vorbei, schlagen die Österreicher doch noch zu und erobern im Sturm die bedeutende Festung Schweidnitz. Zudem gelingt den Russen nach vielen erfolglosen Versuchen am 16. Dezember die Einnahme von Kolberg im preußischen Hinterpommern. Erstmals können die feindlichen Truppen auf preußischem Territorium überwintern. Der Krieg scheint für Friedrich II. verloren, zumal Großbritannien mittlerweile seine Zahlungen zur Unterstützung Preußens eingestellt hat.

RUSSLAND UND SCHWEDEN ZIEHEN SICH AUS DEM KRIEG ZURÜCK – IM SELBEN JAHR



ANGEHÖRIGE der russischen Reiterei. Seit 1757 steht Russland an der Seite Österreichs und Frankreichs. Doch als Zarin Elisabeth Anfang 1762 stirbt, stellt ihr Nachfolger Peter III., ein Bewunderer Friedrichs II., sämtliche Aktionen gegen die Preußen umgehend ein (von links nach rechts: Kürassier, Dragoon, Offizier und Soldat der berittenen Grenadiere in der Ausstattung von ca. 1760)

1762

5. Januar. Zarin Elisabeth stirbt. Die Nachfolge tritt ihr Neffe Peter III. an. Der junge Mann aus dem norddeutschen Fürstenhaus Schleswig-Holstein-Gottorf ist ein großer Bewunderer Friedrichs II. Russland verlässt daraufhin die Allianz gegen Berlin und schließt am 5. Mai den Frieden von Sankt Petersburg mit Preußen. Angesichts des russischen Seitenwechsels sucht auch Schweden einen Separatfrieden mit Preußen. Der Vertrag wird am 22. Mai in Hamburg geschlossen und stellt im zwischen Schweden und Preußen umkämpften Pommern den Vorkriegszustand wieder her.

12. Februar. Britische Truppen nehmen den Franzosen die wirtschaftlich bedeutende Karibikinsel Martinique ab. Nach Guadeloupe 1759 hatten sie im Vorjahr bereits Dominica erobert und können nun auch alle anderen französischen Inseln in den Kleinen Antillen unter ihre Kontrolle bringen. Mit den Eroberungen in der Karibik will London Frankreich vor allem finanziell schwächen. Zudem sind die Inseln als Tauschoptionen für kommende Verhandlungen von Bedeutung.

9. Juli. Peter III. von Russland wird abgesetzt und wenig später ermordet, neue Herrscherin ist seine ebenfalls aus deutschen Landen stammende Ehefrau. Zarin Katharina II., später „die Große“ genannt, beendet zwar das von Peter geschlossene Bündnis mit Preußen und beordert die russischen Truppen zurück, greift aber auch nicht mehr gegen Friedrich II. in den Krieg ein.

21. Juli. Noch mit Hilfe russischer Truppen, die Peter III. zu seiner Unterstützung entsandt hatte, besiegt Friedrich II. bei Burkendorf nahe Schweidnitz ein österreichisches Heer.

August. Großbritanniens Truppen erobern die spanische Kolonialmetropole Havanna auf Kuba. Etwa zur selben Zeit startet eine Invasionsflotte der Briten von Indien aus in Richtung der ebenfalls in Spaniens Besitz stehenden Philippinen. Am 6. Oktober gelingt den Briten die Einnahme der Hauptstadt Manila, die daraufhin eine mehrtägige Plünderei erleiden muss.

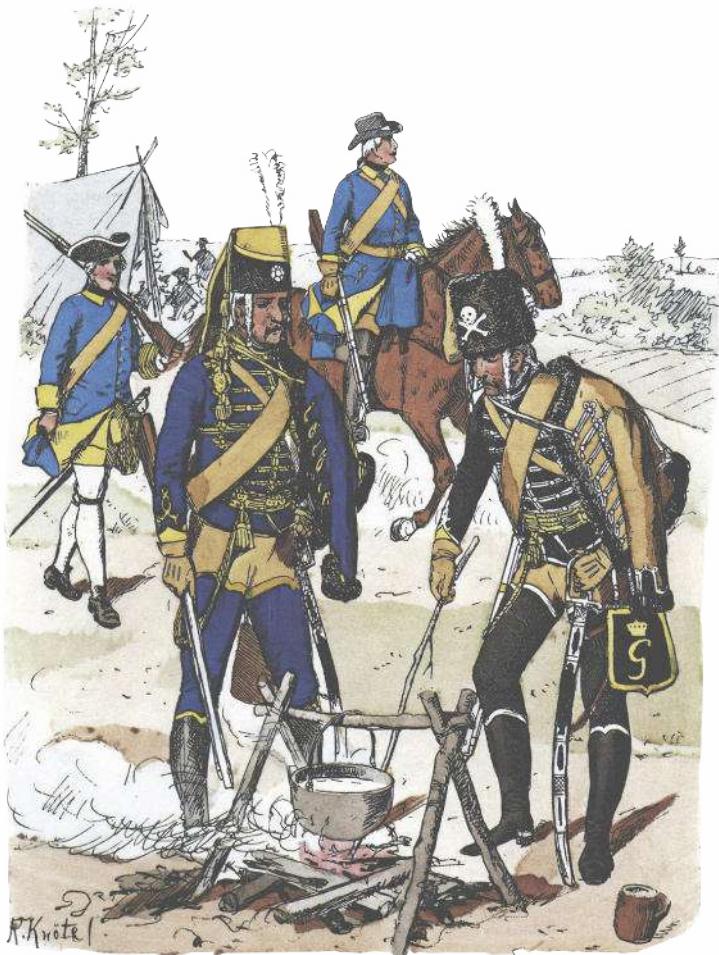
29. Oktober. Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des Königs, besiegt bei Freiberg in Kursachsen die Reichsarmee. Nachdem bereits am 9. Oktober die Festung Schweidnitz wieder in die Hände der Preußen gefallen ist, hat sich das Kriegsglück vollständig zu deren Gunsten gewendet. Österreich, einziger verbliebener Gegner, ist militärisch erschöpft, Friedrich II. dagegen weiterhin willens und in der Lage, den Krieg fortzusetzen. Entsprechend stark ist die Position, die Preußen in den bald darauf beginnenden Friedensverhandlungen einnehmen kann.

1763

10. Februar. In Paris beendet ein Friedensvertrag den Krieg zwischen Großbritanniens und Frankreich, in den ab 1762 auch Spanien und Portugal involviert waren. Das Ergebnis zementiert Großbritanniens Stellung als weltweit führende See- und Kolonialmacht. Auf dem nordamerikanischen Kon-

tinent muss Frankreich seine gesamten Territorien abgeben. Akadien und Canada am Sankt-Lorenz-Strom sowie das gewaltige Gebiet östlich des Mississippi fallen an die Briten, die zudem von Spanien Florida erhalten (wofür wiederum Frankreich alle Gebiete westlich des Mississippi dem verbündeten Spanien überlassen wird). In der Karibik müssen die Franzosen etliche im Krieg verlorene Inseln an Großbritanniens abtreten, Guadeloupe, Martinique und Saint Lucia kommen jedoch wieder in ihren Besitz. Auch in Westafrika und Indien verlieren sie einige Handelsstützpunkte an die Briten, die ihren Einfluss überall in Übersee erweitern können. Spanien erhält Havanna und Manila zurück, Frankreich die 1761 von den Briten eroberte Insel Belle-Île in der Bretagne, Großbritanniens Menorca. Darüber hinaus verpflichtet sich Frankreich, seine Truppen komplett aus dem Heiligen Römischen Reich abzuziehen.

15. Februar. Im Frieden von Hubertusburg zwischen Österreich, Preußen und Kursachsen wird Preußen Herrschaft über Schlesien und die Grafschaft Glatz bestätigt. Das Kurfürstentum Sachsen erhält seine Souveränität zurück, wird aber nicht für die Jahre entschädigt, in denen Preußen es besetzt und wirtschaftlich ausgeplündert hat. Dem Haus Habsburg wird immerhin zugesichert, dass Friedrich II. als Kurfürst von Brandenburg die Nachfolge von Maria Theresias Sohn als römisch-deutscher Kaiser unterstützt. Gewinner des Friedens von Hubertusburg ist Preußen, das nun neben Österreich, Frankreich, Russ-



DIE SCHWEDEN versuchen ab 1757, ihr Gebiet südlich der Ostsee auf Kosten Preußens zu vergrößern. Aber der Plan misslingt. Am 22. Mai 1762 schließen sie in Hamburg einen Separatfrieden (Infanterist, Dragoner und zwei Husaren der schwedischen Armee in Uniformen der Jahre 1756 bis 1763)

land und Großbritanniens zur fünften Großmacht in Europa aufsteigt. Der Preis dafür ist enorm. Schätzungsweise rund eine Million Menschenleben hat der Siebenjährige Krieg, allein in Europa gefordert, etwa ein Drittel davon Zivilisten.

Mai. Pontiac, erfahrener Krieger und charismatischer Anführer der Odawa, vereint zahlreiche indigene Gemeinschaften im Bereich der Großen Seen zum Aufstand gegen die Briten. Dieser ist eine direkte Folge des Friedens von

Paris, an dem die Indigenen Nordamerikas nicht beteiligt waren. Mit der Übernahme der vormaligen französischen Territorien durch Großbritanniens ändert sich ihr Zusammenleben mit den Europäern: Hatten die Franzosen eher Handel getrieben und den Gemeinschaften weitgehend ihre Autonomie gelassen, setzen die Briten auf Besiedlung und Kolonisation. Innerhalb weniger Monate können Pontiac und seine Verbündeten ihnen nahezu alle Stützpunkte in der Region abnehmen. Doch von den stark

befestigten Forts Detroit und Pitt (heute Pittsburgh) aus setzen die Briten 1764 zum Gegenschlag an. Durch die militärische Übermacht eingeschüchtert, lassen sich die Indianer auf Verhandlungen ein – und erwirken Zugeständnisse, die de facto eine Modifizierung des Pariser Vertrages darstellen, etwa dass das von ihnen bewohnte Land nicht ohne ihre Zustimmung verkauft werden darf. Auf lange Sicht verfängt der Erfolg aber nicht: Die USA werden sich an die Absprachen nicht gebunden fühlen.

1765

Als eine Maßnahme, um die enormen Kosten zu decken, die der Siebenjährige Krieg verursacht hat, erhebt Großbritannien die erste direkte Steuer in Nordamerika („Stamp Act“) – und löst damit massive Proteste der britischstämmigen

Kolonisten aus. Weitere Abgaben befeuern den Unmut der Siedler. Im folgenden Jahrzehnt steigert sich dieser zur Amerikanischen Revolution, in der sie (mit massiver Unterstützung Frankreichs) ihre Unabhängigkeit erkämpfen. Erster Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika wird 1789 George Washington: der Mann, der 35 Jahre zuvor durch eine unbedachte Tat als junger Offizier den Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich um die Vorherrschaft in Nordamerika entfacht hat.

1772

Friedrich II. und Maria Theresia, auch nach Ende des Siebenjährigen Krieges zumeist Rivalen um die Vorherrschaft im Herzen Europas, kommen gemeinsam mit Zarin Katharina II. überein, sich Teile von Polen-Litauen anzueignen. Friedrich

kann dabei das wichtigste expansive Ziel seiner Herrschaft nach dem Erwerb Schlesiens erreichen: Ihm fällt die zwischen dem preußischen Hinterpommern und Ostpreußen gelegene Gegend zu, das zuvor königlich-polnische „Westpreußen“ – und kann sich fort-

preußischen Monarchen erreicht der Tod am 17. August 1786.

1793

16. Oktober. Maria Theresias Tochter Marie-Antoinette, die Gattin des im Vorjahr abgesetzten und bereits im Januar

DANACH IST DIE WELT EINE ANDERE

an nicht mehr nur König in, sondern von Preußen nennen. Die weiteren polnischen Teileungen erleben Maria Theresia und Friedrich nicht mehr: Die Erzherzogin stirbt am 29. November 1780, gut ein Jahr nach Ende des Bayerischen Erbfolgekriegs, in dem Preußen und Österreich abermals gegeneinander gekämpft haben. Den

hingerichteten Königs Ludwig XVI., stirbt unter der Guillotine. Auch die 1789 ausgebrochene Französische Revolution wird in Teilen durch den Siebenjährigen Krieg bedingt: Der Verlust weiter Teile des Kolonialreichs und die Kosten hatten Frankreich in eine schwere wirtschaftliche Krise gestürzt.

In anderer Weise prägt der Siebenjährige Krieg den Lauf der deutschen Geschichte. Angestoßen durch das Handeln Friedrichs II. in dem Konflikt, seine von Zeitgenossen und späteren Generationen geradezu mythisch überhöhten Siege, aber auch durch seine heroisierten Niederlagen, keimt eine erste Form von preußisch-deutschem Nationalgefühl auf. Ein Gefühl, dass sich im preußisch dominierten Deutschen Reich mit dem preußischen Militarismus zu einer aggressiven Haltung verbindet – und letztlich den Globus in die Katastrophen zweier Weltkriege stürzen wird. Die Folgen des zweiten davon treffen besonders auch jene Region, die Auslöser des Siebenjährigen Krieges in Europa war: Schlesien. ◇



AUF BETREIBEN FRANKREICH'S tritt Spanien – hier Infanteristen aus dessen Armee – in das Ringen der Großmächte ein. Daraufhin erklärt die Regierung in London am 4. Januar 1762 dem König in Madrid den Krieg. Bald verteidigen britische Truppen Portugal gegen seinen iberischen Nachbarn. Und so sind Abgesandte aller vier Königreiche auch bei den Friedensverhandlungen in Paris anwesend, die den Krieg zu einem offiziellen Ende führen werden

Lesezeichen zum Herausnehmen



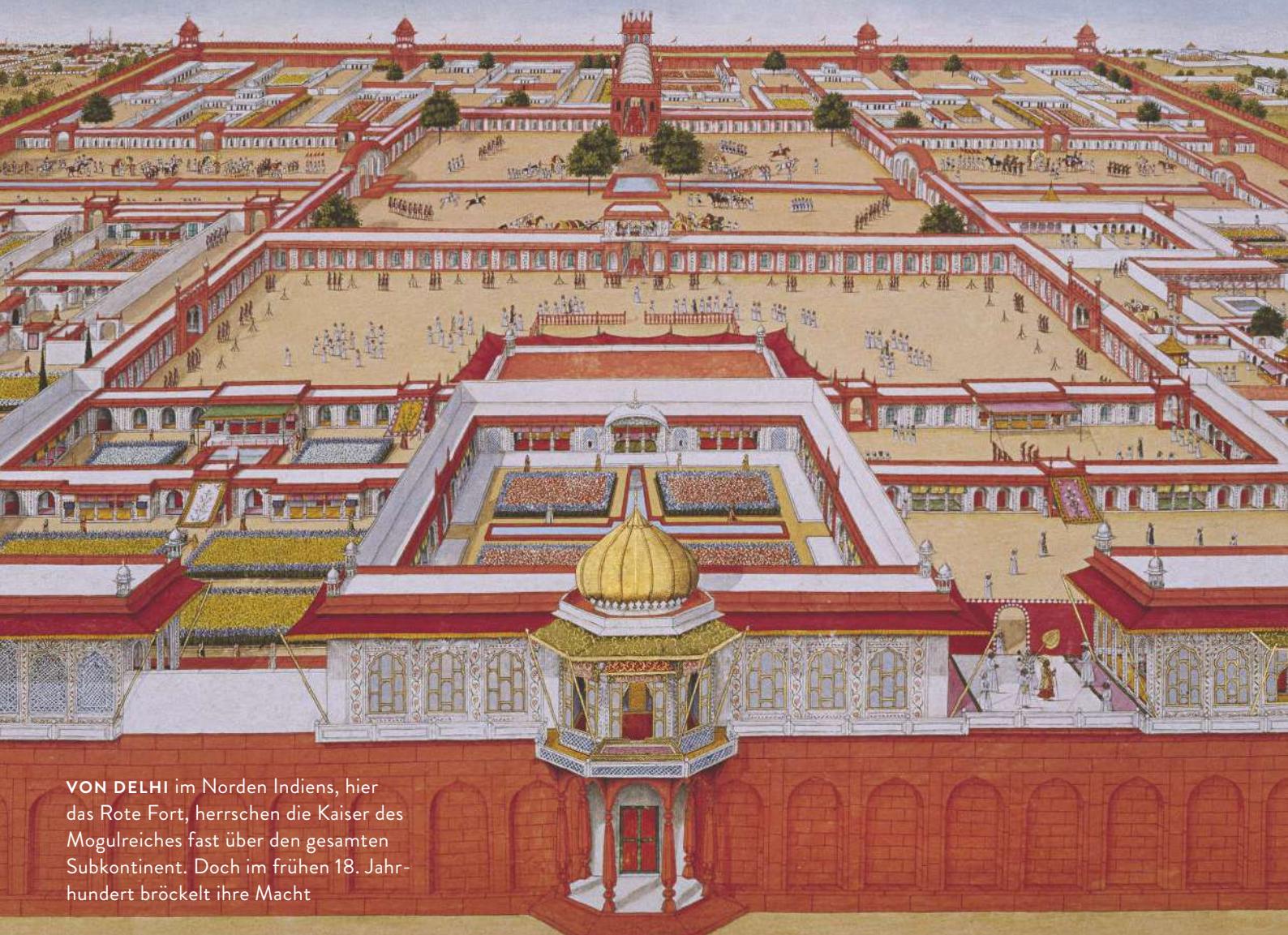
AN DER SPITZE seiner Soldaten, mit der Fahne in der Hand, marschiert König Friedrich II. auf diesem Bild von Carl Röchling (1855–1920) in heroisch überzeichneter Pose über das Schlachtfeld von Zorndorf. Das Zusammentreffen von Preußen und Russen am 25. August 1758 in der Nähe von Küstrin an der Oder ist einer der verlustreichsten Kämpfe des Siebenjährigen Krieges

Fehlt hier das **GEO EPOCHE** LESEZEICHEN?
Schreiben Sie an: briefe@geo-epoch.de

1757

Indien

VERRAT IN BENGALEN



VON DELHI im Norden Indiens, hier das Rote Fort, herrschen die Kaiser des Mogulreiches fast über den gesamten Subkontinent. Doch im frühen 18. Jahrhundert bröckelt ihre Macht

Großbritannien und Frankreich tragen den Siebenjährigen Krieg auch in Indien aus. 1757 zieht der Herrscher von Bengalen mit Unterstützung der Franzosen in die Schlacht gegen die britische East India Company. Ihr Ausgang prägt die Geschichte des Subkontinents bis heute

TEXT: Katrin Maike Sedlmair



DER REGENT Bengalens, Siraj-ud-Daula (oben rechts), untersteht den Mogulkaisern nur noch formal. Längst hat sich die Dynastie des Nawabs eine gewisse Unabhängigkeit erstritten (indische Miniatur, um 1760)

M

Murshidabad, Indien, 2. Juli 1757: Mittlerweile haben sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt. Seit einigen Stunden schon ist er eingesperrt. In einem engen, düsteren Raum. Als Gefangener im eigenen Palast. Nicht viel erinnert noch an seinen hohen Stand: Statt wie früher Gewänder aus fein gewebtem Seidenstoff und Muselin trägt Siraj-ud-Daula, Nawab von Bengalen, nun einfache Kleidung, Schmutz und Dreck haften daran, Angst steht ihm im Gesicht.

Unruhig läuft er in seinem Verlies umher, bangt um sein Leben. Dann hört er plötzlich Schritte, knarrend öffnet sich die Tür. Der Nawab sieht eine Klinge im Gegenlicht aufblitzen, fleht um Gnade. Doch der Angreifer sticht sofort erbarmungslos zu. Der einst mächtigste Mann Bengalens bricht zusammen. Und stirbt. So schildert zumindest ein Zeitgenosse dessen letzten Momenten.

Mit dem Tod des Nawab geht nicht nur eine Dynastie unter, auch die Unabhängigkeit Bengalens endet: Fortan werden andere über die Geschicke des mehr als 200 000 Quadratkilometer großen Territoriums im Nordosten des Subkontinents bestimmen. Keine einheimischen Muslime, Hindus oder Buddhisten, sondern eine fremde Großmacht, die schon länger danach trachtet, sich der Reichtümer Indiens zu bemächtigen: Großbritannien.

Die Briten treibt dabei etwas viel Größeres an als das Geschäft mit wertvollen Gütern. Sie wollen noch mehr politischen Einfluss, mehr Macht, mehr Territorien – um ihre



ENGLISCHE FLAGGEN und Löwen zieren um 1730 das Wappen der East India Company. Sie verweisen auf deren königliches Privileg

Unternehmungen auszudehnen, den höchsten Profit herauszuschlagen, aber auch, um die Franzosen zu verdrängen, ihren größten Handelsrivalen im Süden Asiens.

Denn jetzt, Mitte der 1750er Jahre, wird die seit Jahrzehnten schwelende Konkurrenz der Europäer in Indien durch einen globalen Konflikt befeuert. Im Siebenjährigen Krieg stehen sich Großbritannien und Frankreich weltweit auf dem Schlachtfeld gegenüber, auch auf dem Subkontinent. Dort entspint sich ein verwirrendes Ränkespiel, in dem sich die europäischen Königreiche nicht nur gegenseitig bekämpfen, sondern auch wechselnde Allianzen mit einheimischen Würdenträgern eingehen.

Letztlich wird Großbritannien die Oberhand in diesem Ringen gewinnen – mit weitreichenden Folgen. Denn der Triumph der Briten in Bengalen ist nur der erste Schritt hin zur Unterwerfung ganz Indiens. Wenige Jahrzehnte nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges werden sie fast den gesamten Subkontinent beherrschen und die Macht rund anderthalb Jahrhunderte lang nicht mehr aus der Hand geben.

1756 ist Siraj-ud-Daula der letzte muslimische Herrscher Bengalens, der sich ihnen entschlossen in den Weg stellt – bis man ihn verrät.

◦

SEIT JAHRHUNDERTEN trachten die Reichen und Mächtigen Europas nach den Schätzen Asiens, derer sie jedoch nur über Zwischenhändler habhaft werden. Erst als die Portugiesen 1498 den Seeweg nach Indien entdecken, erhalten sie direkten Zugang zu den Märkten. In der Folge gründen nahezu alle seefahrenden Reiche Europas sogenannte Ostindienkompanien, Handelsunternehmen, die bald Niederlassungen in dieser Region der Welt errichten. Um 1700 sind unter anderem die niederländische Vereinigte Ostindien-Kompanie (VOC) und die französische Compagnie des Indes Orientales hier aktiv.

Den größten Einfluss aber haben die Kaufleute der britischen East India Company (EIC), einer seit 1600 operierenden Aktiengesellschaft. Obwohl die EIC ein privates Wirtschaftsunternehmen ist, genießt sie, wie auch die Firmen der Niederländer und Franzosen, besondere Privilegien. Sie darf etwa Geld prägen, Gericht halten über ihre Angestellten – und sogar eigenmächtig Krieg führen. Außerdem besitzt die Company einen Freibrief der englischen Krone. Der sichert der EIC zu, dass nur sie Handel mit Indien, Ost- und Südostasien treiben darf.

In Indien haben die britischen Kaufleute mit einer Kombination aus

Bestechung, Machtdemonstration und strategischem Geschick mehrere einheimische Herrscher für sich gewonnen, gehören ihnen Anfang des 18. Jahrhunderts bereits Faktoreien und Festungen an wichtigen Handelsrouten: etwa Bombay auf einer Insel im Westen, Kalkutta im Gangesdelta und Madras an der Koromandelküste im Südosten. Anfangs sind es kleine Siedlungen mit Lagerhallen, Kirchen und Unterkünften für die Angestellten. Die Company tauscht dort Silber gegen Gewürze, Indigo und Salpeter. Außerdem laden die Briten in Indien Opium, um damit in China Tee für den heimischen Markt zu erwerben.

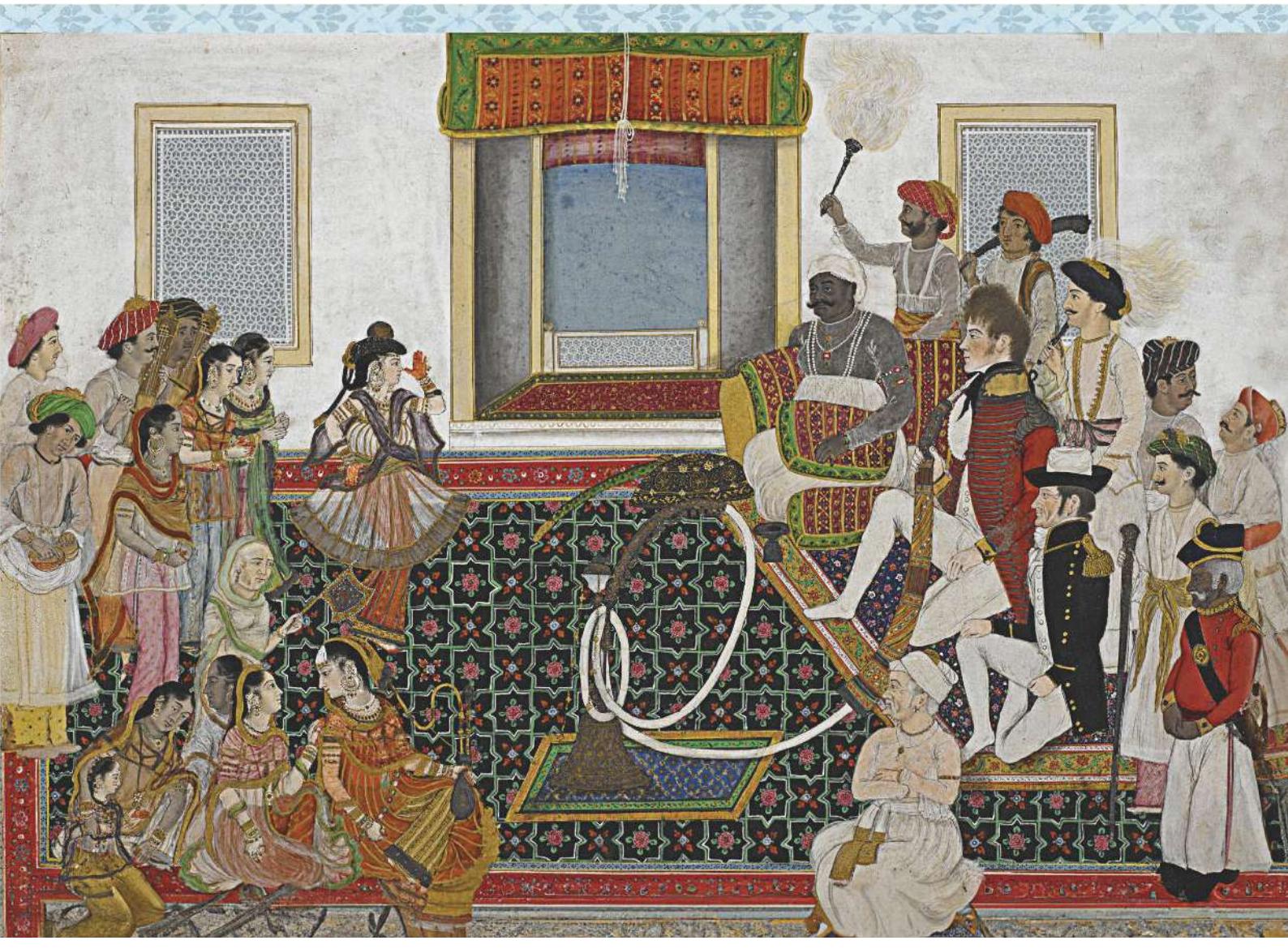
Insbesondere aber verlangen Londons Händler nach hochwertigen Stoffen: Die Damen der europäischen Oberschicht tragen bevorzugt indische Seide und Kleider aus Musselin, einem zumeist aus indischer Baumwolle hergestellten zarten Stoff. In den Salons vornehmer Bürger stehen mit Chintz bezogene Möbel. Die Nachfrage nach den Geweben ist so groß, dass sie bald mehr als die Hälfte

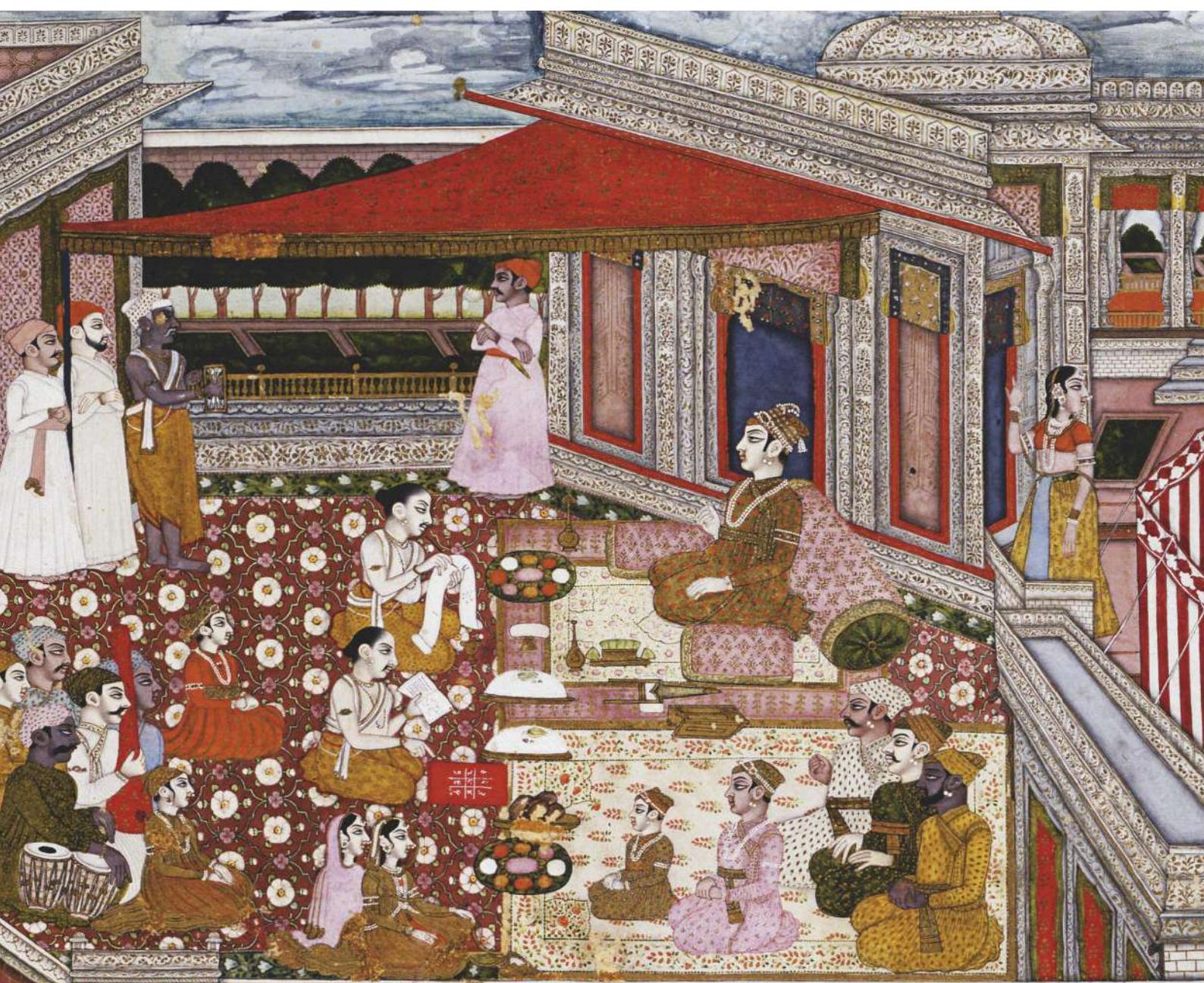
der britischen Schiffstransporte aus der Weltgegend ausmachen.

Dennoch sind die europäischen Kaufleute in Indien zunächst nur wenige Akteure unter vielen. Neben einheimischen Anbietern machen auch arabische, persische, armenische und malaysische Händler gute Geschäfte. Und jeder Warenumschlag bringt Profit, den beteiligten Händlern und der jeweiligen Region.

Am reichsten ist Bengal. Aus dem Himalaja im Norden kommend, winden sich die großen Ströme Ganges und Brahmaputra durch das Land, bis sie sich in eine Vielzahl von Wasserläufen auffächern, vorbei an Reisfeldern, Dörfern und dichten

BRITISCHE OFFIZIERE zu Gast bei einem Würdenträger. Immer wieder ziehen Europäer indische Machthaber auf ihre Seite, um sich dadurch Vorteile zu verschaffen (um 1815)





REICH SIND DIE HERREN VON BENG



ALEN

IM PALAST von Murshidabad kommt ein Thronfolger zur Welt. Siraj-ud-Daula folgt 1756 direkt auf seinen Großvater (18. Jh.)

Mangrovenwäldern, und schließlich im Golf von Bengalen in den Indischen Ozean fließen. Die Erde dort ist besonders fruchtbar. Bauern ernten Zuckerrohr, Betelnüsse, Tabak und Senfkörner, aus denen Öl gewonnen wird. Im Landesinneren pflanzen sie Baumwolle. In Webereien produzieren Zehntausende Frauen mehr als 150 verschiedene Stoffsorten.

FORMAL GEHÖRT BENGALEN in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Reich der Mogulkaiser von Delhi – einem gewaltigen Territorium, das sich über nahezu den gesamten Subkontinent und Teile Afghanistans erstreckt. Doch ab 1706 zerfällt dieses muslimische Imperium. Zu groß ist die Zahl der Gegner, innen wie außen: Eindringlinge aus dem Iran, aufständische Provinzfürsten und Verräte aus der eigenen Familie. Wegen der ständigen Unruhen fehlt es den Großmoguln an Geld und Soldaten, um ihre Ansprüche durchzusetzen.

Immer mehr ihrer Nawabs (Gouverneure) verhalten sich daher wie unabhängige Fürsten, raffen Reichtümer zusammen, befehligen Armeen und kontrollieren den Handel in ihrem Machtbereich. Zwar erkennen sie die Oberherrschaft der Großmoguln weiterhin an. Abgaben schicken sie jedoch nur noch selten nach Delhi. Und so entgleitet auch Bengalen, die Provinz mit den höchsten Steuereinnahmen – in britische Währung umgerechnet etwa 14 Millionen Pfund jährlich –, dem Einfluss der Großmoguln.

Hier haben die Briten 1690 mit Kalkutta ihre wichtigste Niederlassung gegründet. Um die 60 Prozent aller

von der East India Company aus Asien importierten Waren kommen aus Bengalen. Doch dann dringt eine neue europäische Handelsmacht in den Nordosten Indiens vor: 1720 errichtet die Compagnie des Indes Orientales eine Faktorei in Chandannagar, nur 40 Kilometer nördlich von Kalkutta. Rasch steigen die Franzosen zu ernsthaften Handelsrivalen der Briten auf.

Dennoch: Zunächst setzen die Unternehmen auf friedliche Koexistenz – auch aus Sparsamkeit. Ein großes Heer zu unterhalten ist den Kaufleuten zu teuer. Ohnehin treibt sie nicht die Gier nach Macht, sondern vor allem nach Gewinn. Die Europäer betrachten Indien in erster Linie als Handelspartner, nicht als Beute.

Das ändert sich erst, als Konflikte vom europäischen Festland den Subkontinent erreichen. 1740 beginnt der Österreichische Erbfolgekrieg, in dem England bald aufseiten Österreichs unter anderem gegen Frankreich kämpft. Die Ostindienkompanien bleiben davon nicht unberührt. Aus Sorge, dass ihnen der jeweilige Rivale mit einem Angriff zuvorkommen könnte, rüsten beide Firmen auf. Die Direktoren in London und Paris schicken erstmals Truppen – mehrere Tausend Soldaten und Kriegsschiffe – Richtung Indischer Ozean. Dazu beginnen beide Seiten, auch einheimische Söldner zu rekrutieren und nach europäischem Standard auszubilden.

1746 landet schließlich eine Flotte mit 2000 Kämpfern der französischen Kompanie in Madras und erobert die von den Briten gehaltene Stadt im Südosten des Subkontinents innerhalb weniger Tage. Zwei Jahre weht Frankreichs Flagge über der einst von der EIC erbauten Festung. Dann schließen London und Versailles Frieden, Madras wird wieder an die Briten übergeben. Die Franzosen erhalten dafür das zuvor von den Briten eingenommene Louisbourg im heutigen Kanada zurück.

Doch die Konkurrenz zwischen der East India Company und der Compagnie des Indes Orientales dauert an. Beide Unternehmen haben erkannt, dass sich auch mit dem Verleih ihrer neuen Truppen Geld verdienen lässt, unterstützen etwa rivalisierende einheimische Thronanwärter. Mit dieser Strategie wollen die Firmen die hohen Unterhaltskosten für ihre Soldaten senken, zudem hoffen sie auf mehr wirtschaftliche Privilegien. Ihr Einfluss in Indien wächst: Um seine Schulden bei den Europäern zu begleichen, überschreibt etwa ein verbündeter Nawab den Franzosen mehrere kleinere Dörfer entlang der Koromandelküste, von deren Bewohnern sie nun auch Steuern eintreiben dürfen.

Direkt treffen die Truppen zwar nicht aufeinander, sie tragen ihre Rivalität weiter über Stellvertreter aus. Die Lage bleibt aber angespannt. Und so verstärken die Europäer ihr Militär weiter, bauen ihre Festungen und Waffenarsenale aus.

D

Das ist die Situation, in der Mirza Muhammad Siraj-ud-Daula 1756 den Thron in Bengalens Hauptstadt Murshidabad besteigt. Viele Legenden ranken sich um den jungen Herrscher. Aufbrausend, machthungrig, lüstern – so lautet die gängige Charakterisierung des damals 21-Jährigen. Tatsächlich ist diese Darstellung wohl überzogen, haben besonders die Briten zu seinem schlechten Ruf als orientalischer Despot beigetragen. Denn Siraj-ud-Daula erweist sich neben den Franzosen als ihr größter Gegner in Bengalen.

Besonders misstrauisch verfolgt der Fürst die Baumaßnahmen der Briten an ihrem Fort in Kalkutta, wo sie die Mauern erhöhen und mit Kanonen bewehren. Hatten seine Vorgänger das

nicht verboten? Warum rüsten die Europäer auf? Wollen sie sich vielleicht – wie in Südinien – in dynastische Kämpfe einmischen, gar einen für ihre Zwecke passenderen Kandidaten auf den Thron in Bengalen bringen?

Der Nawab befiehlt den Briten, die Festung zu schleifen – ohne Erfolg. Das aber will sich Siraj-ud-Daula nicht bieten lassen. Und zieht nur wenige Wochen nach seinem Amtsantritt mit einer Armee von angeblich 50 000 Mann und 500 Kriegselefanten gegen Kalkutta.

Die Briten trifft der Angriff trotz all ihrer Vorbereitungen wohl überraschend. Nur etwa 500 Soldaten sind in dem Fort stationiert. Die Situation scheint ausweglos. Die EIC-Angestellten evakuieren per Schiff Frauen und Kinder, auch Männer fliehen, darunter der britische Gouverneur. Die Verbliebenen halten drei Tage der Belagerung stand, dann ergeben sie sich.

Es ist der 20. Juni 1756. Siraj-ud-Daula genießt seinen Triumph. Erst am nächsten Tag möchte er mit den verbliebenen Anführern der Briten verhandeln und zieht sich zurück. Damit jedoch überlässt er eine wichtige Entscheidung seinen Soldaten: Wohin mit den Gefangenen während der Nacht? Im Dämmerlicht suchen die Männer in der eingenommenen Festung nach einem geeigneten Ort. Schließlich finden sie einen Raum, in den die Company sonst angetrunkenen Bediensteten zur Ausnüchterung sperrt. Mit vorgehaltenen Waffen zwingen die Soldaten die Gefangenen in das nur 25 Quadratmeter große Verlies, versperren die Tür. Es ist der Beginn eines Martyriums.

„Black Hole“, schwarzes Loch, wird die Zelle auch genannt, in der die

INTIME SZENERIE. Der junge Nawab, der sich gegen die Einflussnahme der Briten wehrt, wird von diesen als lüsterner Despot verspottet (um 1755)

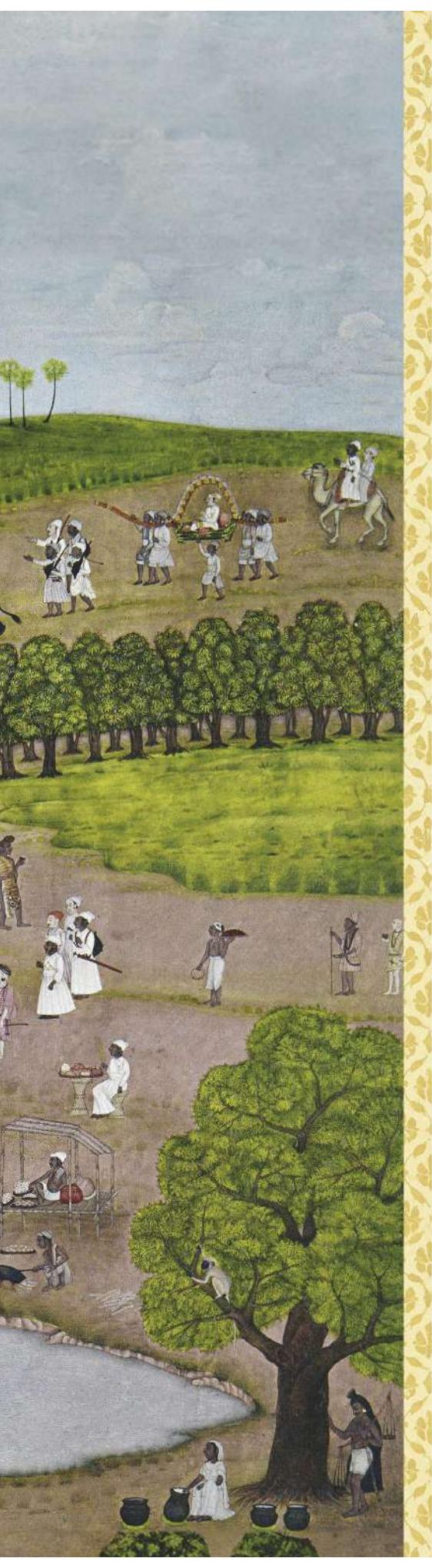
DIE BRITEN

UNTERSCHÄTZEN DEN HERRSCHER



HINDUS, MUSLIME BUDDHISTEN BEVÖLKERN DAS LAND





Männer – und sogar eine Frau – nun ausharren müssen. Wie viele Personen genau es sind, ist bis heute umstritten. Die wichtigste zeitgenössische Quelle, der Bericht eines hohen Angestellten der EIC, berichtet von 146 Menschen, moderne Historiker halten jedoch eine Anzahl von etwa 60 für wahrscheinlicher. Die Umstände jedenfalls sind katastrophal: Die Temperaturen sinken in Kalkutta im Juni auch nachts kaum unter 30 Grad Celsius, die Hitze ist in dem winzigen Raum unerträglich. Körper an Körper drängen sich die Menschen aneinander, etliche klettern auf die Schultern ihrer Nachbarn, um besser atmen zu können. Andere versuchen, die zwei einzigen Fenster im Mauerwerk zu erreichen, reißen sich verzweifelt die Kleidung vom Leib, hoffen so auf etwas Linderung, rufen um Hilfe.

Vergebens: Mit jeder Stunde werden ihre Schreie leiser, etliche verstummen für immer. Die Gefangenen sterben an Hitzschlag oder werden im Gemenge erdrückt. Als die Wärter am nächsten Morgen endlich die Türen öffnen, leben nur noch etwa 20 von ihnen – darunter die einzige Frau.

Die britische Öffentlichkeit ist geschockt, als sie davon erfährt. „Ganz London bestürzt“, titeln die Zeitungen. Tatsächlich wird sich der Vorfall über Jahrhunderte in das Gedächtnis der Briten einbrennen. Bis heute erinnert in Kalkutta, dem einstigen Kalkutta, ein 15 Meter hoher Obelisk an die Opfer der Schreckensnacht im „Schwarzen Loch“.

Siraj-ud-Daula wusste vermutlich nichts von dem Vorgehen seiner Solda-

HINDU-PILGER besuchen einen Schrein. Bengal ist eine der fruchtbarsten Gegenden Indiens. Siraj-ud-Daula will es gegen den Einfluss der Briten verteidigen (18. Jh.)

ten. Er hat die Überlebenden sogar am nächsten Tag umgehend in die Freiheit entlassen. Doch die EIC will nun ein Exempel statuieren. Auch die britische Regierung schickt erstmals Truppen nach Indien. Am 2. Januar 1757 nehmen die vereinten Armeen die Festung in Kalkutta wieder ein. Die bengalischen Soldaten hatten sich bereits zuvor zurückgezogen – wohl auch, weil Siraj-ud-Daula langfristig eher an Frieden als an Krieg interessiert ist.

Das aber reicht den Briten nicht: Die Macht des Nawab und der mit ihm kooperierenden Franzosen soll ein für alle Mal gebrochen werden. Nach dem Beginn des Siebenjährigen Krieges stehen auch in Bengalen die Zeichen auf Kampf. Im März 1757 ziehen EIC-Truppen und königliche Marine gemeinsam gegen die französische Festung in Chandannagar und erobern sie. Damit hat die Compagnie des Indes Orientales ihren wichtigsten Stützpunkt verloren. Schon holen die Briten zum nächsten Schlag aus.

AM 23. JUNI 1757 kommt es in einem Mangohain bei Palashi, einem englisch Plassey genannten Dorf zwischen Kalkutta und Murshidabad, zur Schlacht. Siraj-ud-Daulas Kontingente sind den Briten an Zahl weit überlegen. Im gewaltigen Heer des Nawab finden sich auch französische Soldaten, denn Versailles hofft, mit einem Sieg des Fürsten wieder an Einfluss in der Region zu gewinnen. Die Briten können nur 3000 Kämpfer aufbieten. Kaum einen Kilometer misst ihre Linie. Mehrfach ziehen sie sich vor der Übermacht des Nawab in das Dickicht der Bäume zurück, um den Kugeln zu entgehen. Eine scheinbar ausweglose Situation.

Nur Zufall bringt die Wende. Ein schwerer Regensturm macht das Schießpulver der Inder unbrauchbar. Die Briten hingegen haben ihre Mu-



nition unter Planen geschützt, feuern nun Salve um Salve in die dichten Linien des Gegners. Schlimmer noch für den Nawab: Ein Bataillon, das ihm eigentlich zu Hilfe eilen sollte, wenn er in Bedrängnis gerät, röhrt sich nicht von der Stelle. Es steht unter dem Kommando von Mir Jafar, seinem Onkel. Einem Verräter.

Schon Wochen zuvor haben die Briten den Adeligen bestochen, damit er, so die geheime Verabredung, bei der entscheidenden Schlacht stillhält. Im Gegenzug garantiert ihm London den bengalischen Thron sowie militärische Unterstützung. Der Plan geht auf. Demoralisiert vom Verrat ihrer Kameraden, fliehen immer mehr indische Kämpfer vom Schlachtfeld. Schließlich auch Siraj-ud-Daula. Auf einem Kamel rettet sich der Fürst

IN DER SCHLACHT von Plassey (bengalisch Palashi) unterliegt der Nawab (oben, zu Pferd) den Truppen der East India Company – weil er im entscheidenden Moment von einem Verwandten im Stich gelassen wird (1756/7)

nach Murshidabad und von dort mit seinen Frauen sowie einigen Gefolgsmännern ins Landesinnere.

Doch ein Spitzel Mir Jafars erkennt ihn. Und so wird der Nawab nach einer Woche gefangen genommen und zurück in die bengalische Hauptstadt gebracht. Dort sperrt man ihn in ein dunkles Verlies. Lässt ihn bangen und warten, bis sich die Tür in der kommenden Nacht öffnet und Siraj-ud-Daula, von

Messerstichen tödlich verwundet, zusammenbricht – vermutlich ermordet von einem Sohn Mir Jafars.

o

NUR ETWAS MEHR ALS ein Jahr saß Siraj-ud-Daula auf dem Thron Bengaliens. Nun besteigt ihn der Mann, der ihn verraten hat. Ein wirklicher Gewinner ist der neue Herrscher aber nicht, denn Mir Jafar steht schwer in der Schuld der Briten: Für seinen Titel muss er – wie zuvor vertraglich festgelegt – der East India Company hohe Tributzahlungen leisten, insgesamt rund 2,5 Millionen Pfund. Außerdem überschreibt er den Briten einen großen Landstrich südlich von Kalkutta, spielt ihnen damit die reichhaltigen Steuereinnahmen dieses Gebietes zu.

LITERATURTIPPS

MICHAEL MANN

»**Bengalen im Umbruch – Die Herausbildung des britischen Kolonialstaates 1754–1793**«
Tiefe Studie über den Siebenjährigen Krieg und den Beginn der britischen Regentschaft über Indien (Steiner).

SUDEEP CHAKRAVARTI

»**Plassey – The Battle that Changed the Course of Indian History**«

Detaillierte Schilderung der Schlacht und ihrer Auswirkungen (Rupa Publications).



Lesen Sie auch »**East India Company: Das Imperium der Kaufleute**« (aus **GEOEPOCHE** Nr. 41) über die Machenschaften der britischen Handelsgesellschaft im 18. Jahrhundert auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Siraj-ud-Daula ist der letzte unabhängige Nawab von Bengalen, der mit Tausenden von Soldaten gegen die während des Siebenjährigen Krieges immer aggressiver auftretende East India Company vorgeht. Am 23. Juni 1757 kommt es bei Plassey zur Schlacht. Der Nawab wird verraten, flieht, wird gefangen genommen und in seinem Palast erstochen. Es ist der Beginn der britischen Territorialherrschaft in Indien.

Immer mehr mischt sich die EIC nun in politische Entscheidungen ein, besetzt etwa wichtige Ämter mit einheimischen Verbündeten. Bald ist klar: In Wahrheit regiert sie jetzt in Bengalen, ist der neue Nawab nur mehr eine Marionette der Londoner Kaufleute. Auch den Handel reißen die Briten nun vollends an sich und verdrängen die anderen Nationen. Nach nur wenigen Jahren ist das Kräfteverhältnis unumkehrbar verschoben, ist die East India Company an ihrem Ziel: Sie ist die wichtigste wirtschaftliche und politische Macht in der Region.

Das Ringen mit Frankreich indes geht weiter. Vor allem im Süden Indiens kämpfen die europäischen Kontrahenten gegeneinander – bis die Briten die Franzosen zweieinhalb

MIR JAFAR, ein Onkel Siraj-ud-Daulas, folgt diesem auf den Thron Bengalens nach. Er hat sich von den Briten kaufen lassen (18. Jh.)



Jahre nach der Schlacht von Plassey bei einem Ort südwestlich von Madras vernichtend schlagen. Die Niederlage setzt dem französischen Einfluss auf dem Subkontinent weitestgehend ein Ende. Ab 1763, nach dem Frieden von Paris, dem Schlusspunkt des Siebenjährigen Krieges in Übersee, bleiben den Franzosen nur noch wenige Handelsposten, zum Beispiel Pondicherry an der Koromandelküste.

Die East India Company hingegen setzt ihren Siegeszug weiter fort: Von Bengalen aus bringt sie in den Jahrzehnten nach ihrem Triumph bei Plassey immer größere Gebiete Indiens unter ihre Kontrolle. Gleichzeitig aber breiten sich innerhalb der Firma Korruption und Misswirtschaft aus, und so löst die britische Krone die Gesellschaft 1857 auf – und macht deren Besitz zur Kronkolonie Britisch-Indien, dem kostbarsten Juwel des Empire.

Indien erlangt seine Unabhängigkeit erst nach dem Zweiten Weltkrieg, die britischen Kolonialherren verlassen schließlich 1947 das Land.

Die Franzosen, die von den Briten im Siebenjährigen Krieg als Machtfaktor auf dem Subkontinent ausgeschaltet wurden, bleiben sogar noch sieben Jahre länger: Erst 1954 zieht sich Frankreich aus seinen letzten Gebieten dort zurück.

Zu jener Zeit wird in Indien und in Ostpakistan, dem heutigen Bangladesch, das einen großen Teil Bengalens umfasst, schon lange wieder das Andenken Siraj-ud-Daulas in Ehren gehalten. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts rühmen Vertreter der jungen indischen Nationalbewegung den unter britischem Einfluss lange Verfemten als Kämpfer gegen die Kolonialherren. Heute sind zahlreiche Schulen nach dem Nawab benannt, künden Romane und Verfilmungen von dem Mut jenes Fürsten, der sich den Briten entgegenstellte, um ein unabhängiges Bengalen zu bewahren. ◇

FRIEDRICH

DUNKEL

Nur wenige Stunden liegen am 12. August 1759 auf einem Schlachtfeld unweit der Oder zwischen einem schon sicher geglaubten glänzenden Triumph und einer desaströsen Niederlage. Am Ende jenes heißen Sommertages steht Preußen vor dem Abgrund, sein zuvor als brillanter Feldherr gefeierter König am Tiefpunkt des Krieges. Allein ein Wunder, so scheint es, kann Friedrich II. noch retten



H S

S T E R M O M E N T

BEI KUNERSDORF nahe der Oder entbrennt im August 1759 eine schicksalsträchtige Schlacht zwischen preußischen und russisch-österreichischen Truppen. Im hügeligen Terrain sind zunächst die Soldaten Friedrichs II. erfolgreich (Gemälde von 1848)



TEXT: Johannes Strempel

ELCHEN REIM WOHL werden sich die Staatsdiener in Berlin auf ihren König machen, wenn sie diesen Brief erhalten? „Mein Unglück ist, dass ich noch lebe“, schreibt Friedrich der Große an seinen Kabinettsminister Karl Wilhelm von Finckenstein. „Ich habe keine Ressourcen mehr, und, um nicht zu lügen, ich halte alles für verloren.“

Alles verloren? Wie kann das sein? Früher am Tag hat der Monarch schon einmal Kuriere nach Berlin gesandt – um einen überwältigenden Sieg vom Schlachtfeld bei Kunersdorf, 85 Kilometer östlich unweit der Oder gelegen, zu verkünden! Und nun dies: Von enormen Verlusten schreibt Friedrich nur Stunden später, von heilloser Flucht seiner Soldaten, von höchster Gefahr für die Hauptstadt. Düsterer schließlich kann kein Brief enden als diese neue Nachricht des Königs: „Ich werde den Untergang meines Vaterlands nicht überleben. Leben Sie wohl für immer.“

Kündigt Friedrich hier etwa seinen Freitod an? Schon oft im Leben hat der Herrscher, der nur alles oder nichts kennt, mit dem Suizid geflirtet, in Gesprächen, Briefen, Versen. An einer Kette um den Hals trägt er stets eine Kapsel mit 18 Opiumpillen darin, genug, „um dem Trauerspiel ein Ende zu machen“, wie er einmal zu seinem Privatsekretär sagt. Wohl war bei der schwärmerischen Todessehnsucht immer auch Koketterie im Spiel. Diesmal jedoch scheint Friedrichs Lage tatsächlich aussichtslos.

Der König schreibt seinen verzweifelten Brief am Abend des 12. August 1759 in einem Haus im Dorf Reitwein unweit der Oder. Draußen in der Dunkelheit lagern die Reste seiner ruhmreichen Armee. Mutlose Soldaten, die sich einen Schlafplatz auf der nackten Erde gesucht haben. Keine 3000 sind es mehr, vermerkt Friedrich, die übrig geblieben seien von einem Heer aus 48 000 Mann. Der Rest ist versprengt irgendwo in den Wäldern, gefangen genommen, tot. Tausende Verwundete liegen noch auf dem nahen Schlachtfeld, das jetzt von den Blitzen eines regenlosen Gewitters in gespenstisches Licht getaucht wird.

In der glühenden Hitze des Hochsummers haben die Preußen hier bei Kunersdorf gegen eine Übermacht aus russischen und österreichischen Truppen gekämpft. Gegen Mittag gelang Friedrichs Infanterie ein beachtlicher Erfolg, die vorderste Stellung der Gegner löste sich auf, die Soldaten flohen. Beim Versuch, auch die Hauptstellung der Gegner zu stürmen, musste Friedrichs Infanterie jedoch massive Verluste hinnehmen. Erst nach hartem Kampf konnten sie die Russen zurückdrängen. Euphorisch sandte der König Boten mit Siegesmeldungen nach Berlin.

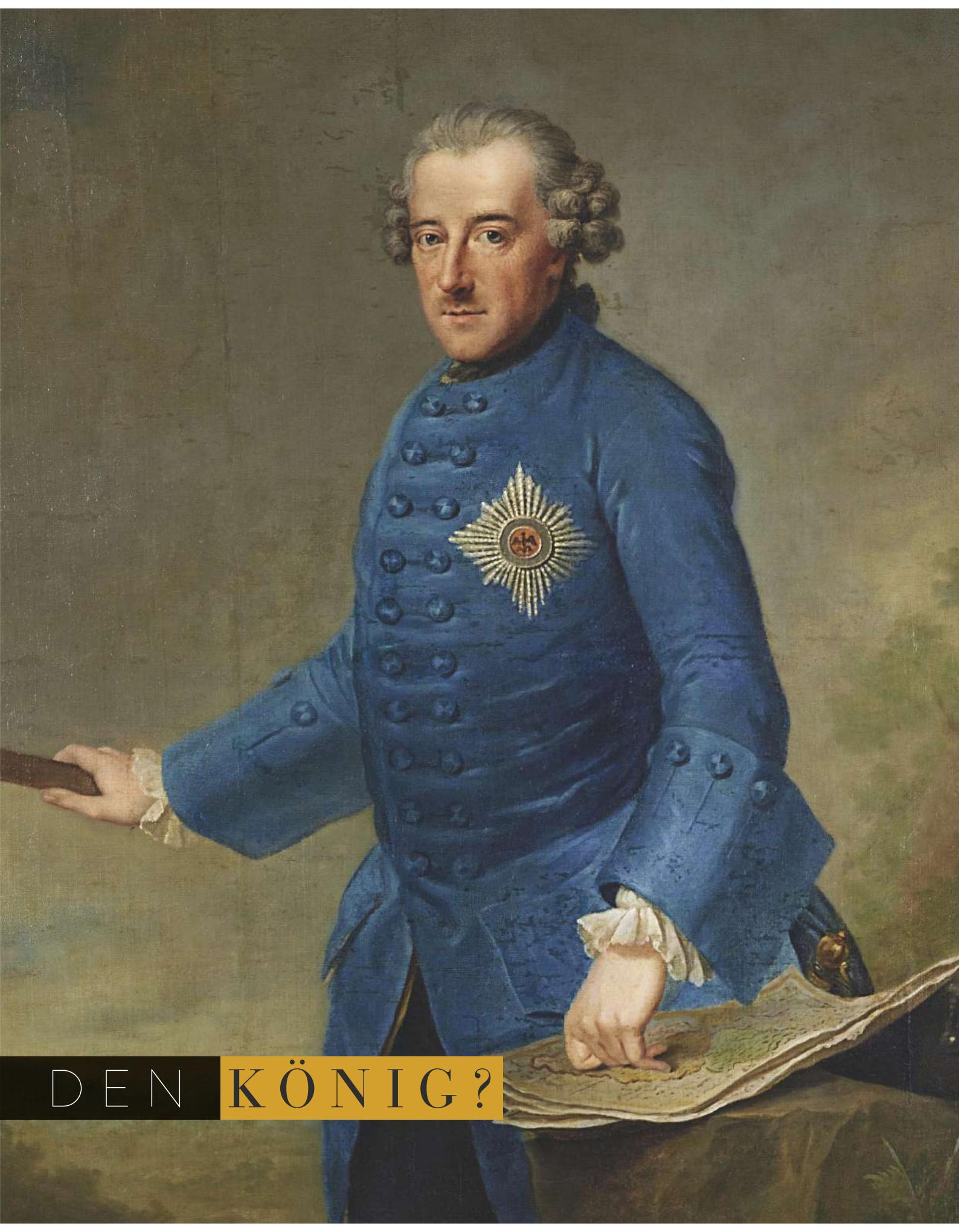
Dabei war der Sieg noch gar nicht errungen. Über Stunden wogte das Gefecht weiter hin und her. Ein Großangriff der russisch-österreichischen Kavallerie ließ schließlich die preußischen Linien völlig zusammenbrechen. Die für ihre Disziplin so berühmte Armee löste sich teils in panischer Flucht auf, „Grenadiers, Musketiers und Füsilier von allen Regimentern durcheinander“,

so berichtet ein Offizier, „einer lief hierhin, der andere dorthin, und viele warfen ihre Gewehre weg.“ Der König selbst verharrete bis zuletzt mitten im stärksten Feuer, nur gegen seinen Willen gelang es einigen Getreuen, ihn vom Schlachtfeld zu zerren. Zermürbt und in einem von Kugeln zerfetzten Uniformrock führte er, was von seiner geschlagenen Armee noch übrig war, zurück ans Ufer der Oder.

Es ist Preußens schwerste Niederlage in diesem Kräftemessen und Friedrichs dunkelste Stunde. Der Kriegerkönig, der ganz Europa in Atem hält, vielen als bester Heerführer der Epoche gilt, als militärisches Genie, findet sich am Rand des Untergangs wieder, vom Tod mehr erhoffend als vom Leben. Was soll seine vielen Gegner daran hindern, nun das schutzlose Berlin zu erobern? Sich zu einer gigantischen gemeinsamen Streitkraft zu vereinigen und Preußen zu vernichten? Nur ein Wunder könnte Friedrichs Reich, könnte ihn selbst jetzt noch retten.

IN DEN ERSTEN Kriegsjahren hat sich Friedrich II. (rechts, Porträt von 1763) den Ruf eines herausragenden Strategen erstritten. Doch von Osten her kontert nun immer energischer auch die Armee der russischen Zarin seine aggressive Außenpolitik. Die größte Sorge des Preußenkönigs: dass all seine Widersacher ihre Kräfte vereinen

W A S T R E I B T



DEN KÖNIG?

Besonders demütigend für den Feldherrn ist, dass er die Schlacht von Kunersdorf gegen ein überwiegend russisches Heer – unterstützt von einem österreichischen Korps – verloren hat. Denn für die Soldaten und die Offiziere der Zarin empfindet Friedrich nichts als Verachtung, nennt sie einen „zusammengebrachten Haufen Barbaren“ mit den „schlechtesten Generals“.

Tatsächlich stellt das riesige Reich im Osten eine gewaltige Streitmacht. Doch um ihre Effizienz ist es mehr als schlecht bestellt: Die einfachen Soldaten – Bauern zumeist, die sich Zeit ihres Lebens für den Militärdienst bereithalten müssen – sind miserabel ausgebildet und werden oft noch miserabler versorgt. Denn viele der für Logistik und Verpflegung der Truppen zuständigen Beamten wirtschaften in die eigenen Taschen. Vor allem aber sind die adeligen Offiziere militärisch schlecht geschult. Unter ihnen finden sich sogar welche, die keine Landkarten zu lesen verstehen und ihre Befehle von Adjutanten unterzeichnen lassen, weil sie nicht schreiben können. Die Generäle an der Spitze schließlich sind als genussüchtig verschrien, dem Glücksspiel und der „Concubinage“ verfallen. Der oberste russische Feldherr zu Beginn des Krieges leistet sich 120 livrierte Diener im Hauptquartier und benötigt 250 Pferde allein zum Transport seines Hofstaats.

Welch Gegensatz zu Friedrich, der als Heerführer in abgewetzter Uniform die Beschwerlichkeiten der Truppen teilt! Mitten im Lager sein Zelt aufstellen lässt, manchmal sogar mit der Schaufel in der Hand an den Verschanzungen aushilft, die kargen Mahlzeiten der Soldaten einnimmt, am Feuer über deren derbe Witze lacht. Und Welch Gegensatz zur gefürchten preußischen Armee – diszipliniert, perfekt gedrillt, mit der schnellsten Schussrate Europas.



DASS RUSSLAND ÜBERHAUPT gegen Preußen Krieg führt, liegt nicht zuletzt an Friedrichs aggressiver Außenpolitik. Zarin Elisabeth fürchtet das aufstrebende Reich als künftigen Rivalen im Ostseeraum, will es klein halten, stattdessen selbst den Rang als anerkannte Großmacht in Europa festigen und die eigenen Grenzen nach Westen ausdehnen. Deshalb stellt sich Russland 1757 an die Seite von Österreich und Frankreich und marschiert im Juli des Jahres in das eigentliche Preußen ein – das entlegene, ganz von polnisch beherrschtem Territorium eingeschlossene Gebiet jenseits der Grenzen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, das Friedrichs Flickenteppich-Staat seinen Namen gegeben hat (und später als Ostpreußen bezeichnet werden wird).

Weil Friedrich das Gros seiner Truppen andernorts benötigt, schickt er den russischen Angreifern nur ein deutlich kleineres Heer entgegen, das am 30. August 60 Kilometer vor Königsberg geschlagen wird. Doch anstatt nun die ostpreußische Hauptstadt zu besetzen, ziehen die Russen ab. Denn ihr Feldherr weiß nicht, wie er die Truppen weiter versorgen soll. Nachschub und Logistik sind schlecht organisiert, zudem leisten die ostpreußischen Bauern entschlossen passiven Widerstand gegen die Besatzer: verstecken ihre Vorräte, treiben ihr Vieh in die Wälder, sodass die russischen Truppen sich nicht davon ernähren können.

DATEN: UNTERSCHÄTZT



Doch was einer Armee im Krieg nicht freiwillig gegeben wird, holt sie sich mit Gewalt: Besonders die irregulären Reiterei-Einheiten der Kosaken und Kalmücken plündern die Dörfer aus. Im September fallen sie über die ostpreußische Stadt Ragnit her. Die Bewohner müssen sich, so hält es der Vize-Bürgermeister in einem Bericht fest, nackt ausziehen, um „ganz blutrünstig von allen Säbelhieben und Pikenstichen auf den Straßen herumgejagt“ zu werden. Angezündete Häuser, geschlachtetes Vieh, geschändete Frauen und zwei Dutzend Todesopfer gibt er zu Protokoll.

Im dritten Jahr des Krieges, 1758, marschieren russische Truppen schon im Januar erneut in Ostpreußen ein und besetzen diesmal ohne Gegenwehr Königsberg. Einige Monate später rückt die Hauptarmee westwärts vor, überschreitet Ende Juli die Grenze zu Brandenburg, Friedrichs Kernland. Der König hält sich zur selben Zeit in Böhmen auf, wo er – vergeblich – das österreichische Heer in eine Schlacht zu zwingen sucht. Als er von dem Vorstoß der Russen erfährt, reagiert Friedrich sofort, führt einen Teil seiner Armee in Gewaltmärschen Richtung Norden, um sich dort mit weiteren Truppen aus dem preußischen Pommern zu vereinen. Unterdessen hat die Armee der Zarin bei Küstrin die Oder erreicht. Meldungen über neuerliche Zerstörungen und Gräueltaten der Russen in der Stadt steigern noch den Hass der preußischen Truppen. Friedrich schürt die Wut und gibt für das anstehende Gefecht die Devise „Siegen oder sterben“ aus – „wer

MEHRFACH ATTACKIEREN russische Truppen preußisches Gebiet. Im Sommer 1758 kommt es bei Zorndorf im Osten der Mark Brandenburg zu einer der brutalsten Schlachten des Krieges (links in einem Gemälde von 1899): ein knapper Sieg Friedrichs mit Zehntausenden Toten und Verletzten

„auch immer nicht das Gleiche denke, solle nicht die Oder passieren, sondern zum Teufel gehen.“

So gerät das Aufeinandertreffen am 25. August 1758 zum bis dahin wohl brutalsten Gemetzel des Siebenjährigen Krieges in Europa, „mehr ein Schlachten als eine Schlacht“, wie ein russischer Offizier schreibt. In der Hitze des Sommers prallen die Armeen bei Zorndorf aufeinander. Als sich nach Stunden des Ringens schließlich jede Ordnung auflöst, gehen beide Seiten wie in Raserei mit Flintenkolben, Bajonetten und Säbeln aufeinander los. Selbst schwer Verletzte kämpfen weiter, später macht die Geschichte von einem Russen die Runde, der „tödlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte“.

Ein preußischer General, der lange in der Armee des Zarenreichs gedient hatte, warnte Friedrich noch kurz vor der Schlacht vor der Zähigkeit der russischen Bauernsoldaten, die selbst angesichts des mörderischsten Feuers nicht weichen würden. Tatsächlich: Diese Truppen mögen schlechter ausgebildet und geführt sein als die preußischen, ihre Kampfkraft aber hat der König dramatisch unterschätzt. „Die außergewöhnliche Standhaftigkeit und Unerschrockenheit der russi-

schen Infanterie dabei ist nicht zu beschreiben“, fasst ein Augenzeuge die Erfahrungen bei Zorndorf zusammen, „und übertraf alles, was man nur von tapferen Truppen sagen kann.“ Wogegen ein preußischer Autor betonen wird, der Antrieb der gegnerischen Kämpfer sei eben nicht „Tapferkeit“ gewesen, vielmehr „war es ein Stumpfsinn, sich da, wo sie standen, erwürgen zu lassen.“

In der Dunkelheit lassen die Kontrahenten schließlich entkräftet voneinander ab, in den folgenden Tagen ziehen sich die Russen zurück, die Preußen hindern sie nicht daran. Die Bedrohung Brandenburgs und Berlins ist zwar vorerst abgewendet, doch nur mit viel Wohlwollen lässt sich der Ausgang der Schlacht bei Zorndorf als Sieg für Friedrich beschreiben. Er hat rund ein Drittel seiner Kämpfer eingebüßt, die Russen sogar noch mehr, insgesamt liegen die Verluste bei schätzungsweise 30 000 Toten, Verwundeten und Gefangenen. Vor allem hat der Preußenkönig sein eigentliches Ziel nicht erreicht: mit einem klaren Sieg die russische Armee zu zerschlagen und die Zarin zum Ausscheren aus der Allianz gegen ihn zu bewegen.

UND WEITERES UNBILL steht Friedrich noch bevor. Auf dem Weg nach Schlesien wird das Lager seines Heeres im Morgengrauen des 14. Oktober bei Hochkirch in der Oberlausitz von österreichischen Truppen überfallen. Preußens Verluste belaufen sich auf 9000 Mann. Seine Generäle hatten den König noch gewarnt, dass der für das Lager gewählte Platz strategisch ungünstig sei und geradezu zum Angriff einlade, aber er wollte nicht hören. Ein britischer Gesandter, der den Monarchen begleitet, erklärt sich Friedrichs fatalen Fehler mit dessen Geringschätzung seines Gegners und dem „Widerwillen, Erkenntnissen, die nicht im Einklang mit seinen eigenen Vorstellungen stehen, irgendwelchen Glauben zu schenken“.

Im Winterlager im schlesischen Breslau zieht sich der Preußenkönig zurück und sucht Ablenkung in der geliebten Musik und Poesie. „Ich esse allein zu Mittag, verbringe meine Zeit mit Lesen und Schreiben und speise nicht zu Abend.“ Friedrich fühlt sich einsam und erschöpft. Schwer wiegen die Verluste des vergangenen Jahres: „Wir sind vollkommen zerrüttet“, schreibt er um Weihnachten. „Die Blüte unserer Infanterie ist dahin.“

Dem König gelingt es zwar, mit intensiven Aushebungen seine Armeen wieder leidlich aufzufüllen. Aber um eine entscheidende Offensive zu versuchen, fehlt Preußen 1759 die Kraft. Friedrich ist dazu verurteilt, abzuwarten.

Die Übermacht der Feinde ist inzwischen erdrückend, Preußen sieht sich aus allen Richtungen umzingelt. Im Süden steht der Hauptgegner Österreich, im Osten droht erneut ein Anmarsch der Russen. Im Norden müht sich das Königreich Schweden, das auch über einen Teil Vorpommerns mit der Insel Rügen herrscht und schon 1757 der Koalition gegen Friedrich beigetreten ist, noch mehr Gebiete auf Kosten Preußens zu erobern. Im Westen ist Frankreich zwar hauptsächlich mit dem Krieg gegen Preußens Verbündeten Großbritannien (dessen Kö-

nig zugleich Herrscher Kurhannovers ist) beschäftigt, hat sich aber auf deutchem Territorium festgesetzt und könnte mit seinen Truppen nun weiter nach Osten vorrücken, womöglich auch Friedrichs wichtige Festungsstadt Magdeburg bedrohen. „Meine große Bedrängnis ist folgende“, schreibt der König im Mai 1759 einem Vertrauten: „In den vorangegangenen Jahren haben unsere Feinde niemals zusammen agiert, sodass man sie einen nach dem anderen schlagen konnte. In diesem Jahr wollen sie ihre Anstrengungen zur gleichen Zeit ausführen.“

Immerhin: Schwedens Armee hat sich schon im Vorjahr als so schwach erwiesen, dass auch kleinere Kontingente sie in Schach halten können. Und Anfang August 1759 erleidet Frankreich, dessen Armee tatsächlich bis nach Norddeutschland vorgedrungen ist, bei Minden an der Weser eine klare Niederlage gegen ein britisch-kurhannoversches Heer, nach der die Regierung von König Ludwig XV. ihre Eroberungspläne in Richtung Osten erst einmal nicht weiterverfolgt.

Bleiben Österreich und Russland. Friedrich will unbedingt verhindern, dass sich die Streitkräfte der beiden Staaten vereinen. Wie erwartet befiehlt die Zarin ihren Truppen, sich zur Oder in Marsch zu setzen.

ALS IM KAMPF bei Kunersdorf die Reiterei der Russen und Österreicher zum Generalangriff ansetzt, zerfällt die für ihre Disziplin so berühmte preußische Streitmacht in wilder Flucht. Überall auf dem Schlachtfeld bleiben Leichen und Verletzte zurück (Gemälde von 1860)

TO DESS EHN SUCHT UMF

An dem Fluss sollen sie auf die Österreicher treffen. Und auch Maria Theresia drängt auf den Zusammenschluss. Doch der Heerführer der Habsburgerin, stets vorsichtig und zögernd, verharrt mit seiner Armee in Böhmen, weil er fürchtet, dass Friedrich ihn bereits auf dem Weg zu der Vereinigung abfangen und zur Schlacht zwingen könnte.

Das hat der Preußenkönig tatsächlich vor, doch als sich das österreichische Heer nicht weiter als bis in die Oberlausitz bewegt, ändert er seinen Plan und beschließt, stattdessen gegen die Armee der Zarin vorzugehen, die bereits die Oder in Schlesien erreicht hat. Während Friedrich seine Truppen in Marsch setzt, schickt Österreich den Russen, die nun flussabwärts in Richtung Frankfurt an der Oder ziehen, ein Armeekorps von 19 000 Mann zur Unterstützung. Am 12. August 1759 treffen die Heere der Kontrahenten am östlichen Oderufer bei einer kleinen Ortschaft aufeinander. Bei Kunersdorf.

Im Morgengrauen ist Friedrich bester Stimmung. „Guten Morgen, Kinder“, grüßt er seine Soldaten und verspricht im väterlichen Ton, dass alles gut gehen



LORT DEN MONARCHEN

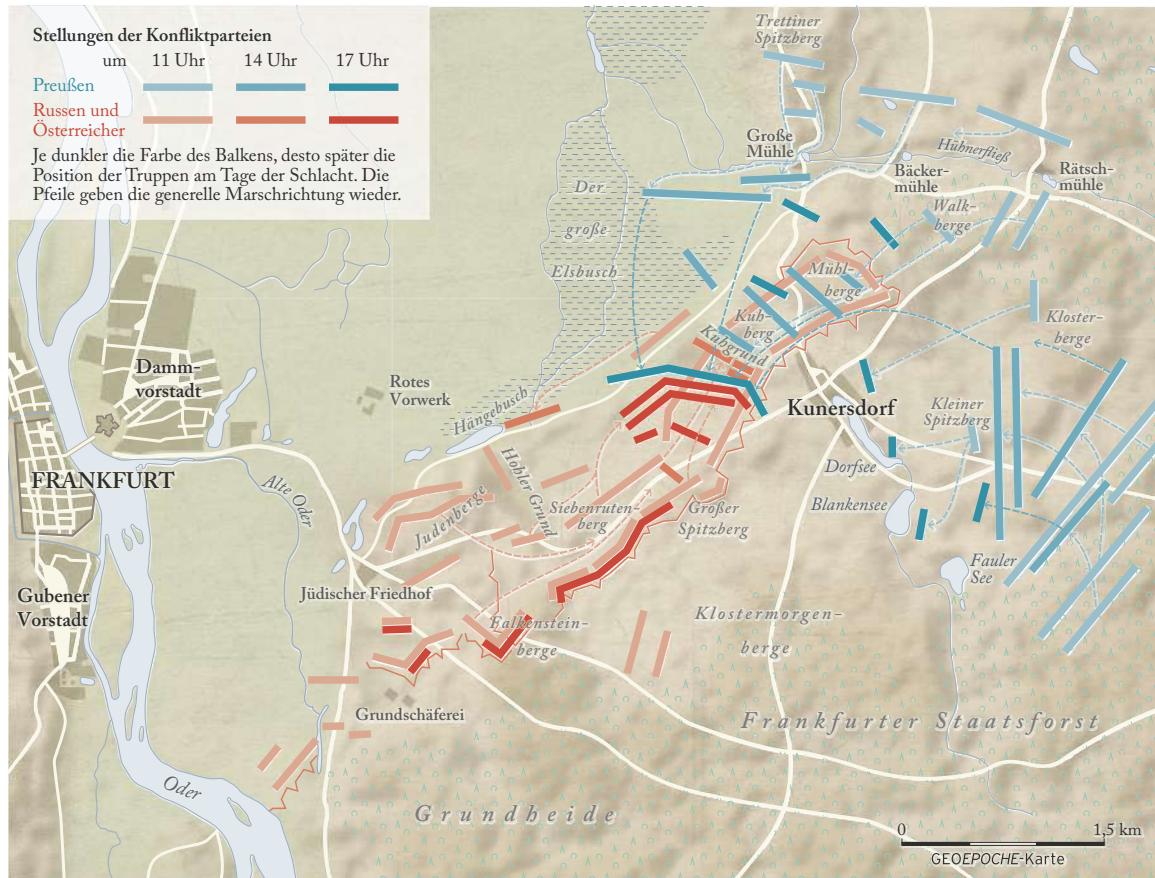
werde. Doch es geht nicht gut. Von Anfang an begeht der Preußenkönig Fehler: Er hat das Gelände nicht ausreichend erkunden lassen und ist entsetzt, als er den für die Schlacht angedachten Platz zum ersten Mal sieht. Südlich des Orts Kunersdorf erstrecken sich drei große Teiche, von denen ihm niemand berichtet hat und die seinen Angriffsplan praktisch unmöglich machen. Die Russen hatten eine Woche Zeit, sich vorzubereiten,

und haben eine mit Erdauswürfen, Wällen und Verhauen gesicherte Stellung auf einer lang gestreckten Anhöhe bezogen. Die einzige Schwachstelle findet sich auf ihrem linken Flügel, und Friedrich, der den rechten angreifen wollte, muss nun mühsam seine vom Marsch erschöpfte Armee mitsamt den Geschützen umorganisieren. Das Überraschungsmoment ist dahin.

Doch trotz der widrigen Umstände ist das Schlachtenglück zunächst auf seiner Seite. Gegen Mittag gelingt es seiner Infanterie, die Anhöhe am äußersten Rand der russischen Stellung im Sturmangriff zu nehmen. Die Verteidiger dort geraten in Unordnung, fliehen oder ergeben sich. Ein Fünftel der gegnerischen Armee ist zerschlagen.

Dann aber entbrennt um die „Kuhgrund“ genannte Senke ein brutales Gefecht. Die Preußen müssen den rund 60 Meter breiten Geländeinschnitt durch-

GEFECHT DER ZWEI GESICHTER 12. AUGUST 1759



OBWOHL FRIEDRICH II. das Gelände im Vorhinein falsch eingeschätzt hat, etwa nicht über die drei Teiche beim Ort Kunersdorf informiert war, gelingt den Preußen zunächst ein äußerst erfolgreicher Angriff gegen die feindlichen Stellungen, die auf einer lang gezogenen Anhöhe positioniert sind. Doch beim sogenannten Kuhgrund kommt der Vorstoß zum Halt. Am Ende triumphieren Russen und Österreicher durch einen Großangriff ihrer Kavallerie gegen 17.30 Uhr, die preußischen Truppen wenden sich zur Flucht

messen, um die dahinterliegenden Hauptstellungen des Gegners zu erreichen. Beim Versuch, den Hang auf der anderen Seite zu erklimmen, wird Friedrichs Infanterie Linie um Linie aufgerieben. Bald bedecken Körper von Verwundeten und Toten den Boden. Als die Preußen den Hügel jenseits des Kuhgrunds mithilfe von zwischenzeitlich in Position gebrachten Geschützen einnehmen können, scheint ihnen der Triumph sicher – Friedrich sendet Siegesmeldungen nach Berlin.

Aber der König hat sich getäuscht. Erneut wogt der Kampf hin und her. Zeitweise können die Preußen die gegnerische Infanterie noch über weitere Senken in der Anhöhe verdrängen, dann werden sie selbst wieder bis zum Kuhgrund zurückgetrieben. Friedrichs Fußsoldaten ermatten mehr und mehr, auch ihre Munition wird knapp. Die Kanonen des Feindes schießen die preußische Kavallerie auseinander, ein Generalangriff der russisch-österreichischen Reiterei am frühen Abend bewirkt schließlich den Zusammenbruch von Friedrichs Heer. Verzweifelte Soldaten drängen sich dicht an dicht in Richtung Oder, schieben Geschütze aus dem Weg in einen nahen Bach. Nie habe er die preußische Armee in einem solchen Zustand erlebt, schreibt ein Augenzeuge.

Friedrich hat sich fast die ganze Zeit mitten im Kampfgeschehen aufgehalten, und er bleibt dort bis zuletzt. Soldaten hören den König angeblich rufen: „Gibt es denn keine verdammte Kugel, die mich treffen könnte?“

Fast geht der Todeswunsch in Erfüllung: Feindliche Salven schießen ihm zwei Pferde unter dem Leib hinweg, eine Kugel zerfetzt seinen Uniformrock, eine andere wird abgewehrt von der Tabaksdose in der Tasche. (Rock wie Dose werden später zu Reliquien des Friedrich-Kults.) Zuletzt retten einige seiner Kavalleristen ihn vor einem Angriff der Kosaken und bringen ihn in Sicherheit.

„In wenigen Stunden“, schreibt später ein Offizier, „hatte ihn das Kriegs-glück von der Höhe eines unbezweifelten Sieges in die Tiefe einer vollkommenen Niederlage herabgestürzt.“ Mehr als 18 000 preußische Soldaten sind tot oder verwundet, 167 Kanonen, 15 Haubitzen, 26 Fahnen und zwei Standarten hat der Feind erbeutet. Noch in derselben Nacht schickt Friedrich jenen Brief nach Berlin, in dem er seinen Freitod andeutet. Am nächsten Morgen übergibt er das militärische Kommando seinem erfahrensten General.

OLLSTÄNDIG ERSCHÖPFT, VERZWEIFELT und beschämter über die desaströse Niederlage zieht sich der König ins Reitweiner Schloss unweit der Oder zurück. Niemand weiß, durch welch seelische Höhen und Tiefen er dort gehen mag – vielleicht erkennt der um seinen Nachruhm besorgte Friedrich hier aber auch schlüssig die Chance, sich statt als strahlender Sieger nun als tragischer Held zu inszenieren, als unbeugsamer Heroe, der kämpfend untergeht. Nach zwei Tagen der Abgeschiedenheit jedenfalls hat er die Gedanken an den Freitod aufgegeben und kehrt zu alter Tatkraft zurück.

Friedrich übernimmt erneut den Oberbefehl, lässt Verpflegung, Munition und Geschütze aus der Hauptstadt heranschaffen. Die preußische Armee legt ein Zeugnis ihrer Disziplin ab: Schon am Morgen nach der Niederlage haben sich die unzähligen Versprengten aus den Wäldern wieder gesammelt, Offiziere teilen sie in Regimenter ein; keine ganze Woche später ist die Armee bereits auf 28 000 Mann angewachsen. Friedrich ist entschlossen, sich dem Gegner zur Schlacht zu stellen, bevor dieser Berlin erreichen kann. „Unsere Angelegenheiten stehen schlecht“, schreibt er, „aber der Feind lässt mir Zeit. Vielleicht

werde ich mich durch seine Fehler retten können.“

Ja, was tut eigentlich der Feind derweil? Zum Erstaunen des österreichischen Korps, das in Kunersdorf gekämpft hat, denken die Russen nicht daran, den geschlagenen Gegner zu verfolgen. Der General der Zarin lässt stattdessen am Tag nach dem Gemetzel, während noch Tausende Verwundete aus beiden Lagern unbehandelt auf dem Schlachtfeld liegen, ein Fest abhalten, mit Feldgottesdienst, Salutschüssen und Trinkgelage.

Der russische Feldherr, der in der Schlacht rund ein Viertel seiner Männer verloren hat und es den Österreichern übel nimmt, dass ihr Hauptheer ihn nicht unterstützen wollte, teilt dem Kommandierenden vor Ort mit, es sei nun an ihnen, etwas gegen die Preußen zu unternehmen. Die Österreicher aber zaudern weiterhin, auch weil Truppen unter Friedrichs Bruder Heinrich im Rücken ihrer Hauptarmee agieren und die Nachschublinien zu unterbrechen drohen.

Die Befehlshaber der beiden Verbündeten treffen sich sogar persönlich, können sich aber auf kein gemeinsames Vorgehen einigen. Zu groß ist das gegenseitige Misstrauen, zu zäh sind die Befehlsketten nach Sankt Petersburg und Wien, wo alle Entscheidungen abgesegnet werden müssen. Also passiert – nichts.

Friedrich verfolgt staunend die Untätigkeit seiner Gegner. „Ich verkündige Ihnen das Mirakel des Hauses Brandenburg“, schreibt er Heinrich aufgekratzt und voll beißendem Sarkasmus am 1. September. Nur ein Wunder oder die „göttliche Eselei“ seiner Feinde könnten ihn vor dem Untergang bewahren, lässt er wenige Tage später seinen jüngsten Bruder Ferdinand wissen. Und genau so scheint es nun zu kommen.

Die Anti-Friedrich-Koalition vertut ihre wohl größte Siegeschance.

Dennoch taumelt der Preußenkönig weiter von Demütigung zu Demütigung. 5. September 1759: Dresden fällt in die Hände der Gegner. 20. November: Beim kursächsischen Maxen soll eine preußische Armee auf Befehl Friedrichs die Versorgungslinien der Österreicher attackieren. Stattdessen wird sie vom Gegner eingekreist. Rund 12 000 Männer, darunter neun Generäle, geraten in Gefangenschaft. Anfang Dezember gehen bei einem Gefecht in der Nähe von Meißen abermals mehrere Tausend Soldaten verloren. Selbst dem militärisch hochgezüchteten Preußenstaat geht nun allmählich das Menschenmaterial aus. „Was könne man mit einem Wust von Männern anfangen“, jammert der König später über neu angeworbene Einheiten, „zur Hälfte sächsische Bauern, zur Hälfte feindliche Deserteure?“

Und auch das neue Jahr bringt keine Besserung. 23. Juni 1760: Bei einem Angriff der Österreicher auf preußische Stellungen bei Landeshut in Schlesien geraten 8000 Soldaten in Gefangenschaft. 26. Juli: Die strategisch wichtige Festung Glatz wird von Preußens Gegnern eingenommen. 15. August: Bei Liegnitz kann sich Friedrich mit einer relativ kleinen Armee gegen ein österreichisches Korps durchsetzen und so gerade noch der Einkesselung durch die Hauptstreitmacht entgehen. Und am 3. Oktober stehen österreichische und russische Einheiten auf einmal völlig überraschend vor den Toren Berlins. Preußens Herz und Friedrichs Hauptstadt!

Ziel der Attacke ist es nicht, die Kapitale vollständig zu erobern oder langfristig zu besetzen – dazu sind die Kontingente zu klein. Nach einigen Tagen mit Kanonenbeschuss, in Brand geratenen Häusern und kleineren Scharmützeln ziehen sich die Verteidiger Berlins in die nahe Festung Spandau zurück, der Magistrat kapituliert. Die Be-

völkerung ist erleichtert, weil es so zu keinem Blutbad kommt. Zwei Millionen Taler an Kontribution müssen die Berliner bezahlen, außerdem plündern die Ein dringlinge das Stadtschloss, die Residenzen Charlottenburg und Schönhausen.

Verglichen mit Zittau, Dresden, Wittenberg, die alle in diesem Krieg das Leid der Belagerung, des Plünderns und Einquartierens von Soldaten erdulden müssen, kommt Preußens Hauptstadt glimpflich davon. Schlimmer trifft es die Dörfer im Umland, die von umherstreifenden Kosaken verwüstet werden. Nach zehn Tagen ziehen die Eroberer wieder ab. Für den Kriegsverlauf ist der Angriff auf Berlin ohne Bedeutung, aber er schockiert die preußische Bevölkerung und ist ein weiterer schwerer Schlag für des Königs angekratztes Renommee.

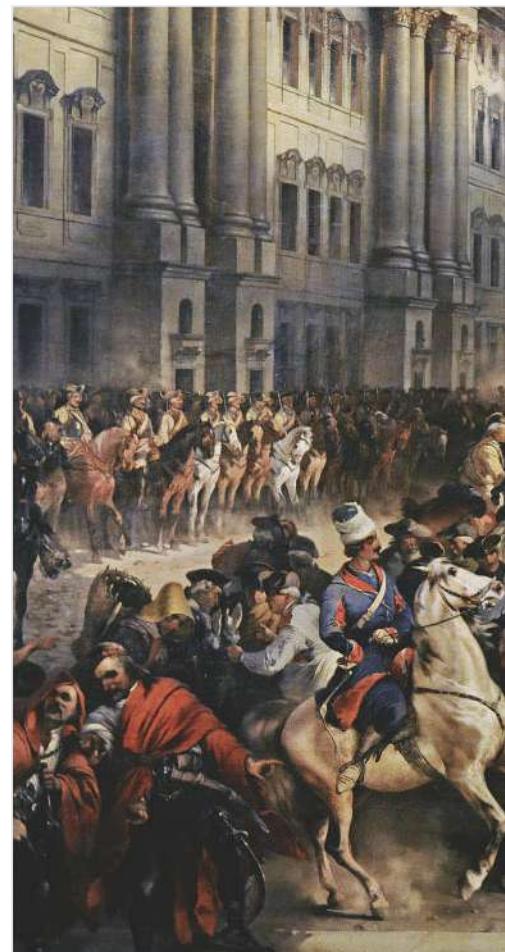
Einige Wochen später, am 3. November, kommt es bei Torgau nordöstlich von Leipzig schließlich doch noch zu einer großen Schlacht gegen die Österreicher, aus der Friedrich – bei massiven eigenen Verlusten – als Sieger hervorgeht.

Nach zahlreichen gravierenden taktischen Fehlern und Niederlagen hat der Monarch allerdings viel vom Nimbus des brillanten Strategen, den selbst seine Feinde bewunderten, eingebüßt. Nicht wenige unter Friedrichs Generälen misstrauen seinen so einsamen wie riskanten Entscheidungen, manche nennen ihn unter sich einen „Totengräber“.

BER ES IST fast paradox: Jenseits des engsten Kreises tragen die Niederlagen Friedrichs wohl ebenso zu seinem Ruhm bei wie die Erfolge. Allmählich erwächst im

Blick der Zeitgenossen der Mythos vom unbeugsamen Heroen, der sich weder von der erdrückenden Übermacht der Gegner noch den endlosen Rückschlägen brechen lässt. „Der König von Preußen lebt“, schreibt ein britischer Beobachter bereits kurze Zeit nach Kunersdorf, „und während er lebt, wird er fortfahren, Wunder zu vollbringen.“

Von den wiederkehrenden Suizidgedanken und dem körperlichen Verfall des Herrschers ahnen viele seiner Bewunderer nichts. Sie würde



FEINDE STEHEN

ihn kaum wiedererkennen, schreibt Friedrich einer Vertrauten im November 1760 aus dem Winterlager. „Auf der rechten Kopfseite sind

NACH IHREM SIEG können sich die Gegner nicht dazu durchringen, Preußens Armee vollends zu zerschlagen. Ein Wunder, wie Friedrich II. selbst es nennt. Zwar besetzen russische und österreichische Truppen im Jahr darauf Berlin, die preußische Hauptstadt (unten, Gemälde von 1849) – aber sie ziehen nach wenigen Tagen wieder ab

meine Haare ganz grau; meine Zähne zerbrechen und fallen mir aus; mein Gesicht ist runzelig wie die Falten eines Frauenrocks, mein Rücken krumm wie ein Fiedelbogen.“ 48 Jahre zählt der König, doch die Anspannungen des Krieges, das Leben im Feldlager haben ihn über die Zeit altern lassen. Schwere Gichtanfälle, dazu Koliken und Hämorrhoiden quälen seinen Körper. Nachts hat er Albträume. Aus dem Musenkönig Friedrich ist der „Alte Fritz“ geworden.

1761, im sechsten Jahr des Krieges, kommt es schließlich zu der Katastrophe, die der Monarch bisher hat verhindern können: In Schlesien schließen sich die gewaltigen Heere Österreichs und Russlands zusammen. 130 000 Soldaten stehen dort gegen 55 000 Preußen. Der König verschanzt sich in einem stark befestigten Lager, bewehrt mit zahllosen Geschützen. Die vereinten Feinde bereiten sich auf den Angriff vor, doch dann ziehen die Russen im letzten Moment zurück, lassen auch diese Gelegenheit zum endgültigen Sieg verstreichen.

Die verpasste Chance macht erneut deutlich, warum Friedrich so viele Jahre gegen die übermächtige Koalition aus Gegnern durchhalten kann. Wäh-



IM HERZEN PREUSSENS

DER MYTHOS NIMMT K



rend er – König und Feldherr zugleich – schnelle Entscheidungen treffen und verwegener handeln kann als jeder General, sind bei seinen Feinden die Befehlsketten lang, die Koordination der verschiedenen Interessen ist schwierig, das gegenseitige Misstrauen sitzt tief. Und wenn ein begonnener Feldzug sich als erfolgreich erweist, verhindern Schwierigkeiten mit dem Nachschub oft genug die Fortsetzung.

Wieder also ist Friedrich der Niederlage entgangen. Doch seine Lage wird nicht besser. Noch vor Jahresende erobern die Gegner zwei strategisch wichtige Festungen: die Österreicher Schweidnitz in Schlesien, die Russen Kolberg in Preußisch-Pommern. Friedrich verliert immer mehr die Kontrolle über sein Territorium. Außerdem stellt die neue Regierung von Preußens Verbündetem Großbritannien die bisherigen Geldzahlungen ein, die Friedrich nun fehlen, um seine Armeen zu finanzieren. Die Briten haben mit der Eroberung der französischen Besitzungen in Nordamerika ihr wichtigstes Kriegsziel erreicht und verlieren das Interesse an der Auseinandersetzung in Europa (siehe Seite 110).

Preußens Kräfte sind erschöpft. Friedrich stellt sich im Breslauer Winterlager bereits darauf ein, den Feind im Februar des folgenden Jahres 1762 um Frieden zu bitten. Danach, so sein immergleicher Trost, will er sich das Leben nehmen.

SCHLACHT UM SCHLACHT zehrt weiter an den Kräften Preußens. Im Dezember 1761 geht die Festung Kolberg in Pommern an die Russen verloren (oben). Doch wenig später rettet ein Ereignis in Sankt Petersburg den König: Zarin Elisabeth stirbt, und ihr Nachfolger lässt von Preußen ab. Die Zeichen stehen auf Frieden

Doch am 19. Januar erreicht ihn die Kunde von einem erneuten Mirkel! Zwei Wochen zuvor ist Zarin Elisabeth nach langer Krankheit verstorben. Der König misst der Nachricht zunächst kaum Bedeutung bei, dichtet stattdessen einen spöttischen Grabspruch auf „des Kosaken Konkubine“.

A U M S C H A D E N

Doch Elisabeths Neffe und Nachfolger, der aus dem Haus Schleswig-Holstein-Gottorf stammende Peter III., ist ein glühender Verehrer Friedrichs, trägt am liebsten preußische Uniformen, dekoriert seine Gemächer mit unzähligen Porträts des Herrschers. Er lässt einen Waffenstillstand verabreden und schließt im Mai offiziell Frieden mit dem Preußenkönig. Zwar wird Peter zwei Monate später bei einer Palastrevolte seiner Ehefrau gestürzt und ermordet. Aber auch sie, die neue Zarin Katharina II., künftig „die Große“ genannt, tritt nicht wieder in den Krieg ein. (Bis Jahresende räumen die russischen Truppen das noch immer besetzte Ostpreußen.) Im Mai schließt auch Schweden – das sich jahrelang erfolglos bemüht hat, preußisches Gebiet in Pommern zu erobern – einen Separatfrieden mit Friedrich. In beispielloser Geringschätzung entgegnet der angeblich dem Unterhändler: „Habe ich denn Krieg mit den Schweden gehabt?“

Den Gegnern, die noch weiterkämpfen, gehen langsam die Kräfte aus. Frankreich steht wegen der Militärausgaben vor dem Staatsbankrott, Österreich muss Tausende Soldaten entlassen, weil die Regierung sie nicht bezahlen kann. Friedrichs Position dagegen verschlechtert sich nicht weiter. Im Gegenteil: Er kann seine Armeen mit aus Russland entlassenen Kriegsgefangenen auffüllen und frische Rekruten im befreiten Ostpreußen ausheben. Dank der neuen russischen Unterstützung kämpft er endlich einmal nicht in Unterzahl gegen den alten Rivalen Österreich, als er dessen Truppen am 21. Juli bei Burkersdorf in Schlesien schlägt. Und im Oktober kann er durch einen Sieg seines Bruders Heinrich auch noch die Kontrolle über Kursachsen zurückgewinnen. Eine gute Ausgangslage für Verhandlungen.

Während die Kontrahenten Großbritannien und Frankreich miteinander bereits ab September in Friedensgespräche eintreten, schließen Österreich und Preußen am 24. November einen Waffenstillstand und nehmen am 30. Dezember Verhandlungen auf, im sächsischen Jagdschloss Hubertusburg.

Zwei Wochen zuvor schreibt Friedrich an eine Bekannte: „Vielleicht erreichen wir diesen Winter den Frieden.“ Das Leben nehmen wird er sich nicht.

UND ES IST AUCH NICHT DER FRIEDEN, der Friedrich den Großen unsterblich machen wird. Es ist der mächtige Mythos vom stoisch ausstarrenden Heldenkönig, der sich gegen eine Welt von Gegnern behauptet und auch in schwerster Stunde nicht aufgibt. Dieser Mythos prägt zuerst den preußischen, dann den deutschen Militarismus. Einen grotesken Höhepunkt findet der Friedrich-Kult im „Führerbunker“, wo sich Adolf Hitler in seinen letzten Tagen mit Porträts des Königs umgibt und aus einer Biografie des Monarchen vorlesen lässt. Womöglich setzt der NS-Diktator sein Schicksal mit dem des Preußen gleich: umzingelt von Feinden, am Ende siegreich gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Ein deutsches Hirngespinst, das nicht zuletzt in Kunersdorf seinen verhängnisvollen Anfang nahm. ◇

LITERATURTIPPS

KLAUS-JÜRGEN BREMM
»Kunersdorf 1759 – Vom militärischen Desaster zum moralischen Triumph«
Umfassende Schilderung (Brill Schöningh).

TIM BLANNING
»Friedrich der Große«
Gute Biografie eines britischen Historikers (C. H. Beck).



Lesen Sie auch »Friedrich der Große: Feldherr und Philosoph« (aus GEOEPOCHE Nr. 23) auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Die für Preußen katastrophale Schlacht bei Kunersdorf bringt Friedrich II. 1759 an den Rand der vollständigen Niederlage. Und sorgt auch für einen Wandel seines Rufs: Der Preuße gilt nun deutlich weniger als generaler Feldherr. Stattdessen erklären Zeitgenossen ihn zum heroisch Ausdauernden, zu einem Anführer, der sich keinen Widerständen beugt. Ein Zerrbild, das später der Propaganda des Deutschen Reiches dienen wird.

1759

William Pitt

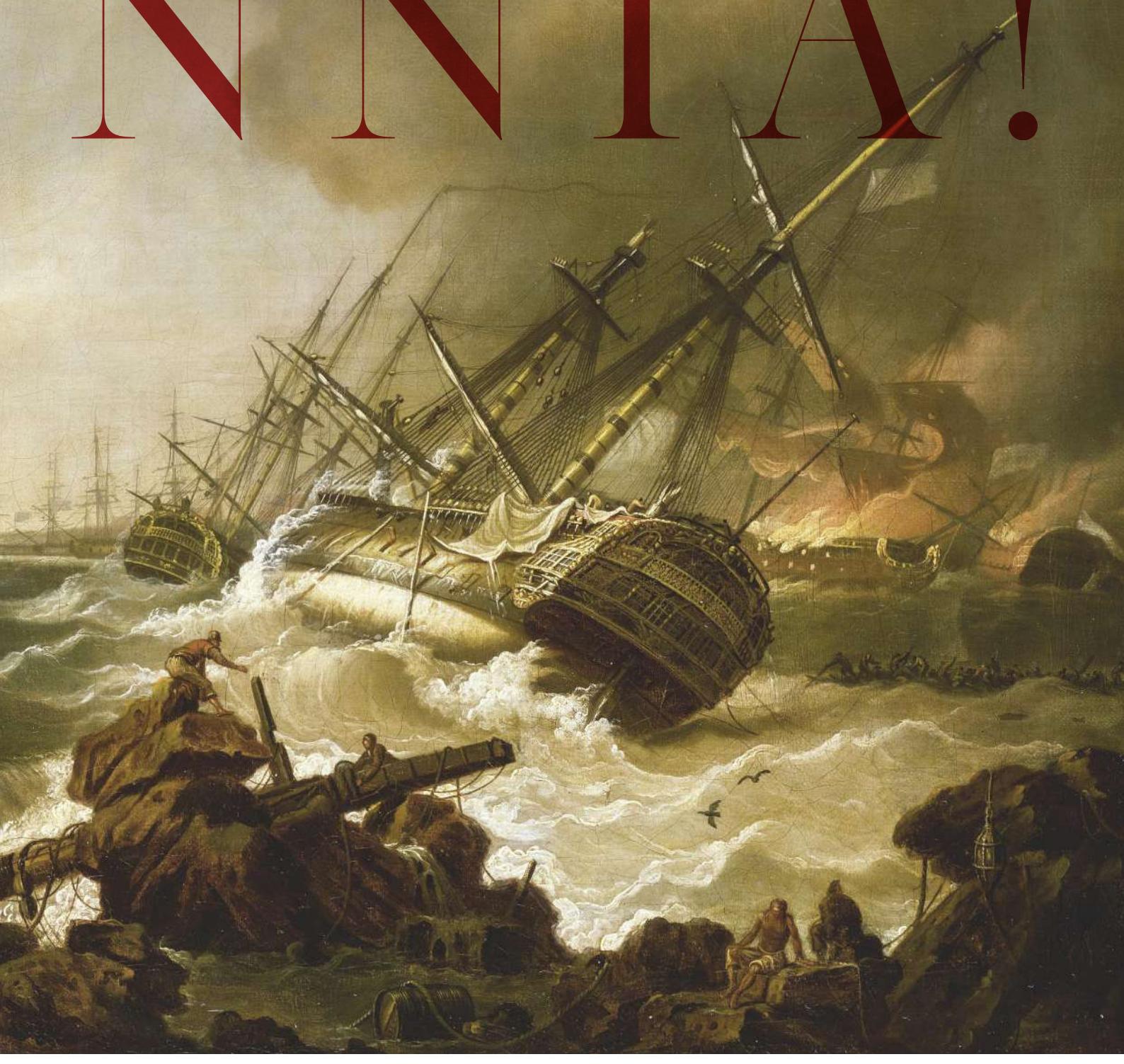
RULE, BRITA

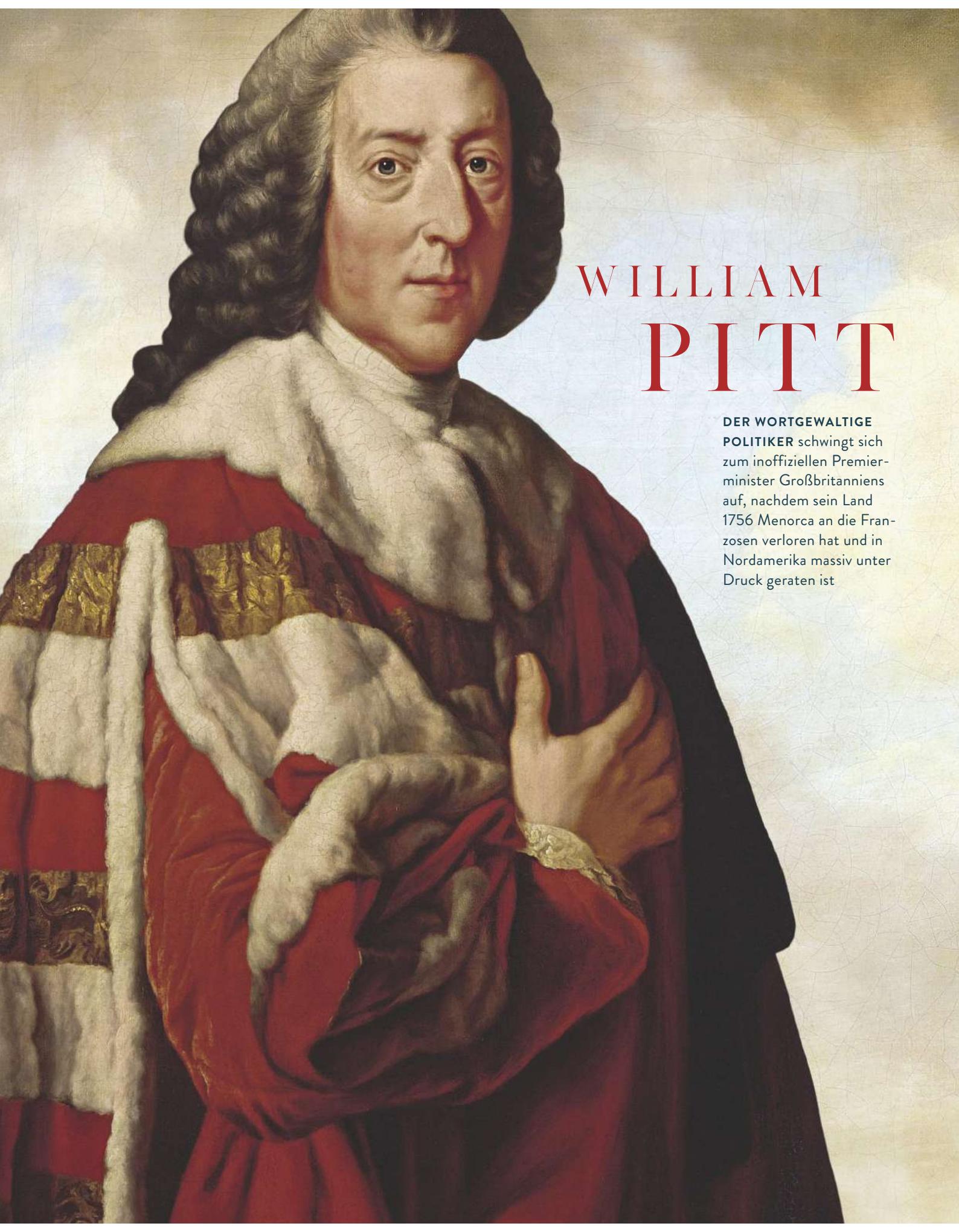


IN DER BUCHT VON QUIBERON bringen britische Segler Frankreichs Flotte am 20. November 1759 einen vernichtenden Schlag bei (hier eine Darstellung der Szenerie am Tag danach)

Mit William Pitt bestimmt im Siebenjährigen Krieg ein Politiker die britische Regierung, der seinem Land mit Hilfe der Flotte globale Geltung verschaffen will. »Britannia, rule the waves«, »Britannien, beherrsche die Wellen«, wird auf der Insel zum geflügelten Wort. Und tatsächlich erringt das Königreich vor allem im Jahr 1759 eine Reihe spektakulärer Siege gegen seinen Rivalen Frankreich, so viele, dass es die Briten selbst kaum fassen können

NNIA!



A detailed portrait of William Pitt the Younger, an 18th-century British statesman. He is shown from the chest up, wearing a red velvet robe over a white fur-lined collar and a white cravat. His dark, powdered hair is styled in a powdered wig. He has a serious, slightly weary expression, looking slightly to the right of the viewer. The background is a light, textured color.

WILLIAM PITT

**DER WORTGEWALTIGE
POLITIKER** schwingt sich
zum inoffiziellen Premier-
minister Großbritanniens
auf, nachdem sein Land
1756 Menorca an die Fran-
zosen verloren hat und in
Nordamerika massiv unter
Druck geraten ist

A

TEXT: *Svenja Muche*

Am Ende dieses dramatischen Jahres, dieses „*Annus mirabilis*“, des „Wunderjahrs“, sind die Briten geblendet vom eigenen Glanz, überwältigt von den Triumphen ihrer Truppen, berauscht vom Erfolg. Aus fast allen Himmelsrichtungen treffen Siegesbotschaften ein. Frankreich, der ewige Rivale und langjährige Gegner Großbritanniens in dem weltweit ausgefochtenen Ringen der europäischen Mächte um Rohstoffe, Ressourcen und Handelsströme, ist an den meisten Fronten entscheidend geschlagen. Zu Land und zur See, in der Karibik und auf dem Atlantik, auf dem nordamerikanischen Kontinent, in Afrika und Europa haben die britischen Streitkräfte die Soldaten von König Ludwig XV. deklassiert. In Nordamerika etwa sind weite Gebiete des von Versailles beanspruchten Teils des Kontinents nun unter britischer Kontrolle: Neufrankreich – um ein Vielfaches größer als das französische „Mutterland“ – könnte bald ihnen gehören. In Westafrika und auf den Kleinen Antillen in der Karibik haben sie den Franzosen wichtige Umschlagplätze für den transatlantischen Handel entrissen, die Schiffe der Royal Navy beherrschen die Weltmeere. Großbritannien ist 1759 so mächtig wie nie zuvor.

Und damit in einer äußerst vorteilhaften Position, um bei

künftigen Friedensverhandlungen, die den Siebenjährigen Krieg beenden werden, den größtmöglichen Gewinn für sich herauszuschlagen. Einem Krieg, in dem sich zwei Konflikte überschneiden: der Kampf der Briten gegen die Franzosen um Märkte und Regionen in Übersee und das Ringen um die Vorherrschaft im Herzen Europas zwischen Preußen – einem Alliierten Londons – und dem mit Frankreich sowie weiteren Staaten verbündeten Österreich.

Überall im Inselreich lodern die Freudenfeuer, läuten bei jeder neuen Triumphnachricht die Kirchenglocken. Die Briten feiern sich selbst und preisen Gott dafür, dass er ihre Nation großgemacht hat – Gott und William Pitt, Minister seiner Majestät für das „Southern Department“. Der hochgewachsene, schlanke Politiker mit der markanten Nase und der gewaltigen Stimme ist unter anderem zuständig für die Belange der britischen Kolonien und die Beziehungen zu Frankreich. Tatsächlich aber hat Pitt sich de facto zum Premierminister aufgeschwungen, eine Position, die es im britischen Staat offiziell noch gar nicht gibt. Pitts Genie und seiner Beharrlichkeit, so sehen es die meisten Briten, verdankt die Nation ihre neu gewonnene Stärke. Doch der Aufstieg des Inselreichs gelang

auch dank etwas, das nicht einmal der klügste Strategie planen kann: Glück.

Nur drei Jahre zuvor, 1756, jenem Jahr, in dem Pitt sein Amt antritt, ist das Kriegsglück noch fern und Großbritannien überall in Bedrängnis. Auf dem europäischen Kontinent bedroht Frankreich Kurhannover, das Stammeland des britischen Königshauses. In Nordamerika, wo Briten und Franzosen versuchen, einander strategisch bedeutende Forts abzunehmen, scheint sich eine Niederlage abzuzeichnen. Auch der Versuch, die Franzosen dort dauerhaft von den Nachschublinien aus Europa abzuschneiden, scheitert. Im Juni schlüpfen mehrere französische Schiffe im Nebel vor Neufundland durch die britische Seeblockade.

Die größte Schmach für London aber ist der Verlust der Baleareninsel Menorca, einem der wichtigsten Stützpunkte der Royal Navy. Mit mehr als 200 Kriegsschiffen ist die britische Marine der französischen zwar weit überlegen, dafür aber kann Frankreich viel mehr Soldaten aufbieten. Im April 1756 nimmt eine Flotte mit einer 15 000 Mann starken französischen Armee Kurs auf Menorca und belagert das Fort an der Hafeneinfahrt der Inselhauptstadt Port Mahon. London entsendet ein Geschwader unter dem Befehl von Admiral John Byng. In

einer Linie halten seine Schiffe auf jene des Gegners zu, um diese mit Breitseiten zu beschließen. Doch das Manöver misslingt. Beide Seiten eröffnen das Feuer, aber die französischen Schiffe sind schwerer bewaffnet. Auf den britischen Linienschiffen brennen die Planken, Männer gehen getroffen zu Boden. Bei einem Segler kracht ein Mast, von einer Kanonenkugel durchschlagen, an Deck. Das Schiff fällt zurück, weitere werden getroffen. Byng entscheidet sich schließlich zum Rückzug. Tage darauf ergibt sich der britische Befehlshaber auf Menorca den Franzosen.

Ein Debakel, für das ein Schuldiger schnell gefunden ist. Admiral Byng muss sich, zurück in der Heimat, vor einem Militärgericht verantworten, weil er nicht sein Äußerstes für den Sieg getan habe. (Später wird man ihn zum Tod verurteilen und hinrichten.) Der zuständige Minister für das Southern Department, Henry Fox, fürchtet, ebenfalls zum Sündenbock gemacht zu werden, und erklärt im Oktober 1756 seinen Rücktritt.

F

Für einen aber wird Britanniens Schande zur Chance: William Pitt. Der knapp 48-jährige Unterhausabgeordnete hat sich vor allem als wortgewaltiger Redner im Parlament einen Ruf als fähiger Politiker erarbeitet. Geschickt versteht er es, Stimmungen für sich zu nutzen. Durch lautstarke Kritik hatte er sich schon zuvor von der Kriegsführung der Regierung distanziert.

PITT WILL FRANKREICH in Übersee schlagen.
Eine riskante Strategie, da Großbritanniens Küsten dabei weitgehend unbewacht bleiben. Anfang 1759 planen die Franzosen eine Invasion (britische Werft, 1758)

Statt „unbritisch“ Geld und Truppen auf dem europäischen Festland zu verschwenden, hatte er argumentiert, solle Großbritannien für seine ureigenen Interessen in Amerika kämpfen – mit seiner „eigentlichen Streitmacht“, der Navy. Die Empörung über den Verlust Menoras lässt ihn nun für viele zum Hoffnungsträger aufsteigen. Im November ernennt König Georg II. Pitt in einer neu geformten Regierung zum Minister für das Southern Department. Der verkündet selbstbewusst: „Ich bin sicher, dass ich dieses Land retten kann, und niemand sonst kann es.“

Pitt verfolgt wie die anderen Minister des Kabinetts eine expansive Politik in Übersee, wo reiche Ressourcen und neue Märkte satte Gewinne versprechen. Seit einigen Jahren schon schöpfen die Briten ihren Nationalstolz zunehmend aus ihrem wachsenden Einfluss an fernen Gestaden

wie in Indien, der karibischen Inselwelt oder Nordamerika. Begeistert schmettern immer mehr Landsleute ein Lied, das 1740 erstmals aufgeführt wurde. „Rule, Britannia! Britannia, rule the waves“, heißt es darin, „Britannien, beherrsche die Wellen“. William Pitt greift diesen neuen Patriotismus auf, um Anhänger für sich zu gewinnen.

Das Engagement auf dem europäischen Kriegsschauplatz beschränkt London indes auf das Nötigste, schickt einige Kontingente zur Verteidigung Kurhannovers und Geld an das verbündete Preußen, sendet zudem seine Schiffe zu kurzen Attacken gegen französische Küstenorte, um den König in Versailles dazu zu zwingen, seine Truppen von den Schlachtfeldern im Herzen Europas



abzuziehen. Dabei wird es weitgehend bleiben.

Trotz seiner vollmundigen Ansage zum Amtsantritt fehlt es Pitt offensichtlich an einer Idee, wie er das Kriegsglück in Nordamerika zugunsten Großbritanniens wenden könnte. Grundsätzlich gilt es, die Besitzungen dort zu verteidigen und sich in eine möglichst starke Stellung für künftige Verhandlungen zu bringen. Doch Ende 1757 kann London noch keinen einzigen bedeutenden Sieg vorweisen.

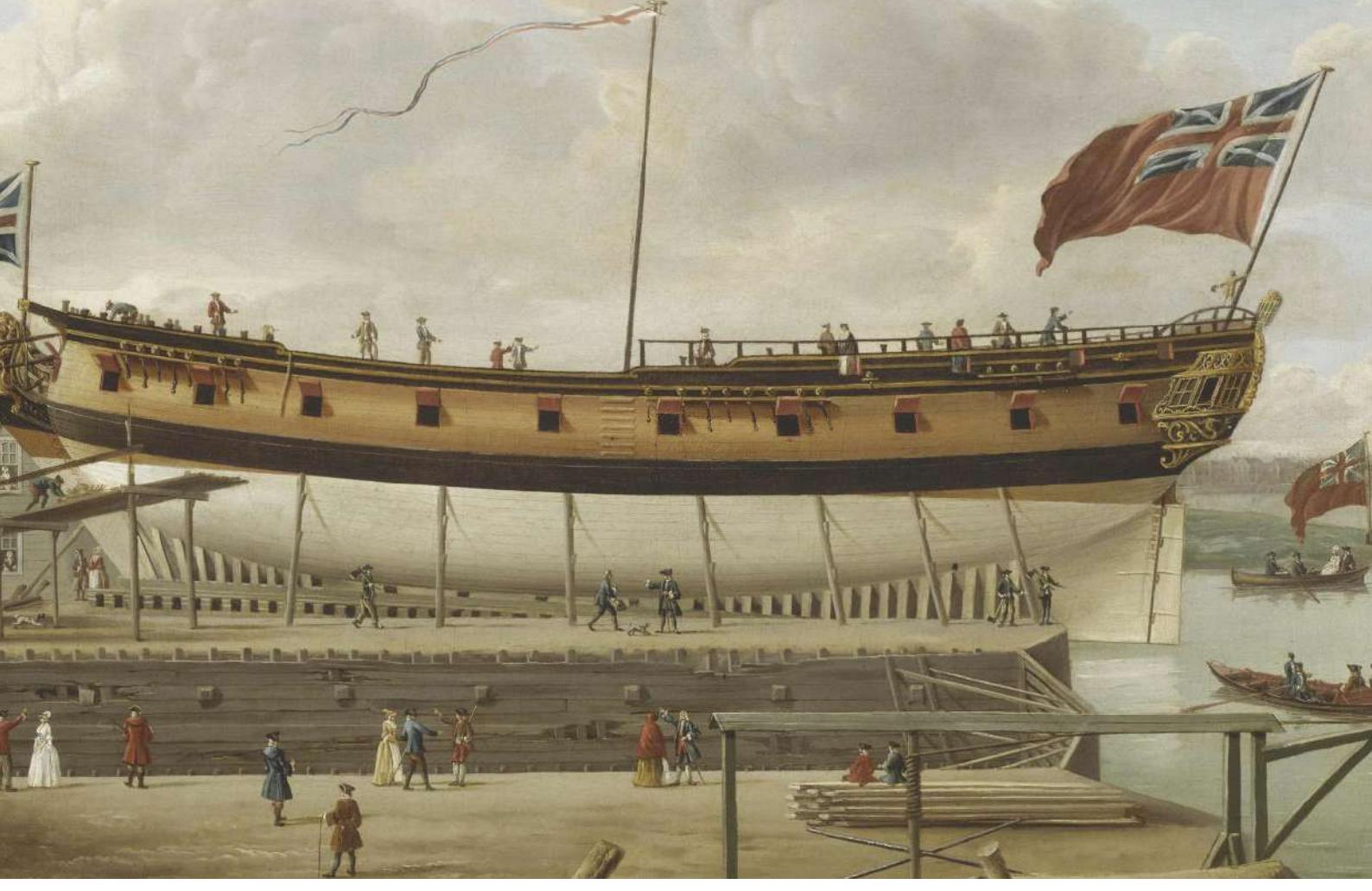
Die Franzosen für immer aus Neufrankreich zu vertreiben, darauf legt es in London wohl niemand an. Aber den Ministern ist klar: Um Frankreich so weit unter Druck zu setzen, dass es zu weitgehenden Zugeständnissen bereit ist, müssen sie kühner vorgehen. Im Dezember 1757

berät sich Pitt mit dem obersten Befehlshaber der Armee, dem Ersten Lord der Admiraltät, dem Schatzkanzler und weiteren Kabinettsmitgliedern. Gemeinsam entwerfen sie eine ehrgeizige Kampagne, einen umfassenden Angriff auf Frankreichs Herrschaft in Nordamerika. Britische Truppen sollen die Positionen ihrer Gegner in „Canada“, wie die Franzosen das zentrale Gebiet ihrer Besitzungen nennen, von zwei Seiten aus attackieren: Kleinere Einheiten sollen strategisch wichtige Forts im Ohio-Tal und am Lake Champlain einnehmen, also aus südlicher Richtung angreifen. Zugleich soll die Hauptarmee Louisbourg im Nordosten erobern. Die Festungsstadt bewacht die Einfahrt

in den Sankt-Lorenz-Golf und damit zum Sankt-Lorenz-Strom. Ist sie gefallen, soll die Armee in das Flusstal, das Herz Neufrankreichs, vordringen und dort die Kapitale Québec sowie das südwestlich davon gelegene Montréal besetzen.

Erstmals will Pitt auch voll ausnutzen, dass die Siedler in den britischen Kolonien Nordamerikas denen in Neufrankreich zahlenmäßig um ein Vielfaches überlegen sind. An die Gouverneure der Kolonien schreibt er, dass er sich von ihnen 25 000 Rekruten erhofft. Um sie zu gewinnen, verspricht Pitt, dass London, anders als bisher, die Kosten für die Bewaffnung und Verpflegung der Soldaten übernimmt.

Und noch während die Vorbereitungen für den Nord-



amerika-Feldzug laufen, plant Pitt, den Feind auch in weiteren Weltgegenden zu attackieren. So besitzen die Franzosen mehrere Stützpunkte in Westafrika, an denen sie von Menschenjägern verschleppte Afrikaner erwerben und auf Schiffe zum Weiterverkauf in die Karibik zwingen. Dort arbeiten die Verschleppten als Sklaven etwa auf den Zuckerrohrplantagen der französisch kontrollierten Insel Martinique. Das Geschäft mit Menschen und Zucker ist überaus lukrativ. Unternehmer haben Pitt daher gedrängt, Truppen zu senden: Denn mit der Einnahme der französischen Besitzungen in Westafrika und der Karibik würden die Briten nicht nur Frankreichs Wirtschaft empfindlich treffen, sondern könnten selbst zusätzliche Gewinne einstreichen. Im April 1758 erobern britische Truppen das Fort Saint-Louis an der Mündung des Flusses Senegal. Bald darauf sendet Pitt weitere Flotten gegen die weiter südlich gelegene Insel Gorée sowie gegen Martinique.

L

Langsam, aber merklich beginnt sich das Kriegsglück zu wenden, gelingt London ein Erfolg nach dem nächsten. Im August 1758 landet eine britische Armee nahe der nordfranzösischen Hafenstadt Cherbourg. Die Soldaten fallen in den fast nur von Milizen verteidigten Ort ein, zerstören die Befestigungsanlagen und erbeuten 22 Messinggeschütze. Triumphal werden die Kanonen durch den Londoner Hyde Park gezogen. Ende 1758 erobert die

von Pitt ausgesandte Flotte das westafrikanische Gorée. Die wichtigste Siegesmeldung aber kommt aus Nordamerika. Am 26. Juli 1758 fällt Louisbourg am Sankt-Lorenz-Golf, nach heftigem Beschuss durch Schiffe der Royal Navy. Der erste bedeutende Triumph im Siebenjährigen Krieg. Der Weg ins Zentrum Neufrankreichs ist nun offen.

Im November übernehmen die Briten auch das strategisch bedeutende Fort Duquesne im Norden des Ohio-Tals. Der siegreiche General benennt es nach William Pitt, später wird daraus die Stadt Pittsburgh hervorgehen. Doch der ganze Feldzug verläuft zäher als erwartet, für einen Angriff auf Québec ist es aufgrund des harten Winters schon zu spät.

Pitt, auch zuständig für die Kriegsführung in Amerika,

stützt sich bei der Planung maßgeblich auf den Rat militärisch erfahrener Männer. Eigentlich sollen die Kabinettsmitglieder eine Gruppe von Gleichen sein, nur dem König verantwortlich. Hemmungslos aber drängt Pitt sich in die Ressorts anderer Politiker wie des für die Beziehungen zu Preußen zuständigen Ministers für das „Northern Department“. Die lassen es oftmals geschehen, weil sie eingeschüchtert sind oder noch zögern, während Pitt schon handelt. So erringt er, wie ein britischer Diplomat in Preußen es nennt, „die führende Rolle in England“.

In Nordamerika hat sich die Lage inzwischen weiter zu Großbritanniens Vorteil entwickelt. Die Franzosen leiden unter Versorgungsmangel, nicht nur wegen der britischen Schiffe, die

WÄHREND IN DER HEIMAT
ein feindlicher Angriff droht, erobern die Briten im September 1759 Québec, die Kapitale der französischen Territorien in Nordamerika



DER GRÖSSTE
TRIUMPH der
Britten im Jahr 1759
bringt einen trag-
schen Helden hervor:
Kommandeur James
Wolfe stirbt beim
Angriff auf Québec

JAMES WOLFE



vor der Küste patrouillieren, um die Nachschublinien zu stören, auch wegen Korruption und einer schlechten Ernte. Zugleich sind mehrere indigene Gruppen wie jene der Irokesen-Föderation und die Delaware nicht mehr bereit, die Franzosen, wie zuvor, mit Tausenden Kämpfern zu unterstützen. Unter anderem, weil sie die Fremden für den Ausbruch einer verheerenden Pockenepidemie verantwortlich machen. Angesichts der desolaten Lage erhält der französische Oberbefehlshaber in Neufrankreich die Order, nur noch zu verhindern, dass die französischen Besitzungen dort vollständig verloren gehen. Die Regierung von Ludwig XV. will den Kampf in Europa entscheiden, hofft, dass der Einsatz der Briten in Übersee deren Heimatinsel gefährlich verwundbar macht.

Pitt und sein Kriegskabinett indes verfolgen eine andere Strategie. Schon im Dezember 1758 beraten sie über Pläne für einen erneuten Zangenangriff in Nordamerika – Québec soll endlich fallen. Das Kommando dafür erhält James Wolfe. Der 32-jährige Offizier ist ebenso selbstgefällig wie Pitt, rücksichtslos und todesmutig, dabei militärtaktisch begabt. Schon zuvor hat er sich auf dem Schlachtfeld in Nordamerika bewiesen.

Doch nur wenige Tage nachdem Wolfe am 14. Februar 1759 mit einer Flotte Richtung Canada aufgebrochen ist, muss Pitts Kriegskabinett zu einer Notsitzung zusammentreten. Es gibt beunruhigende Neuigkeiten. Die Franzosen bereiten eine Invasion vor. Versailles will London mit einem Angriff auf britischem Boden an den Ver-



handlungstisch zwingen. Das Vorhaben ist eine ernste Bedrohung für Großbritannien, das im eigenen Land kaum Soldaten stehen hat. Auch die meisten Schiffe sind in Übersee im Einsatz oder auf dem Weg dorthin. 21 bemalte Großsegler könne er aufbieten, sagt der Erste Lord der Admiraltät. Die bisherige Strategie, das Gros der eigenen Kräfte auf ferne Kriegsschauplätze zu konzentrieren, könnte sich nun als fataler Fehler erweisen. Auf jeden Fall, da ist man sich in der Runde einig, muss verhindert werden, dass der Gegner seine vor Brest, ganz im Westen der Bretagne, und im Mittelmeershafen von Toulon stationierten Flotten zu einer Streitmacht vereinen kann.

Kurz nach der Sitzung ergeht daher eine Order an den britischen Oberkommandierenden im Mittelmeer. Um jeden Preis muss er dafür sorgen, dass die Franzosen nicht die Straße von Gibraltar passieren. Bald erhält auch der Flottenführer des im südenglischen Torbay liegenden Geschwaders, Edward Hawke, neue Befehle. Er soll auslaufen und die französischen Schiffe in Brest bewachen, um „jeden möglichen Plan des Feindes zu vereiteln“, in England, Schottland oder das von London kontrollierte Irland einzufallen.

S

So vergehen die ersten Monate des Jahres 1759 für Pitt und seine Landsleute in höchster Anspannung, hin- und hergerissen zwischen Triumph und Bangen. Mit dem Warten auf Nachricht aus

ZWEI MONATE
nach dem spektakulären Sieg
von Québec
stellen britische
Schiffe in der
Schlacht von
Quiberon eine
französische
Flotte, die
Kurs auf Groß-
britannien
nehmen wollte

Nordamerika und der Karibik, wohin auf Pitts Befehl Ende des Vorjahres ein Geschwader aufgebrochen war. In Furcht davor, eine Invasionsflotte vor der britischen Küste zu sichten. Französische Soldaten in London, es wäre die ultimative Demütigung.

Die erste hoffnungsvolle Nachricht erreicht London im Frühsommer. Den Angriff auf Martinique hatten die britischen Truppen aufgegeben, zu unwegsam und gut befestigt schien ihnen die Insel. Dafür aber konnten sie den Franzosen das nahe gelegene und wirtschaftlich kaum weniger bedeutende Guadeloupe abnehmen.

Ende Juni landet Wolfe mit 22 großen Linienschiffen und fünf kleineren Fregatten nordöstlich von Québec. Der französische Oberbefehlshaber in Neufrankreich hat sich mit einigen Tausend Soldaten in der Stadt verschanzt. Rund 8000 Menschen leben in Québec, auf einer Landzunge, an der im Osten der Sankt-Lorenz vorbeiströmt und im Norden dessen Nebenfluss Saint-Charles. Auf der Landseite im Südwesten erhebt sich ein Plateau, die Abraham-Ebene.

Die Franzosen haben dort Mauern mit vorspringenden Bastionen errichtet. Sie sind zwar in einem schlechten Zustand, aber um sie zu berennen, müsste Wolfe seine Armee von rund 8500 Mann erst einmal sicher an den Geschützbatterien der Stadt vorbei über den Sankt-Lorenz-Strom lotsen und einen geeigneten Landeplatz finden.

Immer wieder versucht Wolfe in den folgenden Monaten, seine Soldaten gegen die Stadt in Stellung zu bringen. Unterdessen sinkt die Zahl der kampffähigen Männer stetig, durch Gefechte und durch Krankheiten. Unablässig lässt Wolfe seine Artillerie von einer am östlichen Flussufer gelegenen Anhöhe auf die Stadt feuern,



terrorisiert schließlich auch deren Umland, lässt seine Soldaten Gehöfte in Brand stecken, um die Verteidiger zum Aufgeben zu zwingen. Alles ohne Erfolg.

Während der britische Kommandant vor Québec zunehmend verzweifelt, feiern seine Landsleute in der Heimat Sieg um Sieg. Am 1. August 1759 kann eine britisch-kurhannoversche Armee, verstärkt durch Preußen und weitere Verbündete, nahe Minden an der Weser ein französisches Heer in die Flucht schlagen, das vorhatte, Kurhannover zu besetzen. Und Anfang September erreicht London die erleichternde Kunde, dass die Mittelmeerflotte der Royal Navy das französische Toulon-Geschwader nach einer

Verfolgungsjagd schließlich vor der Küste der portugiesischen Stadt Lagos geschlagen hat. Die Gefahr einer französischen Invasion ist damit deutlich gesunken. Vollständig gebannt aber ist sie nicht. Noch immer wartet die französische Flotte in Brest auf eine Chance, die britische Blockade zu durchbrechen.

Mitte September versucht Wolfe in Canada einen letzten Sturmangriff auf Québec, mehr Vabanquespiel als wohlüberlegtes Manöver. Kurz zuvor hat ihm wohl ein französischer Überläufer von einem nur schwach bewachten Abschnitt in der Verteidigung berichtet, an einer Bucht südwestlich der Stadt. Ist das die rettende Information oder eine Falschmeldung, die

MIT DER
ENTSCHEIDUNG
in der Bucht von
Quiberon trägt der
Flottenführer wesent-
lich zum Aufstieg
Großbritanniens zur
bedeutendsten See-
macht ihrer Zeit bei

EDWARD HAWKE





seine Truppen ins Verderben führt? Wolfe weiß es nicht, aber er ist bereit, alles zu riskieren, ehe der Winter kommt.

Am 13. September, im Dunkel der frühen Morgenstunden, gleiten britische Boote auf den Kiesstrand der Bucht. Tatsächlich treffen sie nur auf wenige, überraschte Wachen, die schnell überwältigt sind. Mit Wolfe an der Spitze rücken rund 4600 britische Soldaten auf die Abraham-Ebene vor. Der französische Kommandant befehligt etwa

ENDE 1759
beherrscht die Royal Navy die Weltmeere. Die Illustrationen dieses Blattes zeigen die bedeutendsten Erfolge im »Annus mirabilis«, dem »Wunderjahr« der Briten

ebenso viele Kämpfer. Doch die britischen Soldaten sind zu allem entschlossen, nehmen im gegnerischen Feuer diszipliniert in Reihen Aufstellung, schießen, gehen voran, halten, laden, schießen. Nach nur wenigen Minuten ergreifen die französischen Einheiten die Flucht. Wolfe, aus mehreren Schusswunden blutend, stirbt im Augenblick seines größten Triumphes. Der Kampf um die Hauptstadt Neufrankreichs ist entschieden.

Im Oktober erreicht die Nachricht London. Die Briten sind kaum noch zu halten, verfallen in patriotische Massenhysterie, bejubeln den tragischen Helden Wolfe und den führenden Minister Pitt. Am 21. Oktober hält der Geeierte eine Rede vor dem Unterhaus, in der er Großbritanniens Einnahme von Québec und Wolfs gleichzeitigen Tod mit Helden-erzählungen des Römischen Imperiums vergleicht.

Frankreich aber hält nach wie vor an seinem Plan fest, den Krieg gegen Großbritannien in Europa zu entscheiden. Am selben Tag, an dem die ersten Schiffe der britischen Blockadeflotte nach einem heftigen Sturm wieder den Hafen von Torbay verlassen, läuft auch das französische Geschwader aus Brest aus. Es schlägt einen Kurs entlang der Südküste der Bretagne ein, um Truppen für die Invasion an Bord zu nehmen. Die britischen Schiffe unter dem Kommando von Edward Hawke machen sich umgehend an die Verfolgung.

Am 20. November sichtern sie die Franzosen nahe der Bucht von Quiberon. Das Wetter ist schlecht, ein weiterer Herbststurm peitscht die See zu meterhohen Wellen empor. Die Franzosen versuchen zu fliehen, halten auf die Küstengewässer zu, in der Hoffnung, dass die Briten ihnen nicht in das Labyrinth aus Inseln, Riffen und Untiefen folgen. Doch wie Wolfe vor Québec setzt auch Hawke alles auf eine Karte. Gut 50 Großsegler drängen sich schließlich vor der zerklüfteten Küste in einem chaotischen Gefecht.

Erst die anbrechende Nacht zwingt beide Parteien zur Feuer-

pause. Als die Sonne aufgeht, erkennen die erstaunten Briten, dass das gegnerische Flaggenschiff in der Dunkelheit in ihrer unmittelbaren Nähe geankert hat. Es versucht noch zu entkommen, läuft dabei aber auf Grund. Bald darauf beginnen die Briten, es zu entern und zu plündern. Der französische Kommandant steckt das Schiff in Brand und flüchtet mit der Besatzung. Die Schlacht in der Bucht von Quiberon ist gewonnen. Die Franzosen haben fünf Schiffe und mehr als 2500 Mann verloren, rund siebenmal so viele wie die Briten. Frankreichs Marine spielt auf absehbare Zeit keine große Rolle mehr.

E

Erst Guadeloupe, dann Minden, Lagos, Québec, Quiberon. Eine kaum zu fassende Erfolgsserie. Manche Briten brauchen es offenbar schwarz auf weiß, hängen sich gerahmte Listen mit den bedeutendsten Siegen an die Wand. Im Jahr darauf ergibt sich Montréal ohne Widerstand. In der Folge fällt auch der Rest von Canada an die Briten.

Einmal noch schöpft Versailles kurz Hoffnung, als sich Spanien 1761 bereit zeigt, auf Seiten Frankreichs in den Krieg einzutreten. Pitt fordert sogleich einen Präventivschlag gegen Madrid. Doch seine Kabinettskollegen sind siegessatt und winken ab. Auch beim neuen König Georg III., der den Einfluss des Ministers eindämmen will, kann er sich nicht durchsetzen. Statt sich unterzuordnen, entschließt er sich zu einer dramatischen

Geste: Am 5. Oktober 1761 legt Pitt unter Protest sein Amt nieder. (1766 wird er ein letztes Mal ein hohes Staatsamt annehmen, sich aber von Krankheit geplagt und mit offenbar zerrütteten Nerven im Herbst 1768 wieder zurückziehen.)

Den Krieg gegen Spanien führt Großbritannien am Ende doch. 1762 entsendet London Truppen auf die Iberische Halbinsel, um seinen Verbündeten Portugal gegen einen Angriff der Spanier zu verteidigen. Mehr noch: Im selben Jahr erobert es die spanischen Überseestützpunkte Havanna auf Kuba und Manila auf den Philippinen.

Als sich der Siebenjährige Krieg dem Ende zuneigt und die erschöpften Gegner aufeinander zugehen, ist Großbritannien die führende Kolonialmacht, gibt es keine Seestreitkraft, die es mit der Royal Navy aufnehmen könnte. „Britannia, rule the waves“, was einst Ansporn war, ist nun Tatsache. Nicht als Ergebnis einer einheitlichen, globalen Strategie, sondern mehrerer Einzelentscheidungen, mit denen William Pitt und sein Kriegskabinett britische Soldaten und Schiffe gegen Frankreich schickten, wo immer es geboten schien – während die Franzosen sich im Kampf auf dem europäischen Festland und in Übersee verausgabten. Dabei hätten etwa die waghalsigen Aktionen der britischen Offiziere vor Québec und Quiberon spektakulär scheitern können.

Und so war es eben auch schlicht Glück, dass im Wunderjahr 1759, wie ein Zeitgenosse notiert, die Kirchenglocken in Britannien „abgenutzt waren vom Siegesläuten“. ◇

LITERATURTIPPS

FRANK MC LYNN

»1759 – The Year

Britain Became Master

of the World«

Spannende Darstellung des britischen Schicksalsjahrs (Vintage).

MARIE PETERS

»The Elder Pitt«

Kritischer Blick auf William Pitts Rolle im Siebenjährigen Krieg (Longman).



Lesen Sie auch »Aufstieg eines Imperiums« (aus GEOEPOCHE Nr. 74) über das Werden des britischen Weltreichs auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Nach einem maßgeblich von dem Politiker William Pitt betriebenen Ringen mit Frankreich in Übersee, steigt das britische Königreich bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges zur führenden See- und Kolonialmacht der Erde auf. Das Lied »Rule, Britannia!« aus jenen Jahren wird zu einer Art inoffiziellen Nationalhymne der Briten.

1729–1781

Gotthold Ephraim Lessing

ALS VERTRETER
einer Philosophie der
Menschlichkeit
macht sich Gotthold
Ephraim Lessing in
Zeiten des Krieges viele
Feinde. Der Dramati-
ker wird einer der
wichtigsten Vertreter
der Aufklärung in
deutschen Landen
(Porträt um 1767)

Der Dichter der Vernunft



Er ist erfüllt vom Geist der Aufklärung, will hinaus in die Welt und Theaterstücke schreiben: Gotthold Ephraim Lessing steht am Anfang seines Weges als Schriftsteller, als der Siebenjährige Krieg 1756 in sein Leben einbricht. Das Toben der Armeen fesselt fortan seine Gedanken. Und inspiriert ihn zu einem Werk, das ihn unsterblich machen wird: »Minna von Barnhelm«

TEXT: Peter-Matthias Gaede

IN SEINEM LUSTSPIEL »Minna von Barnhelm« feiert Lessing eine starke Frau und rechnet mit allem Militärischen ab. Der Berliner Kupferstecher Daniel Chodowiecki illustriert 1769 Szenen wie diese aus dem Bühnenstück

F

s ist das Jahr 1755, als Gotthold Ephraim Lessing wohl erstmals in seinem Leben das Gefühl bekommt, er habe das große Los gezogen. Die Gedankenwelt des wissbegierigen Dichters ist längst größer als die deutschen Lande, im Kopf ist er schon reichlich herumgereist. Nun aber eröffnet sich ihm endlich die Chance, die Welt da draußen auch wirklich zu erfahren. Der Leipziger Kaufmannssohn Christian Gottfried Winckler hat den ewig klammen Poeten als bezahlten Begleiter zu einer auf drei Jahre geplanten Europareise angeheuert. Der 26-jährige Lessing soll so etwas wie der Bildungsbeauftragte für den fünf Jahre jüngeren Spross aus wohlhabendem Hause sein; auch Übersetzer. Er spricht die Sprachen der Länder, in die es gehen soll, beherrscht Englisch, Französisch, Italienisch, dazu Spanisch. Am 10. Mai 1756 starten die beiden in Leipzig.

Ein Aufbruch in die Unbeschwertheit, wie es scheint. Doch das sieht nur kurz so aus. Ende August des Jahres, Lessing und Winckler sind da erst bis in die südlichen Provinzen der Vereinigten Niederlande gelangt, marschiert die preußische Armee in Kursachsen ein – und tritt damit los, was sich zum Siebenjährigen Krieg in Europa auswachsen wird. Winckler, der um seinen Besitz in der Heimat fürchtet, beschließt die Umkehr.

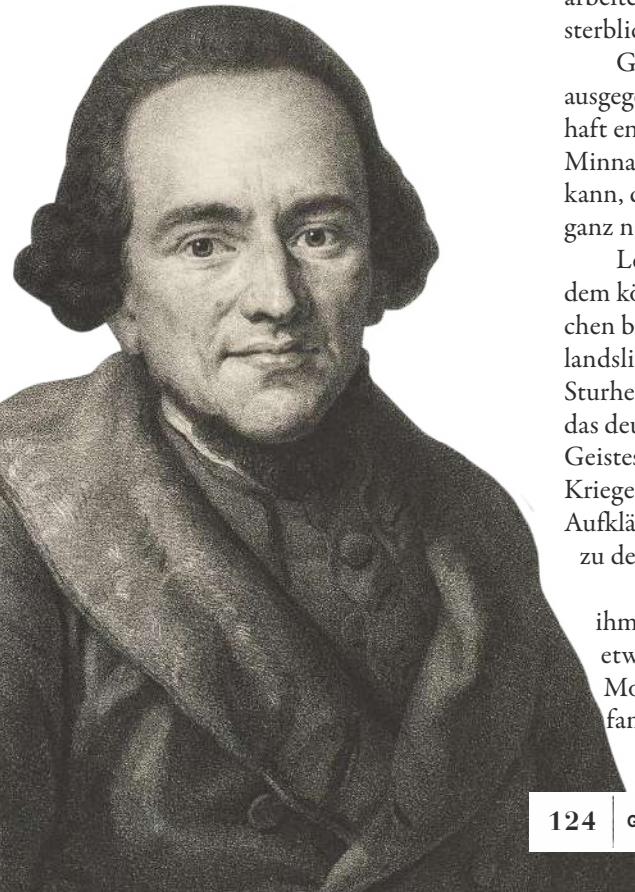
Ende September 1756 ist Lessing in Leipzig zurück und beklagt nicht nur „diesen unseligen Krieg“, sondern droht der treibenden Kraft in diesem Konflikt, dem preußischen König Friedrich II., „eine gewaltige Rechnung miteinander“ an. Da „nur er, er allein, die Schuld hat, dass ich die Welt nicht gesehen habe“. Ein ganz offensichtlich hilfloser Racheschwur, der aber zugleich klarmacht: Der Krieg arbeitet in Lessing. Und lässt ihn Jahre später jenes Werk schreiben, das ihn unsterblich machen wird: „Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück“.

Glück? Doch eher vom Unglück eines Soldaten handelt dieses als „Lustspiel“ ausgegebene Drama. Es ist die Geschichte von der Wiederbegegnung des unehrenhaft entlassenen Kriegsheimkehrers Major von Tellheim mit seiner Verlobten Minna von Barnhelm, die ihn aus seinen erlebten Traumata nur mühsam befreien kann, das aber schließlich schafft, indem sie seinen verletzten Stolz mit ihrer ganz natürlichen Menschlichkeit überwindet.

Lessings „Minna“ ist wie das Aufwachen aus patriotischem Rausch, der aus dem königstreuen Volk der Preußen ein Heer machen sollte, das seinem Monarchen bis ans Ende aller Tage folgt. Unterscheidet Liebe von der verlangten „Vaterlandsliebe“. Setzt auf die Wandlungsfähigkeit des Menschen, auf Toleranz statt Sturheit, auf Dialog statt Waffengeklirr: ein revolutionär neuer Ton, der nicht nur das deutsche Theater aufrüttelt. Lessing schreibt mit der „Minna“ Geschichte. Geistesgeschichte. Und wenn das 18. Jahrhundert nicht nur als Jahrhundert der Kriege in Europa in Erinnerung bleiben wird, sondern auch als Zeitalter der Aufklärung, der Vernunft, gar einer neuen Empfindsamkeit und einer „Freiheit, zu denken“, so hat es auch mit ihm zu tun.

Der Mensch, der alles sprengen wird, was sich seine frommen Eltern von ihm erwarten, wird am 22. Januar 1729 in der kleinen Stadt Kamenz geboren, etwa 35 Kilometer nordöstlich von Dresden in der Oberlausitz. Von jenem Moment, als Gotthold Ephraim, das dritte von zwölf Kindern der Pastorenfamilie Lessing, über das achteckige Taufbecken in St. Marien zu Kamenz

DER DICHTER
schätzt den Disput mit
Gleichgesinnten. Zu
seinen Freunden zählt
der jüdische Philosoph
Moses Mendelssohn
(unten)



Leipzig

IN DER MESSESTADT

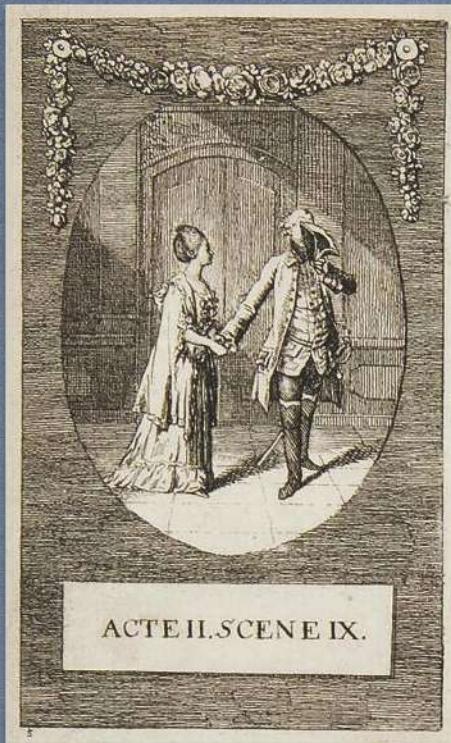
(unten) debütiert
Lessing 1748 als
»Komödienschreiber«.
Ist aber bald wieder
fort: Der Sohn eines
strenggläubigen
Lutheraners führt ein
unstetes Leben



SPÄTER ERNEUT
in Leipzig ansässig,
erlebt Lessing
die Besetzung
durch preußische
Truppen – eine
von mehreren
Kriegserfahrungen,
die in »Minna
von Barnhelm«
zusammenfließen



ÜBER FÜNF AKTE
lässt Lessing
Minna um ihren
Verlobten kämp-
fen, den verarmt
und versehrt aus
dem Krieg heim-
gekehrten Major
von Tellheim



Berlin

KEINE 20 JAHRE ALT
ist Lessing, als er
sich entschließt, als
freier Schriftsteller
zu leben – und erst-
mals in Preußens
Hauptstadt mit ihrer
Prachtstraße »Unter
den Linden« zieht



Der Vater? Hasst das Theater

gehalten wird, sind es nur wenige Jahre bis zu der Entdeckung, dass in dem Jungen besondere Talente schlummern. Die öffentliche Schule in Kamenz unterfordert ihn bald. Er wechselt nach einem glänzend absolvierten Aufnahmetest, der ihn gleich ein Trimester überspringen lässt, im Alter von zwölf Jahren an die kurfürstlich-sächsische Landesschule Meißen. Sie ist in einem ehemaligen Kloster untergebracht, bekannt für ihre rigiden Regeln. Das Essen dort ist derart karg, dass es zu Hungertumulten unter den Schülern kommt. Jede Konversation hat auf Latein zu erfolgen. Daneben stehen unter anderem Griechisch, Hebräisch, Französisch, Mathematik und Geografie auf dem Lehrplan, Lessing aber beginnt zugleich, sich auch privat mit Autoren der klassischen Antike zu befassen. Er übersetzt die Schriften Euklids, verfasst Gedichte.

Es ist ein erster Schritt, sich vom Wertekanon seines Vaters, eines orthodoxen Lutheraners, zu entfernen. Und dazu beigetragen haben vor allem zwei Männer: Johann Gottfried Heinitz, der freigeistige Rektor der Kamenzer Stadtschule, dem Lessings strenggläubiger Vater in inniger Feindschaft gegenübersteht – und ein Verwandter der Lessings, der Schriftsteller und Naturforscher Christlob Mylius. Heinitz will deutsche Dichtkunst im Lehrplan verankern, will Poetik unterrichten und das Drama zum Mittel der Bildung machen. 1743 aber beschließt er nach „hitzigen Zunötigungen“ von Lessings theaterfeindlichem, jedoch einflussreichem Vater den Abschied aus der Stadt. Mylius hingegen greift das in einem Spottgedicht auf und verhöhnt den Prediger, der vor „tausend frommen Mienen, und so viel Heuchlern auch“ von der Kanzel herabgeschrien habe, die Jugend werde vom Theater zum Laster verführt und dazu, nicht mehr auf Gottes Wort zu hören. Heinitz hat da im jungen Lessing längst das Interesse am Bühnenspiel erweckt. Und mit Mylius freundet sich der angehende Dramatiker später sogar an.

I

In seinem letzten Jahr auf der Fürstenschule, 1745, kommt der Krieg erstmals in Lessings Leben. Preußische Truppen besetzen Meißen während des Zweiten Schlesischen Krieges, die Schule wird zum Lazarett. In 26 der 52 Lebensjahre Lessings tobt irgendwo in Europa Schlachtenlärm; mal weiter entfernt, jetzt ganz nahe. Meißen wird Schauplatz von Plünderungen, 4000 Verwundete und Kranke müssen untergebracht werden. „Sie bedauern mit Recht das arme Meißen“, schreibt Lessing an seinen Vater, es sei eine „Totengrube“ voller „Gestank und Unflat“. Und „kein Ort erbärmlicher als unsere Schule“.

Zu seinem Glück erhält Lessing wegen herausragender Leistungen vorzeitig sein Abschlusszeugnis und kann sich 1746 an der Universität Leipzig einschreiben. Dass er sich dort für das Fach Theologie immatrikuliert, ist ein letzter Gefallen an den Vater, Poesie beschäftigt ihn deutlich mehr. Und das Theater.

Die Arbeit an einem ersten umfangreichen Stück, der Komödie „Der junge Gelehrte“, hat Lessing bereits in Meißen begonnen. 1748, er ist 19 Jahre alt, führt es eine angesehene Truppe in Leipzig auf. Und es ist von neuartiger Dramaturgie, macht keine Umstände mit langatmigen Entrees, kommentiert keine Szenen,

MIT DEM VERLEGER
und Schriftsteller
Friedrich Nicolai tauscht
Lessing Gedanken
über das zeitgenössische
Drama aus: Tragödien
etwa sollen die »Fähigkeit,
Mitleid zu fühlen,
erweitern«



sondern springt mitten in sie hinein. „Die Post ist also noch nicht da?“, lautet der erste Satz. Eine banale Alltagsfrage, kein Pomp mit Pauken und Trompeten. Eine Kunst des umstandslosen Beginns, für die Lessing noch berühmt werden wird.

Ab 1748, inzwischen an der Universität Wittenberg für ein Medizinstudium eingeschrieben, lebt er seine Leidenschaft für die Bühnenkunst in einer Art Studium generale aus: Vorlesungen in Poetik und Ethik belegt er dort, in Geschichte, griechischer Sprache und Literatur, und außer in Mathematik und Physik schließlich auch in Rhetorik. Der Abschluss: Magister der Freien Künste.

Ein „Komödienschreiber“ will Lessing werden, das steht nun fest. Er schreibt es als „dero gehorsamster Sohn“ an seine Eltern. Und Welterfahrung will er sammeln, direkte, nicht

LESSINGS FREUND

Ewald Christian von Kleist, selbst Dichter, fällt als preußischer Major 1759 im Krieg. Von ihm lässt sich Lessing zur Figur des Tellheim inspirieren



nur eine aus Büchern. Nur das werde ihn „zu einem Menschen machen“. Er wird zu einem unsteten Menschen. Wie er Studienfächer und Orte gewechselt hat, zu Leipzig und Wittenberg kommt Berlin, so versucht er sich, von Schulden geplagt, als Bibliothekar für einen Privatmann, hat den Plan, Assistent eines Professors in Göttingen zu werden, der sich ebenso wenig erfüllt wie der Traum von der Gründung einer Theaterzeitschrift.

Zugleich entstehen weitere Komödien, Lessing übersetzt den spanischen Dichter Calderón und Werke des Franzosen Voltaire, verfasst Gedichte und Fabeln, übernimmt die Redaktion des „Gelehrten Artikels“ der „Berlinischen Privilegierten Zeitung“ und der literarischen Beilage „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes“. Das befriedigt sein Interesse am „Disputieren“, an Satire, Spott und Dialogformen, das er bereits in mehreren eigenen Lustspielen mit Titeln wie „Die alte Jungfer“, „Die Juden“, „Der Misogyn“ oder „Der Freigeist“ ausgelebt hat.



Zu Lessings vielen Freunden und intellektuellen Austauschpartnern zählt da schon der gleichaltrige jüdische Philosoph Moses Mendelssohn. Der kosmopolitisch gesinnte Dichter macht sich längst auch für die rechtliche Gleichstellung der Juden und religiöse Toleranz stark, teilt mit Mendelssohn seine Vorfreude auf die ab 1755 bevorstehende Europareise und wird von diesem in einem Brief mit den Worten verabschiedet: „Streifen Sie umher. Lernen Sie tausend Narren kennen, um sie von noch größeren Narren auslachen zu lassen. Lernen Sie tausend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen.“

Umso größer ist Lessings Enttäuschung, als die Reise mit Winckler wegen des Kriegsausbruchs nach nur wenigen Monaten endet. Er fühlt sich betrogen. Schlimmer noch: Der Dichter, der Dispute lieber ohne Waffen ausgetragen sehen will, muss die Auswirkungen der Kämpfe aus nächster Nähe miterleben.

Im November bezieht die preußische Armee ihr Winterquartier in Leipzig; es wird zu einem Ort der Repression. Die hohen Abgaben, die der Bürgerschaft von den preußischen Besatzern Kursachsens in Silber und Gold abverlangt werden, eine Schattenwirtschaft aus Bestechungs- und Handgeldern sowie erzwungene Naturalienabgaben an die Armee ruinieren die zuvor wohlhabende 25 000-Einwohner-Stadt. 1757 kreisen Truppen der Reichsarmee Leipzig ein, um die Stadt von den Preußen zu befreien. Tore werden vermauert, Brücken zerstört. Zu einem Angriff auf Leipzig kommt es zwar nicht, aber die Bewohner der Stadt haben für Stroh, Holz, Kerzen, Suppe, Fleisch und Gemüse für die einquartierten Soldaten Friedrichs des Großen zu sorgen. Auch Lessing, der zunächst im Gasthaus „Feuerkugel“ am Neumarkt logiert, hat sich den knappen Raum mit ihnen zu teilen.

Von den Schlachten vor der Stadt berichten andere Autoren ausführlicher als Lessing; dass die Gemetzel ihn gänzlich unberührt lassen, ist aber unwahrscheinlich. Zugleich führt er eine lange Korrespondenz mit seinem Freund Moses Mendelssohn und dem Schriftsteller und Verleger Friedrich Nicolai über das zeitgenössische Drama fort. Lessing schreibt: „Die Bestimmung der Tragödie ist diese: Sie soll unsre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmut der aufgelegteste.“

Breslau

SCHIERE GELDNOT
treibt den Dichter 1760
in die schlesische
Metropole. Er dient
dort dem preußi-
schen Kommandanten
als Sekretär – und
erlebt, wie Teile der
blühenden Stadt in
Trümmer fallen



EMANZIPIERT
ist auch die zweite
Frau in Lessings
Lustspiel: Minnas
Kammermädchen
und Vertraute
Franziska, die
einem Mann einen
Heiratsantrag
macht





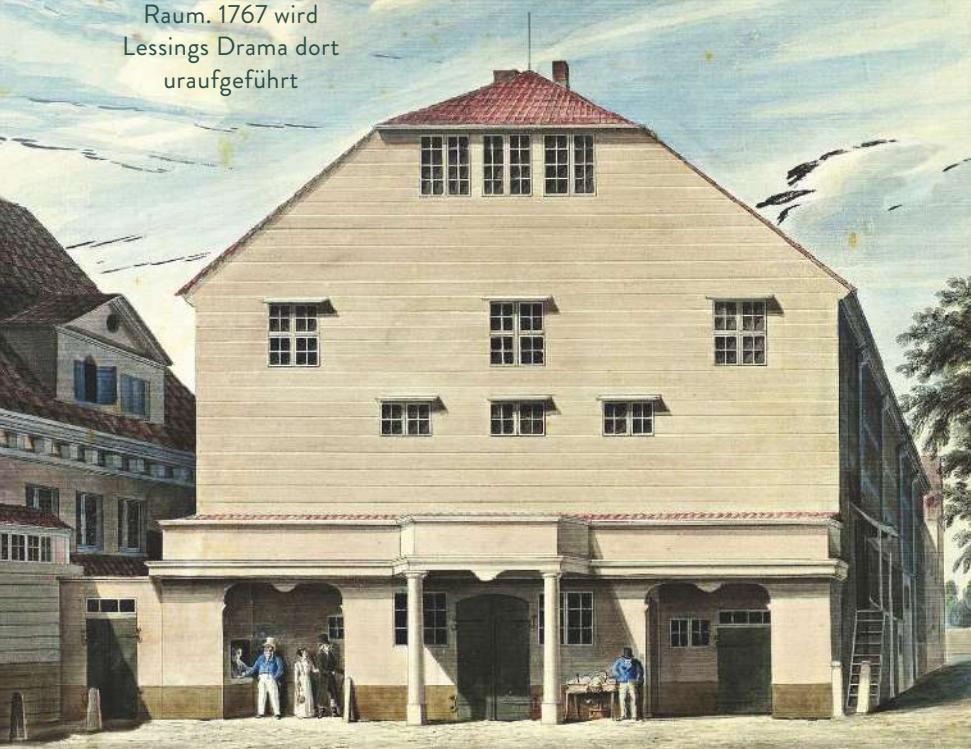
ANDERE LITERATEN

der Zeit begeistert »Minna von Barnhelm«. Den Zensurbehörden jedoch missfällt Lessings kriegskritischer Ton

Hamburg

IN DER STADT

an der Elbe steht das Nationaltheater (unten) an der Stelle der ältesten bürgerlichen Bühne im deutschsprachigen Raum. 1767 wird Lessings Drama dort uraufgeführt



Auf die Großmut des Christian Gottfried Winckler, der ihm zunächst trotz abgebrochener Europareise weiterhin Kost und Logis gestellt hat, kann sich Lessing am Ende seiner Leipziger Jahre allerdings nicht mehr verlassen. Es kommt zum Bruch mit dem Sachsen Winckler, als sich Lessing mit einem preußischen Besitzer anfreundet: dem Major Ewald Christian von Kleist, und als er weitere preußische Offiziere zu einer Tischgesellschaft lädt. Lessing findet sich in einer prekären Situation.

Und zwischen allen Fronten. Einerseits bezeichnet er sich als „unparteiischsten Menschen“, schreibt, „machen Sie, dass bald Friede wird“. Andererseits intensiviert er das Zwiegespräch mit dem ihm seit 1755 bekannten Friedrich-Verehrer und Kriegsenthusiasten Johann Wilhelm Ludwig Gleim, gibt dessen „Grenadierlieder“ sogar in einem Sammelband heraus; Hymnen auf den preußischen Feldherrn, nicht selten gepaart mit martialischen Visionen von brutaler Vernichtung des Feindes. Bis ihm, der doch nach eigener Empfindung „ein Weltbürger sein sollte“, die drastische Entmenschlichung von Russen, Ungarn, Franzosen in Gleims Gedichten zu viel wird. „Der Patriot überschreit den Dichter zu sehr“, lässt er Gleim wissen. Schon 1749 hat er schließlich geschrieben: „Ich bin kein Freund allgemeiner Urteile über ganze Völker.“

Nur: Da ist eben die Geldnot des Denkers und Dichters. Schlimm schon deshalb, weil Lessing auch eine obsessive Neigung zum Glücksspiel hat. Und auch sein Trauerspiel „Philotas“, ein kritisches Stück über Kriegsheldentum, verfasst und 1759 uraufgeführt in Berlin, wohin Lessing von Leipzig zieht, ändert nichts an seinen finanziellen Kalamitäten. Mit Geistesgrößen mag er reichlich verkehren, sich mit Shakespeare befassen und

Weltbürger, nicht Patriot ist Lessing

eine Sophokles-Biografie planen, gar zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt werden, kommt aber zu dem Schluss, „dass man nicht bloß den Kopf, sondern, nach dem dreißigsten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse“. Er will endlich einen festen Lohn.

So heuert er, der Kriegsverächter, ohne Abschied von seinen Berliner Zirkeln zu nehmen, im November 1760 als Sekretär des preußischen Generalleutnants Friedrich Bogislav von Tauentzien im schlesischen Breslau an. Geht dorthin, wo sich der Siebenjährige Krieg entscheiden wird, zumindest auf dem europäischen Kontinent. Mitte 1761 finden Kämpfe in den Vorstädten Breslaus statt. Nach starkem österreichischen Artilleriebeschuss liegen Teile der reichen und schönen Stadt, einst als „Blume Europas“ bezeichnet, in Trümmern.

Lessing ist fortan nicht nur für sämtliche Dienstkorrespondenz Tauentziens zuständig: chiffrierte und im Klartext verfasste Amtsbriefe an den preußischen König; Meldungen über Verhaftungen, Verhöre von Kriegsgefangenen, Deserteure; Gesuche zu Munitionsbeschaffung; Nachrichten zu Bewegungen gegnerischer Truppen. Er erhält auch Einblick in die Methoden preußischer Kriegsfinanzierung, zu der drastische Währungsmanipulationen gehören.

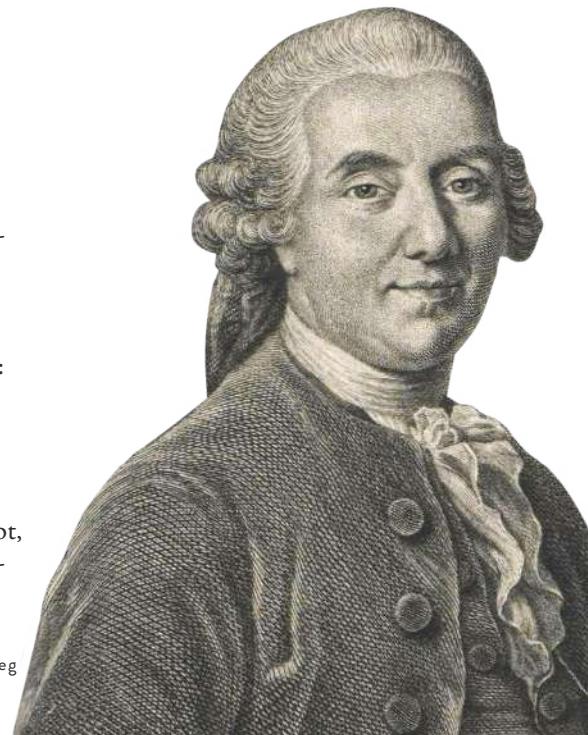
Notgedrungen ist er auch zugegen, als Tauentzien zu einer der aufwendigsten und verlustreichsten Belagerungsaktionen des gesamten Krieges aufbricht: der Eroberung der etwa 50 Kilometer südwestlich von Breslau gelegenen Festung Schweidnitz. 15-jährige Soldaten sind dabei, Männer, deren Hunger so übermächtig ist, dass sie Pferdeäpfel nach Gerstenkörnern durchsuchen. Am 9. Oktober 1762, nach zwei Monaten des Widerstands, kapitulieren die österreichischen Verteidiger der Festung; Lessing gehört zu denen, die sehen können, was die Granaten, Vollkugeln und Bomben angerichtet haben.

K

Kein Jahr später ist der Krieg vorbei. Für Lessing jedoch nicht: „Minna von Barnhelm“ wird seine Abrechnung mit dem Militär, mit Autoritätshörigkeit, Kadavergehorsam. Er wird das Stück erst 1767 veröffentlichen, aber auf 1763 zurückdatieren. Es soll illustrieren, was Kriege aus Menschen machen, selbst wenn die Waffen schweigen. Vier Erfahrungen Lessings gehen in seine „Minna“ ein: Er hat Kriegskrüppel gesehen. Er weiß von dem strikten wie fatalen Helden- und Ehrbegriff der Soldaten, von den Aufrufen der Offiziere zur Todesverachtung. Er hat gelernt, mit welch brachialen Methoden ein Krieg finanziert wird. Und er betrauert den Tod seines Freundes Kleist, Dichter und Offizier, 1759 in der Schlacht von Kunersdorf schwer verwundet, einige Tage später gestorben: ein weiteres Opfer für König und Vaterland aus den Reihen des Adels, von klein auf zu Gottesfurcht und „Hass gegen die Weichheit“ erzogen, wie es ähnlich 1717 schon der Vater Friedrichs II. dekretiert hatte.

Dieser Kleist, davon gehen schon Lessings Zeitgenossen aus, ist die Vorlage für den Major von Tellheim, jenen verwundeten, seelisch und, wie er selbst glaubt, auch sozial zerstörten Kriegsheimkehrer in preußischen Diensten, den der Dichter

ALS VEREHRER
des preußischen Königs
Friedrich II. verfasst
Johann Wilhelm Ludwig
Gleim martialische
Kriegslyrik. Dafür
erntet er von seinem
Bekannten Lessing
letztlich scharfe Kritik



ter auf die liebende Minna von Barnhelm aus Kursachsen treffen lässt. Mit ihr tritt eine gerade 21 Jahre junge mutige und selbstbewusste Frauenfigur in die Literatur, die sich frei macht von Konventionen, die fern von höfischem Pomp und alten Frontverläufen agiert, die auch neckisch sein kann und im Morgenmantel empfängt. Die über gekränkten Stolz und Männlichkeitsattitüden siegt, Trösterin ist und Erweckerin. Schlauer als die Unterwürfigen, bereit, noch in „schlechten“ Menschen die „gute Seite“ zu suchen.

Paradierende Soldaten tauchen in der „Minna“ als „Drechslerpuppen“ auf. Und „die Großen“? „Sehr entbehrlich“, sagt Minna, „niemals waren sie es mehr als jetzt.“ Wie auch alle Männer, „die nur immer ihr stieres Auge auf das Gespenst der Ehre heften!“ Und jede Frau, „die sich nicht schämet, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit

eines Mannes zu verdanken“. Das gute Ende: Minna und ihr verwundeter Held bekommen sich und beweisen damit, was selbst in Zeiten gesellschaftlicher Verwerfungen geschehen kann, wenn Herz und Vernunft eingeschaltet werden.

Goethe, ohnehin davon überzeugt, Lessing sei „der höchste Verstand“, empfindet die „Minna von Barnhelm“ als glückliche Öffnung „in eine höhere, bedeutendere Welt“ der Dichtkunst, die Zensurbehörden tun das mitnichten. Lessing erfährt das, als die Uraufführung des Stücks 1767 in Hamburg, wo er inzwischen wohnt, auf Geheiß des preußischen Gesandten zunächst verboten wird. Offenbar sind dem Beamten die kritischen Untertöne gegen den Kriegsstaat suspekt.

Da ist Lessing aber längst in andere Kontroversen verstrickt. Anhaltend streitet er mit der lutherischen Geistlichkeit, namentlich mit dem Hamburger Hauptpastor von St. Katharinen, Johann Melchior Goeze, über die freie Meinung in Glaubensdingen, gegen das Deutungsmonopol der Kirche und kirchliche Zensur, gegen die vermeintliche Wahrheit der Offenbarung. Er setzt ihr den einfachen Anspruch einer Philosophie der Menschlichkeit entgegen. Und die Befreiung der Wissenschaften von den Vorgaben der Theologie. Er verkehrt mit Physikern, Ärzten, Anwälten, Orientalisten, mit Optikern, Architekten und Verlegern.

Theater in Frankfurt, Wien, Leipzig, Berlin spielen die „Minna“ dann doch, sie wird ins Französische, Englische, Dänische übersetzt. Es passt zu Lessing, der von sich sagt, dass er keine Liebe zum Vaterland empfinde, auch wenn er ja vor allem dort eine Erneuerung der gesamten Literatur erreichen, eine neue Moral in das Theater bringen will, einen ethischen Sinn. Und: Empathie als Grundlage kompetenten Urteilens, Theater zu einem Ort des Mitleidens machen, das will Lessing unbedingt. „Der einzige Fehler eines tragischen Dichters ist dieser, dass er uns kalt lässt“, schreibt er. Und gegen seine Zeit formuliert er: „Wenn Pomp und Etiquette aus Menschen Maschinen machen, so ist es das Werk des Dichters, aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen.“



Aber wohin mit seinem eigenen Menschsein, wenn es nicht nur Genie sein soll? Kann er lieben, während er mit „Emilia Galotti“ und „Nathan der Weise“ weitere Werke der Weltliteratur schafft und, immer wieder knapp bei Kasse, schließlich sogar seine 6000 Bücher umfassende Bibliothek verkaufen muss?

1769 bietet Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel Lessing eine Stelle als Bibliothekar in der europaweit bekannten Bibliotheca Augusta an. Der Dichter nimmt sie an. Sieben Jahre später heiratet er Eva König, die Witwe eines seiner Freunde. Am Weihnachtstag 1777 gebiert sie den Sohn Traugott, der aber bereits zwei Tage später stirbt. Am 10. Januar 1778 stirbt auch die Mutter. Lessing hat noch drei Jahre zu leben, Asthma-Anfälle plagen ihn, 1781 bricht er zusammen. Am Abend des 15. Februar verglüht seine physische Existenz nach einem Infarkt (des Herzens oder des Gehirns ist heute nicht mehr zu sagen) in Braunschweig.

In Hamburg an der Elbe, wo man bereits die Uraufführung der „Minna“ verhindern wollte, wird jede Presseveröffentlichung über die Trauerfeier für einen der größten Dichter der Epoche der Aufklärung vom Senat untersagt. Zu sehr hatte der für religiöse Toleranz eintretende Lessing in seiner kurzen Zeit in der Hansestadt die Gemüter der Autoritäten erzürnt. ◇



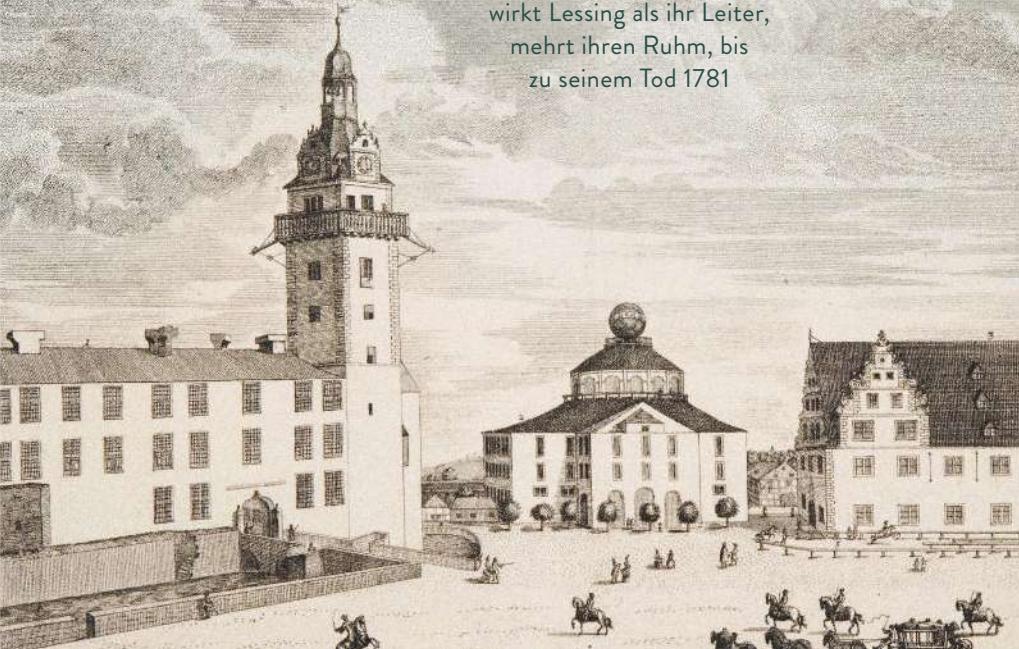
EIN GUTES ENDE:

Nach etlichen
Wirrungen finden
Minna von
Barnhelm und ihr
seelisch verwun-
deter Verlobter
wieder zusammen



Wolfenbüttel

EUROPAWEIT BERÜHMT
ist die Bibliotheca Augusta
(unten, Gebäude in der
Mitte) am Wolfenbütteler
Schlossplatz. Elf Jahre
wirkt Lessing als ihr Leiter,
mehrt ihren Ruhm, bis
zu seinem Tod 1781



LITERATURTIPPS

FRIEDRICH VOLLHARDT

»Gotthold Ephraim Lessing –

Epoche und Werk«

Umfangreiche Studie zu

allen Facetten des

Aufklärers (Wallstein).

CHRISTIAN TAUSCH

»Sieben Jahre Krieg –

Gotthold Ephraim Lessing
zwischen 1756 und 1763«

Guter Überblick zu

Lessing in jenen turbulenten

Jahren (Arbeitsstelle für

Lessing-Rezeption).



Lesen Sie auch »Die Leiden des
jungen G.« (aus GEOEPOCHE
Nr. 79) über Lessings
Dichterkollegen Goethe auf
www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Während auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges Soldat um Soldat fällt, treiben Geistesgrößen wie Gotthold Ephraim Lessing die Ideen der Aufklärung voran. In seinem nach Kriegsende entstandenen Lustspiel »Minna von Barnhelm« stellt der Dramatiker Herz und Verstand über Ehre und Etikette – das bahnbrechende Werk wird zu einem der meistgespielten Stücke der deutschen Literatur.

1763

Kriegsende

ENDLICH

MIT OPULENTEN Feuerwerken
wie hier auf der Seine vor der
Place Louis XV (heute Place de
la Concorde) in Paris feiern
die Menschen an vielen Orten
Europas 1763 das Ende des
Siebenjährigen Krieges



FRIEDEN!

Die Schlachten sind geschlagen, die Kräfte nach Jahren des militärischen Ringens erschöpft. Und so kommen die beteiligten Mächte überein, den Krieg zu beenden. Verhandelt werden zwei Frieden: In Paris diskutieren Großbritannien, Frankreich, Spanien und Portugal vor allem über außereuropäische Belange und legen ihre Beschlüsse am 10. Februar 1763 vor. Auf Schloss Hubertusburg folgen Preußen, Österreich und Kursachsen fünf Tage später. Hier wie dort gibt es einen deutlichen Sieger



GEORG III.

Der britische König, während des Krieges 1760 auf den Thron gelangt, und sein Empire sind die großen Gewinner des Friedens von Paris. Nahezu alle im Laufe der Kämpfe in Nordamerika, der Karibik, in Afrika und Indien eroberten Gebiete bleiben auch danach im Besitz der Briten (Gemälde von Nathaniel Dance, um 1773)



LUDWIG XV.



TEXT: *Anja Fries*

IE MENSCHEN IN PARIS können es kaum fassen: Ein Friedensschluss zwischen Großbritannien und Frankreich steht bevor! Endlich wollen die beiden Großmächte jenen teuren und verlustreichen Krieg beenden, den sie offiziell seit 1756, de facto aber schon länger, um die Vorherrschaft in Übersee austragen. Ein Kampf, der Frankreich bereits Zehntausende Soldaten, große Teile seiner Kriegsflotte und Territorien in Nordamerika, Afrika und Asien gekostet, das Königreich nach ersten Triumphen gefährlich nah an den Staatsbankrott geführt hat. Einige Vorverhandlungen hat es schon gegeben. Als nun am 9. September 1762 die eigentlichen Friedensgespräche beginnen, gibt es kein Halten mehr in den Straßen und Gassen der Stadt an der Seine. Feuerwerk und Feiern allerorten.

Ganz anders die Stimmung auf Schloss Hubertusburg. Die Jagdresidenz des Kurfürsten von Sachsen liegt ungefähr auf halber Strecke zwischen den Hauptquartieren der ver-

feindeten Preußen und Österreicher in Leipzig und Dresden. Als hier am 30. Dezember 1762 die Verhandlungen beginnen zum Frieden zwischen Berlin und Wien sowie zwischen Berlin und dem sächsischen Kurfürstentum, das die Preußen seit 1756 besetzt halten, ist von Euphorie nichts zu spüren, gibt es keine Festlichkeiten. Allzu offensichtlich sind auch die Folgen der Kämpfe: Friedrich II. hatte das prachtvolle Schloss im Jahr zuvor von seinen Männern plündern lassen, um seine leeren Kriegskassen aufzufüllen – mit dem Verkauf von Kunstwerken, Mobiliar, Geschirr, Parkettholzböden, Kupfer vom Dach, sogar mühsam abgekratztem Blattgold und Tapeten. Nur notdürftig ist das Anwesen wieder hergerichtet.

An zwei Stätten, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten, also verhandeln Abgesandte fortan, wie es um die Mitte Europas und weite Teile der Welt künftig bestellt sein soll. Diskutieren die wohl bedeutendste Neuordnung der Verhältnisse seit dem Westfälischen Frieden, der 1648 den Dreißigjährigen Krieg beschlossen hat. Und an beiden Orten werden Entscheidungen gefällt: Am 10. Februar 1763 beendet der Frieden von Paris die Zwistigkeiten zwischen Frankreich und seinem Verbündeten Spanien mit Großbritannien und dessen Alliierten Portugal. Fünf Tage später legen Preußen und Österreich sowie Preußen und Kursachsen mit dem Frieden von Hubertusburg ihre Verhandlungsresultate vor. (Russland und Schweden hatten zuvor schon jeweils einen Separatfrieden mit Friedrich II. geschlossen.)

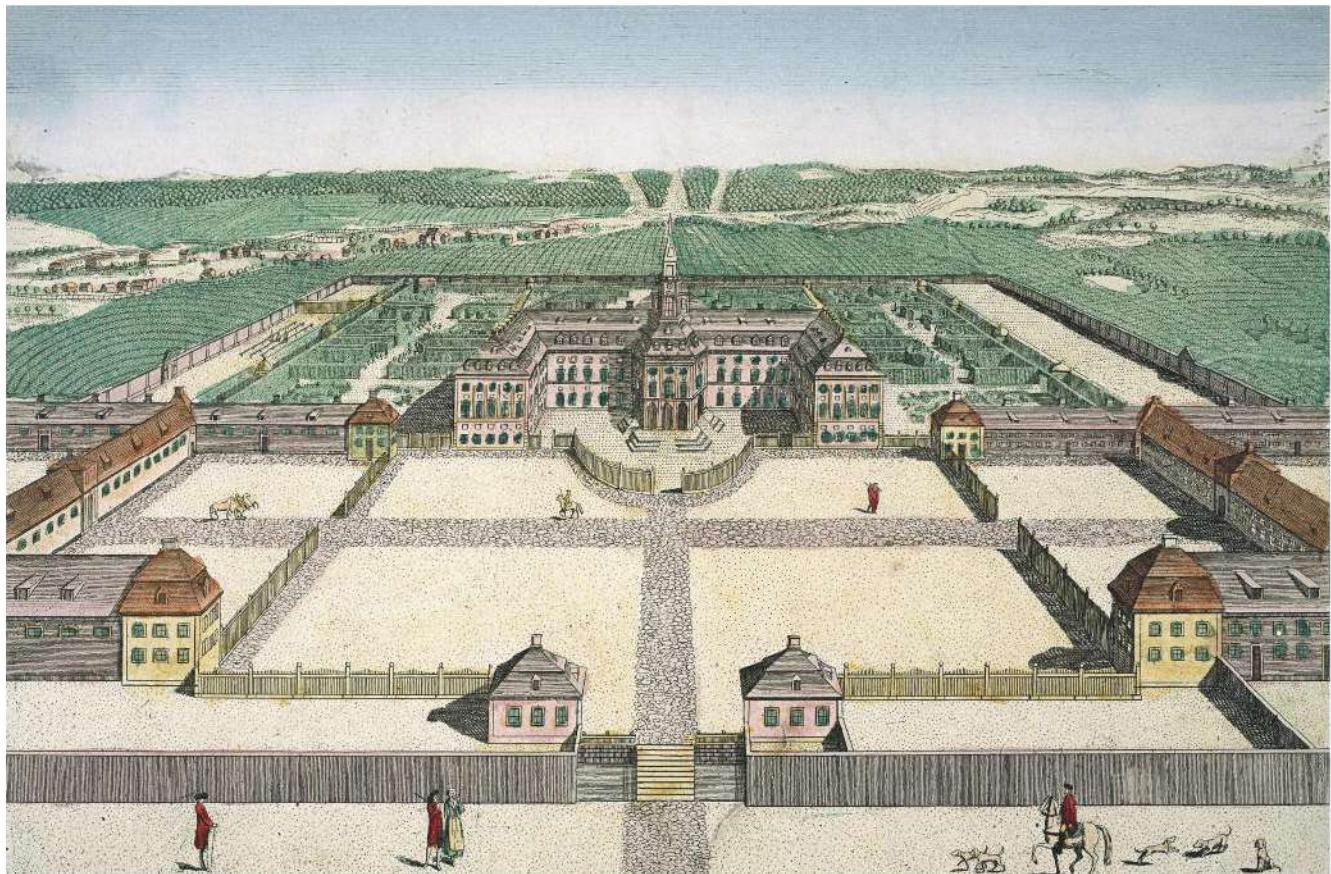
Und so grundverschieden wie die Orte der Abkommen, die französische Kapitale und das derangierte Jagdschloss eines deutschen Kurfürsten, so sehr unterscheiden sich auch die Verträge.

Der Frieden von Paris regelt das Ende der Kampfhandlungen zwischen den beteiligten Königreichen, den Austausch von Gefangenen und Geiseln, vor allem aber sorgt er für gewaltige Gebietstransfers: Frankreich verliert seine sämtlichen in Nordamerika beanspruchten Territorien, ein Areal um ein Vielfaches größer als das Königreich in Europa selbst. Dabei fällt alles östlich des Mississippi an die Briten; der Teil westlich des Flusses hingegen, das hatte bereits ein Geheimabkommen vom November des Vorjahres festgelegt,

soll an die Spanier gehen. Die französischen Siedler in den „Canada“ und „Acadia“ genannten Gebieten am Sankt-Lorenz-Strom und dem gleichnamigen Golf, die fortan unter britischer Herrschaft stehen, dürfen weiterhin ihre katholische Religion praktizieren; und die Franzosen behalten Fischereirechte im benachbarten Teil des Atlantiks, bekommen dazu als Stützpunkte die kleinen Inseln Saint-Pierre und Miquelon vor Neufundland – ihre nunmehr einzigen territorialen Besitzungen in Nordamerika.

Von den im Krieg verlorenen Karibikinseln erhält König Ludwig XV. Guadeloupe, Martinique und Saint Lucia zurück, in Westafrika das für den Handel mit afrikanischen

ALS DIE ABGESANDTEN der Preußen, Habsburger und Kursachsen Ende 1762 auf Schloss Hubertusburg zu ihren Beratungen zusammenkommen, ist die Jagdresidenz des sächsischen Kurfürsten schwer vom Krieg gezeichnet. Friedrich II. hatte sie im Jahr zuvor plündern lassen (Ansicht um 1770)



Sklaven bedeutende Eiland Gorée, in Indien jene Fakturen, die es dort bereits zum Anfang des Stichjahres 1749 besessen hat, außerdem Belle-Île an der Südküste der Bretagne. Es hätte schlimmer ausgehen können für Frankreich – kaum besser aber für Großbritannien. Nebst dem französischen Nordamerika östlich des Mississippi sichert es sich die Inseln Dominica, Saint Vincent, Grenada und Tobago in der Karibik, in Westafrika die Gegend um die Senegalmündung und in Indien das gesamte Bengal.

Menorca, jene starke Inselfestung der Royal Navy im Mittelmeer, die die Franzosen im Juni 1756 eingenommen hatten, fällt wieder an die Briten. Außerdem müssen die Franzosen sich komplett vom Territorium des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation zurückziehen, also auch aus Kurhannover, dem Stammland des britischen Königs, und aus den preußischen Gebieten am Niederrhein.

Spanien erhält das erst im August 1762 von den Briten eroberte Havanna auf Kuba wieder, muss dafür aber Florida an London abtreten. Nicht dezidiert im Vertrag genannt,

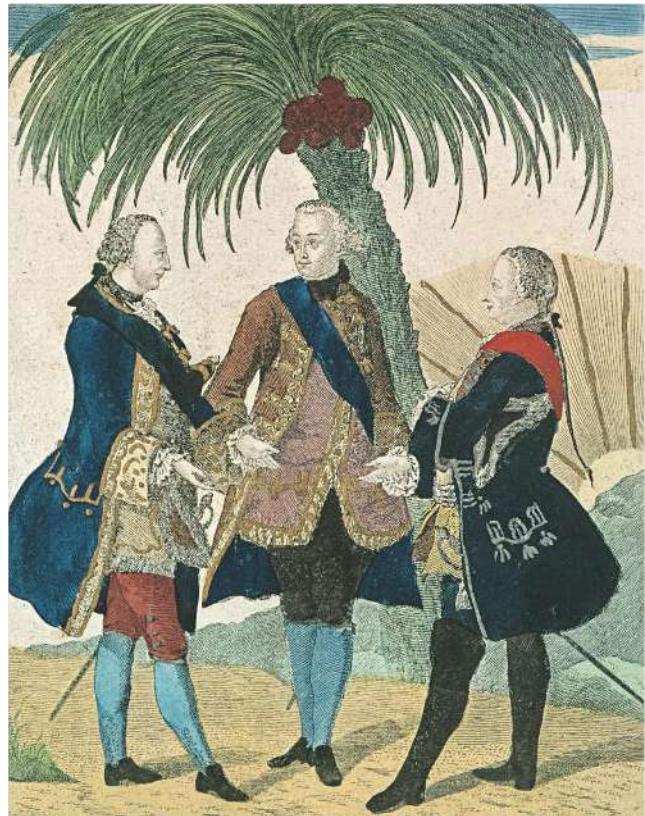
aber dennoch durch dessen Bestimmungen geregelt ist die Rückgabe von Manila an die Spanier. Die Nachricht über die Einnahme der Hauptstadt der Philippinen am 6. Oktober 1762 trifft tatsächlich erst nach Abschluss des Friedens von Paris in Europa ein.

In seiner Gesamtheit zementiert der Vertrag den bereits während des Siebenjährigen Krieges erfolgten Aufstieg Großbritanniens zur unangefochtenen See- und Kolonialmacht der Welt.

AUCH IM KRIEGSVERSEHRTEN Schloss Hubertusburg wurde über Ländereien debattiert. Das Ergebnis ist indes weit weniger spektakulär. Alle Gebiete, die Preußen bereits vor 1756 besessen hat, wird es weiterhin besitzen. Das wohlhabende Schlesien, das sich Friedrich II. 1740–1742 vor allem aus ökonomischen Gründen angeeignet hat, bleibt bei Preußen. Und selbst das Bestreben der Österreicher, zumindest die von ihnen besetzte Grafschaft Glatz zurückzubekommen, die Friedrich seinerzeit gleich miterobert hatte, obwohl sie gar nicht zu Schlesien, sondern zu Böhmen gehörte, wird von preußischer Seite abgeschmettert. Das Kurfürstentum Sachsen erhält keine Entschädigung für sieben Jahre Okkupation, Plünderung und Verwüstung, erlangt aber immerhin seine Souveränität zurück. Damit gehört auch das Heilige Römische Reich, das aufseiten Österreichs und des sächsischen Kurfürsten gegen Preußen gekämpft hatte, zu den Siegern – zumindest ideell. Denn Friedrich II. hatte die Ordnung des altehrwürdigen Staatengebildes durch seinen Überfall auf Kursachsen am 29. August 1756 empfindlich gestört. Nun ist die Ordnung wiederhergestellt.

Den Habsburgern, seinen erbittertsten Gegnern, sichert Friedrich als einziges Entgegenkommen zu, in seiner Rolle als Kurfürst von Brandenburg dem ältesten Sohn von Maria Theresia und Kaiser Franz I. bei dessen Wahl zum designierten Nachfolger als Oberhaupt des römisch-deutschen Reiches seine Stimme zu geben.

So wie der Gewinner von Paris Großbritannien ist, heißt der von Hubertusburg Preußen. Unangefochten und gefestigt steht es fortan als fünfte Großmacht Europas neben Russland, Österreich, Großbritannien und Frankreich. Friedrich II. lässt seinen Verhandlungsführer wissen: „Es ist doch ein gutes Ding, um den Frieden, den wir abgeschlossen haben, aber man muss sich das nicht merken lassen.“



BEREITS IM MAI 1762 haben sowohl Russland als auch Schweden Separatfrieden mit Preußen geschlossen. Die vormaligen Gegner Friedrichs II. verhandeln daher nicht mit in Hubertusburg (Allegorie mit den Herrschern der drei Reiche)

Tatsächlich ist der Preis für Preußens „gutes Ding“ enorm. Allein auf dem europäischen Schauplatz hat der Siebenjährige Krieg, so schätzen Historiker, über eine Million Menschenleben gefordert, etwa ein Drittel davon Zivilisten. 15 Schlachten hat Friedrich II. geschlagen. Die meisten davon hat er verloren oder zumindest nicht deutlich für sich entscheiden können. Vor allem der preußischen Propaganda ist es zu verdanken, dass der Mythos vom unbeugsamen Kriegerkönig dauerhaft verfängt.

Genaue Zahlen über die Opfer gibt es nicht. Der König selbst berichtet, die Preußen hätten im Siebenjährigen Krieg 180 000 Gefallene zu verzeichnen, mehr als die Hälfte des ursprünglich 5500 Mann zählenden Offizierskorps sei am Ende tot oder verwundet. Manche Adelsgeschlechter sind im Mannesstamm nahezu ausgelöscht. Ähnlich hoch dürften die Verlustzahlen auf Seiten der Russen, Franzosen, Österreicher und Briten sein.

LITERATURTIPPS

MARIAN FÜSSEL

»Der Siebenjährige Krieg«
Der Konflikt inklusive seines Endes, kompakt erklärt
(C. H. Beck).

KLAUS-JÜRGEN BREMM

»Preußen bewegt die Welt – Wie eine Großmacht entsteht«
Gut lesbar (wbg).

JOSEPH II.



Mag nach dem tausendfachen Sterben nun Frieden herrschen – der Krieg bringt neue Eruptionen hervor. In Nordamerika stemmen sich die Indigenen gegen die Beschlüsse von Paris (siehe Seite 142). In Europa hat sich Preußen auf Kosten vor allem der Habsburger konsolidiert – Österreich muss sich den Führungsanspruch im Heiligen Römischen Reich fortan mit ihm teilen. Auch deshalb wird das mittelalterliche Staatengebilde mit dem Kaiser an der Spitze keine 50 Jahre mehr überdauern. Immerhin: Friedrich II. stimmt, wie im Frieden von Hubertusburg versprochen, bei der Wahl der Kurfürsten 1764 für den Sohn der österreichischen Herrscherin Maria Theresia als künftigen Kaiser. Bereits im Jahr darauf tritt Joseph II. nach dem Tod seines Vaters Franz I. das Amt an.

Friedrichs Gegenspielerin in Wien verteidigt die Macht des Hauses Habsburg noch auf eine andere Art: Indem sie mehrere ihrer insgesamt 16 Kinder an die Höfe Europas verheiratet, verbindet sie ihre Familie mit einigen der einflussreichsten Dynastien der Epoche. Ihre Tochter Maria Antonia gibt sie dem Kronprinzen von Frankreich zur Frau, der dort 1774 als Ludwig XVI. den Thron besteigt. Frankreich ist finanziell angeschlagen, nicht zuletzt durch die Kosten und Verluste des Krieges. Das alte Adelsregime steht in der Kritik, das Volk leidet unter Misswirtschaft und Hunger.

1789 entlädt sich der Unmut der Menschen in der Französischen Revolution. Und Maria Antonia, besser bekannt unter ihrem französischen Namen Marie-Antoinette, endet wie ihr Ehemann vier Jahre später durch das Fallbeil der Revolutionäre in Paris.

Aber noch eine weitere Umwälzung befeuert der Siebenjährige Krieg. Als Großbritannien nach Kriegsende versucht, seine immensen Ausgaben für die Kämpfe durch Steuererhöhungen in seinen nordamerikanischen Besitzungen auszugleichen, verschärfen sich bereits vorhandene Spannungen mit den Siedlern. Die Kolonisten an der Ostküste rebellieren – und 1776 führt ihr Aufstand zur Unabhängigkeitserklärung von 13 britischen Kolonien in Nordamerika von Großbritannien.

Den Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten verliert die britische Obrigkeit: maßgeblich weil das im Siebenjährigen Krieg unterlegene Frankreich die Abtrünnigen unterstützt hat. Genau 20 Jahre nachdem der Frieden von Paris Großbritannien zur größten Kolonialmacht der Erde geformt hatte, muss das Empire bei einem erneut in ebenjener Stadt geschlossenen Abkommen auf fast alle seine Territorien in Nordamerika verzichten, die es dort schon vor dem Siebenjährigen Krieg besessen hat, dazu das riesige Hinterland bis zum Mississippi. (Den Briten bleiben

Ab 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, regiert er in Österreich an der Seite seiner Mutter Maria Theresia. Friedrich II. hatte in Hubertusburg zugesichert, seine Wahl zum zukünftigen Reichsoberhaupt zu unterstützen (Anton von Maron, 1775)

Neufundland, Neuschottland und das vormals französische Canada – aus denen das heutige Kanada hervorgehen wird.)

Maria Theresia, die Friedrich II. die Stirn geboten hat, erlebt das meiste davon nicht mehr. Die Erzherzogin von Österreich und Königin von Böhmen und Ungarn stirbt am 29. November 1780 im Alter von 63 Jahren in Wien. Ihre Nachfolge in den habsburgischen Ländern tritt ihr Sohn Kaiser Joseph II. an. In Potsdam notiert ihr langjähriger preußischer Rivale fast versöhnlich: „Sie hat dem Thron und ihrem Geschlecht Ehre gemacht.“

Der Monarch, der seine Nachbarn mehrfach mit Krieg überzogen hat, stirbt kinderlos und 74-jährig am 17. August 1786 in Potsdam. Nicht durch das Gift, das der zu Suizid gedachten neigende König stets bei sich trug, oder die Kugel eines gegnerischen Geschosses, wie er es sich in seinen dunkelsten Stunden bei Kunersdorf gewünscht hatte. Sondern geplagt von Altersschwäche. Und schwerer Krankheit.

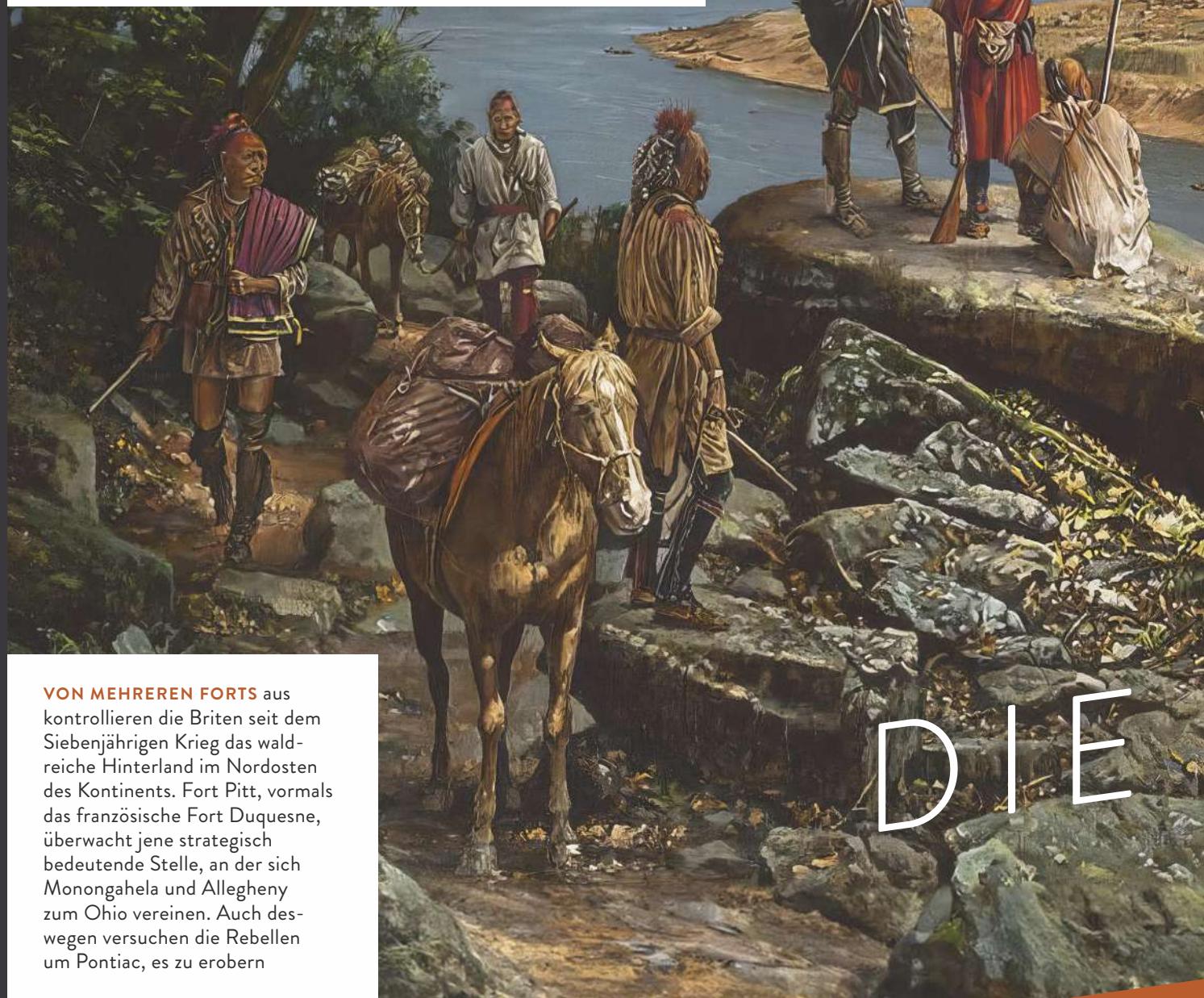
Ein Schatten seiner selbst. ◇

FRIEDRICH II.

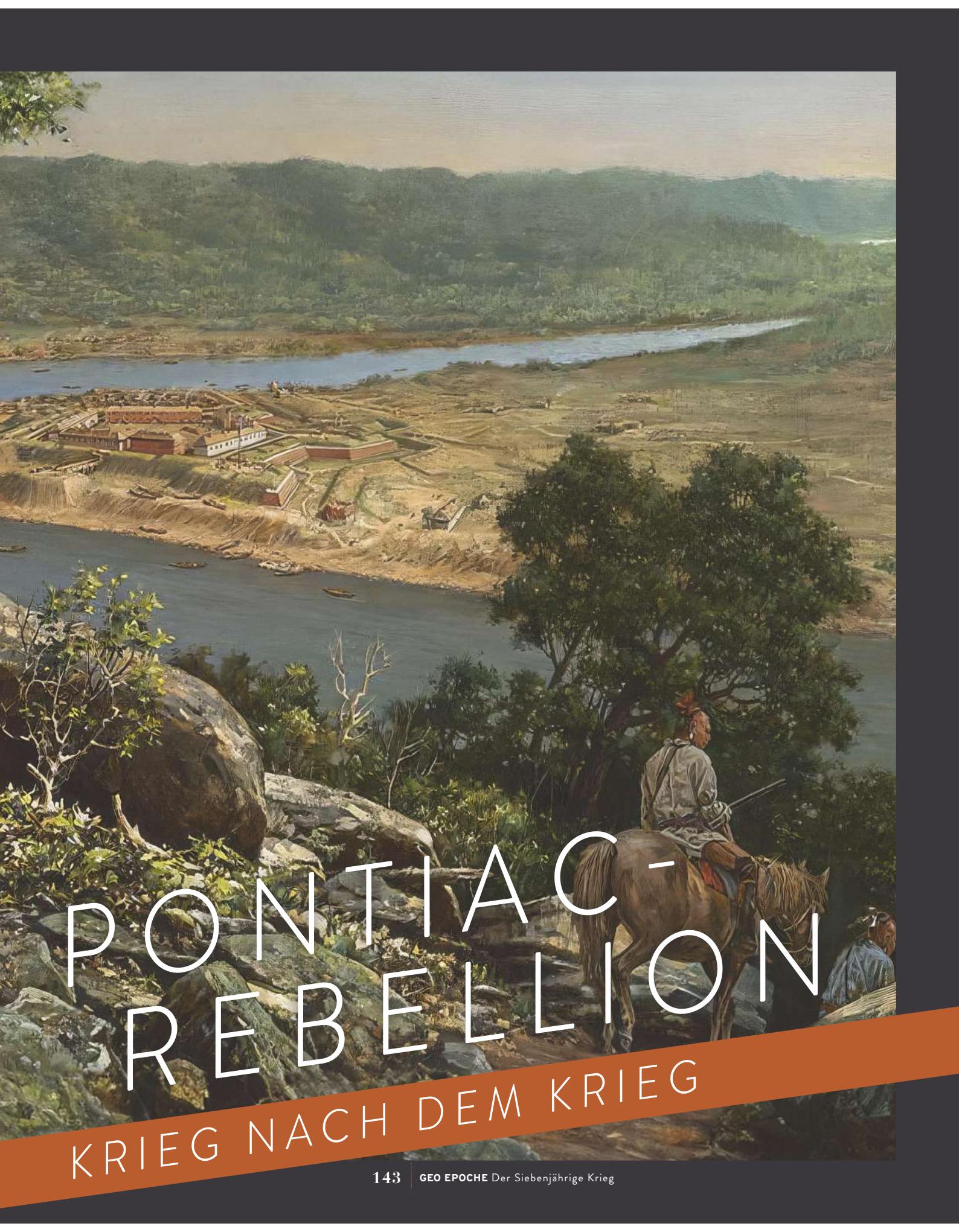


Der Frieden von Hubertusburg spricht dem Preußenkönig endgültig das einst habburgische Schlesien zu, Entschädigungen an das sieben Jahre lang geplünderte Kursachsen muss Berlin nicht zahlen. Friedrich II., der den Krieg 1756 in Europa entfacht hat, triumphiert

Als die Indigenen der Region um die Großen Seen Nordamerikas vom Friedensschluss der Europäer im fernen Paris erfahren, der ihr angestammtes Land den Briten zuschlägt, wagen sie den Aufstand. Angeführt von Pontiac, einem charismatischen Krieger aus den Reihen der Odawa, schließen sie sich zusammen. Zu einer Erhebung mit dramatischen Folgen



VON MEHREREN FORTS aus kontrollieren die Briten seit dem Siebenjährigen Krieg das waldreiche Hinterland im Nordosten des Kontinents. Fort Pitt, vormals das französische Fort Duquesne, überwacht jene strategisch bedeutende Stelle, an der sich Monongahela und Allegheny zum Ohio vereinen. Auch deswegen versuchen die Rebellen um Pontiac, es zu erobern



PONTIAC- REBELLION

KRIEG NACH DEM KRIEG

TEXT: Sebastian Kretz ILLUSTRATIONEN: Robert Griffing

URALT WEYMOUTH KIEFERN und Balsamtannen verströmen ihren würzigen Duft, als die Wachsoldaten von Fort Michilimackinac an diesem Junimorgen 1763 den Sonnenaufgang über dem Huronsee betrachten. Neben den etwa 35 Männern der Garnison leben noch etliche Händler hier in diesem winzigen Außenposten der britischen Krone mitten in der Weite Nordamerikas.

Gerade einen Hektar festgetretener Erde umgeben die Palisaden aus haushohen, angespitzten Holzstämmen, einige Blockhäuser und eine kleine Kirche. Dabei hat das Fort strategische Bedeutung: Es kontrolliert eine Wasserstraße zwischen zwei der fünf Großen Seen, dem Huron- und dem Michigansee – und damit die Bewegungen von Waren und Menschen auf einem der wichtigsten Verkehrswege im Nordosten des amerikanischen Doppelkontinents.

Die Soldaten sind daher sofort alarmiert, als sie vormittags am Waldrand beobachten, wie sich immer mehr Männer aus dem Schatten der Bäume lösen. An die 100 müssen es sein, dazu Dutzende Frauen, gehüllt in weite Decken. Es sind Ojibwe, von den Briten meist Chippewa genannt, die in der Gegend leben. Beunruhigt blicken sich die Soldaten auf ihrem quadratischen Wachturm an; auf einen von ihnen kommen beinahe drei Krieger. Doch soweit sie es aus der Entfernung ermessen können, sind die Ankömmlinge unbewaffnet, die Männer tragen lediglich armlange Holzstöcke mit kleinen, aus Tiersehnen geknüpften Netzen an der Spitze.

Die Wachposten sind erleichtert. Wie die Ojibwe es zuvor angekündigt hatten, sind sie nur gekommen, um auf der Freifläche vor dem Fort Baggataway



MIT WAMPUM-GÜRTELN wie diesem halten im Nordosten Amerikas indigene Gemeinschaften ihre wichtigsten Verträge und Bündnisse fest. Auch Pontiac nutzt solche Dokumente, um Gefolgsleute für seine Sache zu gewinnen



zu spielen, eine Mischung aus sportlichem Kräftemessen, kriegerischer Übung und Belustigung der Zuschauenden.

Schon teilen sich die Männer in zwei Mannschaften auf, an die 50 Spieler auf jeder Seite. Jedes Team wird nun versuchen, einen kleinen Lederball an einen bestimmten Baum auf der Seite der gegnerischen Mannschaft zu schleudern, den diese wiederum entschlossen verteidigt. Als die Kugel zu Spielbeginn in die Luft geworfen wird, jagen die Teams aufeinander los, als schlügen sie eine Schlacht. Die Wachsoldaten beobachten das Treiben vom Turm aus. Ihr Kommandant tritt für einen besseren Blick sogar vor die Palisaden.

Auch die Ojibwe-Frauen schauen dem Spiel zu, wandern mal hierhin, mal dorthin, schlendern schließlich durch das offene Tor ins Fort, verteilen sich nahe dem Durchgang. Gegen Mittag schleudert ein Spieler plötzlich den Ball in hohem Bogen über die Palisaden. Was wie ein Versehen aussieht, ist in Wahrheit ein geheimes Kommando zum Angriff.

Sofort stürmen alle Ojibwe-Männer auf das Fort zu. Kaum haben sie das Tor passiert, ziehen die dort wartenden Frauen Tomahawks und Musketen mit abgesägtem Lauf unter ihren Umhängen hervor und verteilen sie an die Krieger. Derart schnell überrennen die Angreifer die verblüfften Soldaten, dass diesen

JEDES ZEICHEN auf dem aus Schnüren und farbigen Perlen gewebten Streifen hat eine Bedeutung. Erst die Kombination der Symbole ergibt die Botschaft, etwa die Nachricht von einer Kriegserklärung

keine Zeit zur Gegenwehr bleibt. Wenige Minuten später liegen 15 leblose Körper in roten Infanterieröcken auf der Erde; die restlichen Verteidiger und etliche britische Händler werden von den Ojibwe gefangen genommen – ihnen droht ein grausamer Tod. Auch der Kommandant wird verschleppt.

Die Ojibwe treibt eine mächtige Vision an. Sie folgen Pontiac, einem



charismatischen Krieger und Anführer der Odawa (englisch Ottawa), der eine neue Religion propagiert, nach der die Indigenen Nordamerikas die britischen Soldaten und Siedler, die sich immer mehr ihrer Heimat bemächtigen, vertreiben müssen. Vielerorts an den Großen Seen hat Pontiac Krieger zum Aufstand bewegt, er selbst belagert gerade mit 850 Mann das mächtige Fort Detroit zwischen dem Lake Saint Clair und dem Eriesee.

Pontiacs Allianz scheint zu gelingen, was wohl niemand in New York, London, Paris, Wien oder Berlin für möglich gehalten hätte: Sie zwingt die Briten in die Knie, eine europäische Großmacht, die über eine Vielzahl an Segelschiffen, Musketen und Kanonen verfügt und in deren Kolonien an der Ostküste Nordamerikas rund eine Million Siedler leben. In wenigen Wochen haben die Aufständischen acht britische Stützpunkte erobert, Londons Soldaten kontrollieren an den Großen Seen nun nur noch drei Forts.

„Pontiac's Rebellion“, wie man die Erhebung später nennen wird, ist eine direkte Folge – und Fortsetzung – des Siebenjährigen Krieges in Nordamerika. Sie wird einen Prozess beschleunigen, dessen Ausgang den Lauf der Welt für

immer verändern wird: die Entfremdung jener Kolonien, aus denen dereinst die Vereinigten Staaten von Amerika hervorgehen werden, von Großbritannien. Und nichts, so wirkt es im Juni 1763, kann die indigenen Rebellen aufhalten.

DIE REGION, AUS DER PONTIAC und seine Verbündeten die Briten vertreiben wollen, erstreckt sich vom heutigen Illinois am Südende des Michigansees etwa 700 Kilometer nach Osten bis in die Gegend von Fort Pitt, dem späteren Pittsburgh, und von Fort Michilimackinac am Übergang vom Michigan- zum Huronsee rund 700 Kilometer in den Süden bis etwa zum heutigen Indianapolis. Durch die dichten Wälder, die die Wassermassen der Großen Seen umgeben, streifen Elche, Wölfe und Schwarzbären. Viele der indigenen Gruppen hier sprechen Varianten der Algonkin-Sprachen. Sie können sich untereinander verständigen, leben aber verstreut in dem gewaltigen Gebiet und haben sich auch nicht – wie sechs der östlich der Seen siedelnden Irokesen-Gemeinschaften – zu einer Konföderation zusammengeschlossen. Die meisten von ihnen leben in Siedlungen an den Ufern von Flüssen oder Seen, einige legen Maisfelder an, errichten aber keine festen Häuser, sondern wohnen in Zelten.

Im frühen 17. Jahrhundert drängen die ersten Franzosen in die Gegend, vor allem wegen der Biberpelze. Indigene wie die Ojibwe oder Odawa versorgen die Europäer mit den begehrten Fellen, aber auch mit Fleisch, Fisch oder Kanus aus Birkenrinde, die sie in den bald entstehenden Forts gegen Messer, Äxte, Musketen, Alkohol und Tabak eintauschen.

Etwa ein Jahrhundert lang gehören die Großen Seen zu „La Nouvelle-France“ (Neufrankreich), wie die Franzosen ihre Besitzungen in Nordamerika nennen, die um 1750 im Norden beinahe bis zum Polarkreis und im Süden bis zum Golf von Mexiko reichen. Dann aber besetzen die Briten während des Siebenjährigen Krieges weite Teile davon. Im Frieden von Paris 1763 gehen von dem riesigen Territorium alle Gebiete östlich des Mississippi, wozu auch die Großen Seen gehören, schließlich formal an die Briten über. (Alles westlich davon muss Frankreich dem verbündeten Spanien überlassen.) Die indigenen Gruppen der Großen Seen sind auf der Konferenz, die den Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich um die Vorherrschaft in Übersee beendet, nicht vertreten (siehe Seite 134).

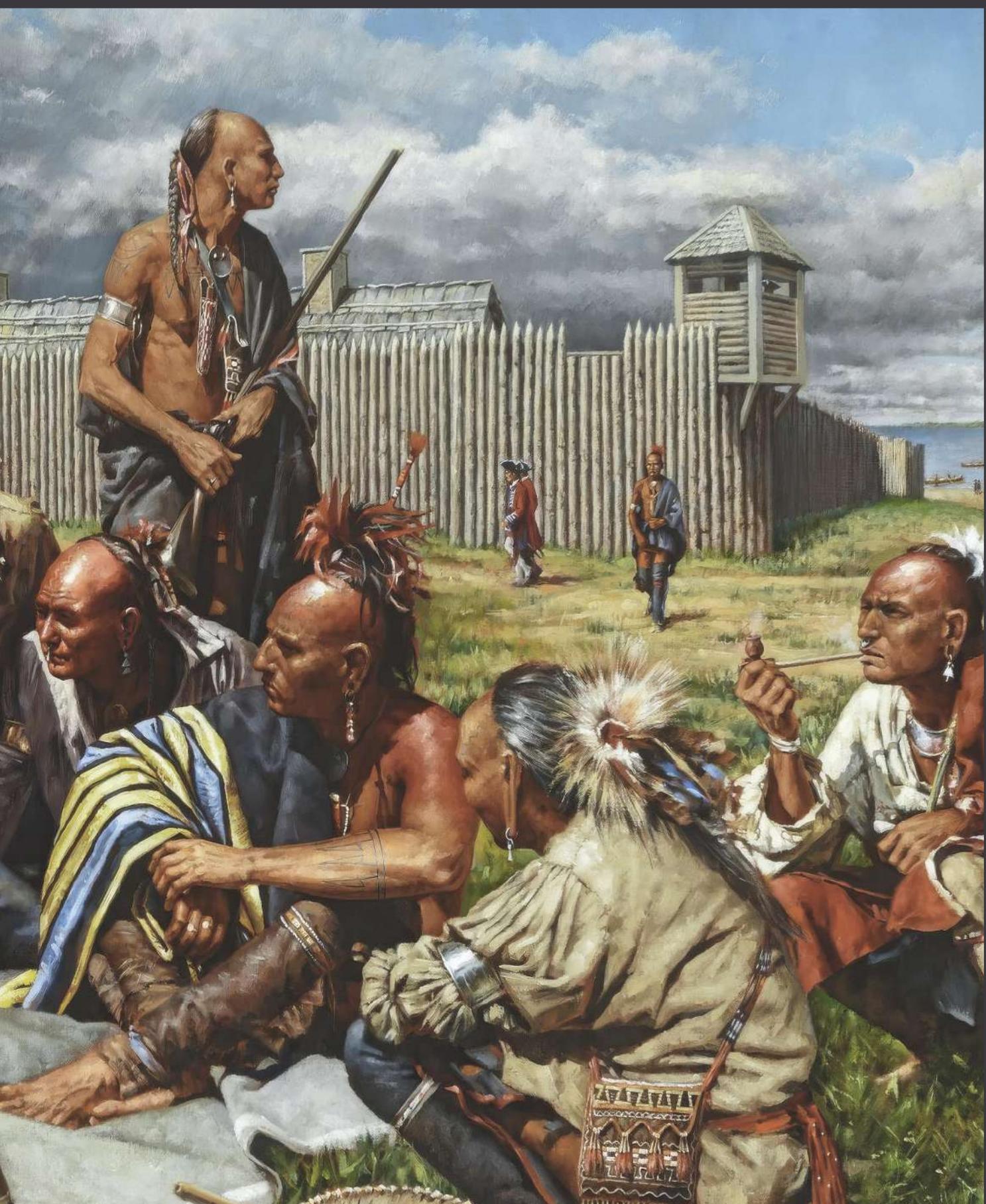
Doch der Machtwechsel wird ihr Leben grundlegend ändern.

Zwar blicken auch die meisten Franzosen auf die einheimischen Bewohner als vermeintliche Wilde herab. Anders aber als die britischen Kolonisten in ihren Gebieten haben sie darauf verzichtet, immer neues Land urbar zu machen und zu besiedeln. Und sie haben einen bedeutenden Brauch der Indigenen verstanden: Wer sie als Gefolgsleute gewinnen und Macht über sie haben will, muss ihnen großzügige Geschenke machen. Regelmäßig verteilen die Franzosen daher Stoffe, Zinnober, Brandy oder Munition unter der örtlichen Bevölkerung.

Die Briten jedoch, fürchten Pontiac und seine Verbündeten, werden das Gebiet als ihr Eigentum beanspruchen – und besiedeln. Die Vorstellung, die Erde, die sie bewohnen, könnte überhaupt jemandem gehören, ist den Indigenen grundfremd. Zwar gestatten verschiedene Gruppen den Franzosen – in Verträgen oder durch eine Art Gewohnheitsrecht –, Grund und Boden mitzu-

KRIEGER DER OJIBWE versammeln sich im Juni 1763 vor Fort Michilimackinac zum Ballspiel – eine List, um die britische Festung zwischen Huron- und Michigansee zu erobern. Denn neben vielen anderen sind auch die Ojibwe Anhänger Pontiacs, der zur selben Zeit das mehrere Hundert Kilometer entfernte Fort Detroit belagert (im Gegensatz zu dieser Illustration verbergen die Indigenen ihre Waffen aber bis zum letzten Moment)







nutzen. Aber sie alle sind sich einig: Frankreich hat dieses Land nie besessen, kann es folglich auch nicht an Großbritannien abtreten.

Ob die beiden Großmächte tatsächlich Frieden geschlossen haben, wissen sie allerdings auch nicht, nur Gerüchte kursieren bisher darüber. Neuigkeiten aus Europa brauchen Monate, um den Atlantik zu überqueren und zu den Großen Seen weitergetragen zu werden. Und selbst wenn ein Ojibwe oder Odawa in einem britisch besetzten Fort erfährt, Frankreich ziehe sich zurück: Könnte die Nachricht nicht ebenso gut eine Kriegslist sein, um erst gar keinen Gedanken an Widerstand aufkommen zu lassen?

TATSÄCHLICH ABER FORMIERT SICH längst eine Front gegen die Europäer. Sie wird getragen von einer spirituellen Bewegung, einer neuen Religion. Ihren Ursprung hat sie bei den Lenape (von den Briten Delaware genannt), die südlich des Eriesees leben. 1761, so heißt es, hat einer von ihnen, sein Name ist Neolin, eine Vision: Ihm erscheint der sogenannte Herr des Lebens, eine übernatürliche Macht, in der Züge des christlichen Gottes mit indigenen Vorstellungen von einer beseelten Natur verschmelzen. Die Lenape, so die Offenbarung der Gottheit, müssten sich auf ihre ursprüngliche Lebensweise besinnen und die Europäer von ihrem Land vertreiben. Eine folgenreiche Botschaft.

Fortan zieht Neolin durch das Land der Lenape, ermahnt sie, auf Alkohol zu verzichten und wieder mit Waffen aus Holz und Stein zu kämpfen, nicht mit Musketen aus Europa. Selbst mit der Hilfe von Feuerstahl entzündete Flammen, predigt er, seien unrein.

Im Frühjahr 1763 hängt bereits die Mehrzahl der Lenape seiner Lehre an. Auch bei benachbarten indigenen Gemeinschaften verbreitet sie sich rasch. Einer seiner leidenschaftlichsten Anhänger lebt am Detroit River nahe dem Eriesee. Pontiac. Viel ist nicht über den Anführer der Odawa bekannt. Er ist der Sohn einer Ojibwe und eines Odawa, geboren um 1720, einflussreich, weit gereist. Wahrscheinlich kämpfte er während des Siebenjährigen Kriegs an der Seite der Franzosen gegen die Briten.

Nach seinem Tod entstandene Bildnisse zeigen Pontiac mit langem, federgeschmücktem Haar und entschlossenem Gesichtsausdruck. Neolin kennt er wohl persönlich. Und auch Pontiac ist der Überzeugung, dass die indigenen Gemeinschaften der Region ihr Schicksal wieder selbst bestimmen müssen.

Die neue Religion liefert ihm die übernatürliche Erklärung für den Ruf zu den Waffen – umso mehr, als der erfahrene Krieger sie stark vereinfacht. Zwar schwört auch er wie Neolin seine Gefolgsleute darauf ein, ihr Land zurückzugeben. An europäischen Feuerwaffen stört er sich dabei aber nicht. Auch will er nur die „in Rot gekleideten Hunde“ – gemeint sind die Briten – vertreiben. Die Franzosen dagegen, behauptet Pontiac, liebe der Herr des Lebens. Insgeheim rechnet er wohl damit, dass Frankreich bald neue Truppen aus Europa schickt. Zudem hofft er, dass seine indigenen Nachbarn genauso empfinden

RAUTEN wie diese stehen für einzelne indigene Gruppen oder Ratsfeuer, rote Farbe symbolisiert Krieg

wie er. Dass es nur einen Funken braucht, um einen Brand unter den Gemeinschaften zu entfachen, der die Briten vertreiben wird.

Im Frühjahr 1763 schickt er Boten zu den Potawatomi und den Wyandot, die im Umkreis von Fort Detroit leben, und lädt sie zu einer Art Krisenrat ein. Von den Lenape, denen auch Neolin angehört, hat Pontiac zuvor einen Wampum-Gürtel erhalten, einen gewebten Streifen, in den verschiedenfarbige Perlen aus Muschel- und Meeresschneckschalen eingearbeitet sind. Viele Indigenen Nordamerikas verwenden solche Gürtel, um im Muster der Perlen eingeschriebene Botschaften unverändert über weite Strecken zu übermitteln. Der Gürtel, den Pontiac geschickt bekommt, besagt: Die Lenape sind bereit zu kämpfen. Am 27. April 1763 versammeln sich Vertreter von Odawa, Potawatomi und Wyandot am Ufer des Flüsschens Ecorse. Dort sind sie sicher vor den britischen Booten, die den nahen und ungleich größeren Detroit River befahren.

Dutzende Männer, womöglich mehrere Hundert, lassen sich unter den Bäumen nieder, die dort das Ufer säumen. Es ist ein kritischer Moment für Pontiac: Ob die Krieger einem Anführer in den Krieg folgen, hängt nicht nur davon ab, ob dieser sich als Kämpfer einen Namen gemacht hat. Er muss sich auch als Redner bewähren, muss die möglichen Verbündeten überzeugen, dass es sich lohnt, das eigene Leben zu riskieren.



NUR WENIG ist über den Odawa Pontiac bekannt. Er wird um 1720 geboren und kämpft während des Siebenjährigen Krieges wohl aufseiten der Franzosen (fiktives Porträt)



IN DER SCHLACHT von Bushy Run Anfang August 1763 erringen britische Soldaten einen klaren Sieg über die Rebellen. Doch erst als sie im folgenden Jahr mit neuen Truppen nachsetzen, zeigen sich die Indigenen gesprächsbereit



Und so tritt er entschlossen in ihre Mitte und beginnt zu sprechen: Wer an den Großen Seen leben wolle, müsse ihnen gegenüber Respekt zeigen. Die Briten aber, so fährt Pontiac fort, beleidigten sie, missachteten ihre Bräuche, verteilten nie großzügig Geschenke, wie es guten Anführern gebühre. Pontiac reckt zunächst den Wampum-Gürtel der Lenape in die Höhe, dann einen weiteren, von dem er behauptet, ihn vom französischen König erhalten zu haben – mit dem Auftrag, die Briten anzugreifen (vermutlich eine Finte). Schließlich trägt er Neolins Vision vom Herrn des Lebens vor. Womöglich ruft Pontiac den versammelten Kriegern auch zu, dass es ihr göttlicher Auftrag sei, die Briten zu vertreiben.



Nachdem er geendet hat, spricht der Anführer der Potawatomi: Pontiac brauche nur das Wort zu erheben, und sie würden alles tun, was er von ihnen verlange. Auch sämtliche Odawa sind an seiner Seite, ebenso die anwesenden Wyandot. Kurz nach dem Rat sendet Pontiac Wampum-Gürtel an weiter entfernt lebende Gemeinschaften, darunter die Ojibwe.

ANFANG MAI 1763 BRICHT ER mit einigen Hundert Kriegern auf, um Fort Detroit unter seine Kontrolle zu bringen, das am gleichnamigen Fluss den Wasserweg zwischen Huron- und Eriesee überwacht. Mit um die 2000 Einwohnern und etwa 120 Soldaten ist es einer der größten britischen Stützpunkte im Gebiet der Großen Seen. Zunächst versucht Pontiac mit einer List, die Siedlung einzunehmen. Erst als das misslingt, geht er zum Angriff über. Die Krieger machen es sich zunutze, dass einige Gebäude, Scheunen vor allem, vor den Palisaden stehen, die das Fort umgeben. Perfekte Verstecke. Dann eröffnen sie das Feuer.

Schon bald schließen sich weitere Gruppen wie etwa die Shawnee, Kickapoo und Piankashaw der Rebellion an. Dabei führen sie nicht etwa Pontiacs Anweisungen aus; ihren Angriffen liegt auch keine gebündelte Strategie zugrunde. Jede Gruppe handelt eigenständig.

Dennoch haben die Aufständischen Erfolg. Wenige Tage nach dem ersten Angriff auf Detroit fangen sie fünf voll beladene britische Frachtschiffe ab, erbeuten 17 Fässer Schießpulver. Kurz darauf erobern sie Fort Sandusky am Südufer des Eriesees, bis Anfang Juni fallen auch die Forts Saint Joseph, Miami und Ouiatenon. Offensichtlich bewegen sich die Boten der Rebellen schneller durch die dichten Wälder als die der Briten: Kaum ein Kommandant ist auf den Angriff der Indigenen vorbereitet.

Der Aufstand ist erst wenige Wochen alt, als Mitte Juni der Sohn eines Ojibwe-Anführers Pontiacs Lager mit einer Botschaft erreicht: Seine Leute hätten die Wachsoldaten von Fort Michilimackinac mit einem Baggaway-Spiel abgelenkt und den Stützpunkt der Europäer – einen der bedeutendsten an den Großen Seen – durch diese Täuschung ohne große Mühe eingenommen. Sogar

Irokesen schließen sich nun an: Krieger der Seneca und der Mingo erobern südlich des Eriesees die Forts Venango, Le Boeuf und, gemeinsam mit Männern der Odawa, Ojibwe und Wyandot, Presque Isle.

Beide Seiten begehen Grausamkeiten. Junge indigene Krieger benutzen beim Bogenschießen britische Gefangene als lebendige Zielscheiben. Die Ojibwe

AUF DIESEM WAMPUM-GÜRTEL
verbindet eine Kette drei Personen,
vermutlich zeigt er ein Bündnis

binden einen Offizier an den Marterpfahl, schneiden ihm die Lippen ab und reißen ihm das Herz aus der Brust.

Die Briten in Fort Pitt wiederum lassen bei Verhandlungen mit Vertretern der Lenape und Shawnee den Gesandten zum Abschied Geschenke überreichen: Decken und ein seidenes Taschentuch aus der Pockenstation des Stützpunkts (ob die Krankheit daraufhin wirklich bei den betreffenden Gruppen ausbricht, ist umstritten).

Die beiden größten und am besten verteidigten Festungen, Fort Pitt und Fort Detroit, halten den Angriffen allerdings stand, auch das kleinere Fort Ligonier kann alle Attacken abwehren. Um die acht verlorenen Stützpunkte zurückzuerobern, fehlen den Briten aber so kurz nach dem Siebenjährigen Krieg die Soldaten: Viele Kämpfer sind krank, verwundet und nicht einsatzbereit, andere bereits zurück in Europa.

Inzwischen bedrängen Pontiac und vier weitere Anführer mit insgesamt 850 Kriegern Fort Detroit. Doch im Bela-



IM FRIEDEN VON PARIS 1763 wechseln gewaltige Landmassen in Nordamerika den Besitzer.

Pontiac und seine Mitstreiter wehren sich dagegen und können tatsächlich Zugeständnisse der Briten erstreiten: Fortan darf kein Land westlich der Königlichen Proklamationslinie ohne ihre Zustimmung verkauft werden. Doch die bald darauf gegründeten Vereinigten Staaten von Amerika werden die Absprachen zwischen der britischen Obrigkeit und den Indigenen nicht anerkennen – und sich nach und nach weiter Teile des Kontinents bemächtigen

gern befestigter Verteidigungsanlagen haben die Indigenen keine Erfahrung. Ihr Versuch, die Briten auszuhungern, scheitert daran, dass es ihnen nicht gelingt, deren bewaffnete Versorgungsschiffe zu zerstören. Und die Briten wehren sich entschlossen: Sobald die Belagerer eines ihrer Verstecke vor den

Palisaden verlassen, stürmen Soldaten herbei und brennen es nieder, reißen Zäune ein, fällen Bäume. Bald finden die Angreifer nirgends mehr Deckung.

Im Herbst verlassen einige Hundert indigene Krieger Fort Detroit, um die Jagdsaison nicht zu verpassen und die überlebenswichtigen Vorräte für den Winter anzulegen. Nun zeigt sich, wie wenig Macht Pontiac über seine Verbündeten hat: Immer mehr Anführer beschließen, den Angriff abzubrechen.

Ende Oktober erhält Pontiac einen Brief des französischen Kommandanten von Fort de Chartres am Mississippi. „Welch Glück werdet Ihr erfahren,

wenn Ihr seht, dass Franzosen und Engländer dieselbe Pfeife rauchen und leben wie Brüder“, schreibt der Major. Die Rebellen, das macht er klar, dürfen keine Unterstützung von Frankreich erwarten.

Es ist wohl dieser Brief, der Pontiac endgültig die Zuversicht verlieren lässt. Noch am selben Tag diktiert er eine Nachricht an den Kommandanten von Fort Detroit, in dem er verkündet, seine Männer hätten „das Kriegsbeil begraben“. Kurz darauf ziehen auch die restlichen Belagerer ab. Die übrigen britischen Stützpunkte aber bleiben weiterhin in der Hand der Aufständischen. Und weder Pontiac noch die anderen Anführer haben den Briten dauerhaften Frieden zugesagt. Die Rebellion, so scheint es, ist eingefroren.

DIE EUROPÄER NUTZEN die winterliche Ruhe, um aufzurüsten. Der neue britische Oberbefehlshaber in Nordamerika, Thomas Gage, rekrutiert unter den Siedlern der Kolonien an der Ostküste genügend Soldaten für zwei Armeen. Die eine umfasst schließlich etwa 1200 Mann und rückt im August 1764 von Fort Niagara am Ontariosee in Booten nach Westen vor. Die zweite Truppe, rund 1500 Kämpfer stark, hat sich in Fort Pitt gesammelt und marschiert von dort aus südlich des Eriesees Richtung Westen.

Allein der Anblick einer dieser Armeen reicht in der beinahe menschenleeren Wildnis aus, um die Indigenen zu Gesprächen zu bewegen. Sie erkennen die Gefahr für ihre Dörfer, Frauen, Kinder, Alten. Die Briten ihrerseits wissen, dass sie Tausende Soldaten so weit von den Kolonien nicht dauerhaft versorgen können: Bis Mitte November einigen sich die Kommandierenden der beiden Armeen mit den meisten Aufständischen auf Bedingungen für Frieden.

Doch die Briten glauben nicht daran, dass die Wyandot oder die Lenape eigenständig entscheiden können. Sie verlangen einen Friedensvertrag mit dem Anführer der Rebellion. In ihren Augen kann dies nur Pontiac sein. Dessen ohnehin begrenzter Einfluss auf seine Verbündeten ist zwar seit dem Abzug von Fort Detroit im Jahr zuvor weiter geschwunden. Die Funktion des für alle Gruppen sprechenden Übervaters aber, in der die Briten ihn sehen, nimmt er gern an.

Über ein Jahr lang reist Pontiac durch die Region der Großen Seen, bringt britische Gesandte mit indigenen Anführern zu Verhandlungen zusammen. Im Juli 1766 schließlich trifft er, begleitet von Odawa, Potawatomi, Wyandot und Ojibwe, zu einem großen Friedensrat am Ostufer des Ontariosees ein. Auch Vertreter der Irokesen sind gekommen. Gage, der britische Oberbefehlshaber, schickt William Johnson, den „Superintendenten für indianische Angelegenheiten“. Johnson spricht die Sprache der irokesischen Mohawk, zu denen er ein freundschaftliches Verhältnis pflegt. Er soll die Rebellen überzeugen, dass es möglich ist, mit den Briten friedlich zusammenzuleben.

Johnson behandelt sie als Freunde, entzündet eine Friedenspfeife, bevor die Verhandlungen beginnen, verteilt großzügig Geschenke. Und er kommt den Aufständischen weit entgegen. Weder fordert er Ausgleichszahlungen für die Angriffe, noch will er die Verantwortlichen bestrafen. Vor allem aber beteuert er, westlich der Appalachen – dem Gebirgszug, der die Kolonien an der Ostküste von den Großen Seen trennt – kein Land zu beanspruchen. Schon 1763 hat König Georg III. dafür eigens eine Grenzlinie festgelegt.

Militärisch mag der Aufstand der Indigenen an den Palisaden von Fort Detroit gescheitert sein. Auf dem Verhandlungsweg aber ist es ihnen nun gelungen, die Bestimmungen des Pariser Vertrags in ihrem Sinn umzuschreiben: Die Briten bestätigen ihnen nicht nur das Recht an ihrem Land, sondern sichern ihnen auch ausdrücklich zu, dass dieses nicht ohne Zustimmung der Indigenen verkauft wird – und auch dann nur gegen eine angemessene Entschädigung. Johnson bekräftigt diese Zusagen mit Urkunden in kalligrafischer Schrift, deren Kopf eine Zeichnung der Verhandlungen ziert. Umgekehrt erklären sich die indigenen Gemeinschaften bereit, die Briten – wie zuvor die Franzosen – als oberste Autorität in der Region der Großen Seen anzuerkennen.

Während der Gespräche behandeln die Briten Pontiac wie einen König. Und er verhält sich auch so. „Ich spreche im Namen aller Völker des Westens, über die ich gebiete“, behauptet er im Friedensrat, an dessen Ende Johnson Pontiac – und nur ihm – feierlich die Hand schüttelt. Die anderen Krieger sind empört. Hatten sie sich nicht aufgelehnt, um nicht unter fremde Herrscher zu geraten? Und nun maßt sich ausgerechnet einer der ihren an, ein solcher Herrscher zu sein?

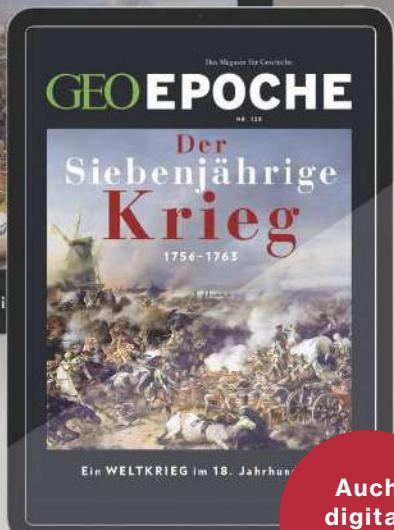
Während der Verhandlungen behalten die Anführer ihre Wut für sich. Doch sobald der Frieden beschlossen ist, wenden sie sich von Pontiac ab. Selbst die jungen Männer der Odawa verweigern ihm die Gefolgschaft, gehen gar mit Fäusten auf ihn los. Der berühmteste nordamerikanische Krieger seiner Zeit ist gezwungen, die eigenen Leute zu verlassen. Mit den wenigen, die noch zu ihm halten, lebt er zuletzt als Jäger in den Wäldern. Als er im April 1769 einen Laden in der Siedlung Cahokia am Mississippi verlässt, folgt ihm ein Mann aus

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE TESTEN

Jetzt **GEO EPOCHE** kennenlernen und **32 % sparen!**
Dazu erhalten Sie ein **Gratis-Sonderheft** nach Wahl.



2x



Auch
digital
lesen!



- 2x GEO EPOCHE + 1 GRATIS-SONDERHEFT NACH WAHL FÜR NUR 19,- €* STATT 28,- €
- VERSANDKOSTENFREIE LIEFERUNG
Direkt zu Ihnen nach Hause
- DIGITALER ZUGANG INKLUSIVE
Bequem auf dem Tablet oder Smartphone lesen



+



Gleich Gratisheft wählen und bestellen:

www.geo-epoch.de/testen

Tel: +49 (0) 40 / 55 55 89 90

Bitte Bestell-Nr. angeben: 213 2846

*2 Ausgaben GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 19,- € statt 28,- € im Einzelkauf. Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Alle Preisangaben inkl. MwSt. und Versand. Nur solange der Vorrat reicht. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.

der Gruppe der Peoria. Auf deren Anführer war Pontiac einmal losgegangen, als er sich noch als Herrscher über die anderen Gemeinschaften fühlte. Für diese Ehrverletzung nehmen die Peoria nun Rache: Der Mann ersticht Pontiac von hinten, der Getroffene stirbt im Straßenstaub.

GROSSBRITANNIEN BEHERRSCHT DA längst die gesamte Ostküste Nordamerikas und weite Teile des Hinterlands bis zum Mississippi. Doch die Kriege waren teuer, das britische Empire ist mittlerweile hoch verschuldet. Um einen Teil der Last auf die Kolonien abzuwälzen, führt London eine Reihe neuer Steuern ein; prompt rufen empörte Siedler zum Boykott britischer Waren auf. Zwar werden die Abgaben größtenteils wieder abgeschafft, aber über die Jahre hinweg verschärft sich der Konflikt zwischen London und Amerika, bis er 1775 im Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs von 13 britischen Kolonien gegen Großbritannien gipfelt.

Mit dessen Ende 1783 verliert das britische Empire nicht nur diese Kolonien, sondern auch seine sonstigen Besitzungen südlich einer Linie, die mitten durch die Großen Seen verläuft. Der größte Teil der Region, in der die einst an Pontiacs Aufstand beteiligten indigenen Gruppen leben, gehört künftig zu den USA. Deren erster Präsident wird ausgerechnet jener Mann, der 1754 als junger Kolonialoffizier der britischen Krone die Ermordung eines französischen Emissärs, der sich ihm ergeben hatte, nicht verhindert hat – und damit den Siebenjährigen Krieg in Amerika entzündete: George Washington (siehe Seite 26).

Seine Regierung fühlt sich an die Zusagen, die die Vertreter der britischen Kolonialverwaltung zuvor den Indigenen gegeben haben, nicht gebunden. In den folgenden Jahrzehnten erweitern die USA ihr Staatsgebiet ständig nach Westen; bis 1858 ist das US-amerikanische Gebiet an den Großen Seen vollständig in den Bundesstaaten New York, Pennsylvania, Ohio, Indiana, Michigan, Illinois, Wisconsin und Minnesota aufgegangen. Die Indigenen der Region werden im Zug der Expansion verdrängt, müssen entweder in den weiterhin britisch kontrollierten Norden zurückweichen oder hinnehmen, dass sie in engen Reservaten leben.

Die Kosten des Siebenjährigen Krieges schwächen nicht nur Großbritannien. Frankreich büßt den größten Teil seines Kolonialreiches ein. Die Staatsschulden steigen, König und Adel geraten in Misskredit. Der Versuch Ludwigs XVI., die öffentlichen Finanzen wieder zu sanieren, helfen mit, jenen Aufruhr zu entfesseln, der das alte Adelsregime im Juli 1789 hinwegfegen wird: die Französische Revolution.

Die Briten dagegen können die Ausgaben für den Krieg gegen Frankreich, die Kämpfe gegen Pontiac und seine Verbündeten, gegen aufständische Siedler sowie den Verlust der 13 Kolonien bald wieder wettmachen, durch Steuererhöhungen auf Güter wie Kerzen, Seife oder Bier, durch die Ausweitung und Ausbeutung ihrer Überseebesitzungen in anderen Regionen, durch eine Steigerung des Handelsaufkommens, auch mit den nun unabhängigen USA – und vor allem durch die Industrielle Revolution. Während das unterlegene Frankreich zunächst das Nachsehen hat, erneuert sich das britische Empire. Der Siebenjährige Krieg hat die geopolitischen Verhältnisse neu gemischt. ◇

LITERATURTIPPS

RICHARD WHITE

»The Middle Ground – Indians, Empires, and Republics in the Great Lakes Region, 1650–1815«
Panorama des Zusammenlebens von Indigenen und Europäern (Cambridge University Press).

RICHARD MIDDLETON

»Pontiac's War – Its Causes, Course and Consequences«
Der Aufstand: in erstaunlicher Detailfülle (Routledge).



Lesen Sie auch »Unabhängigkeit der USA: Geburt einer Nation« (aus GEOEPOCHE Nr. 11) über die Amerikanische Revolution und die Rolle George Washingtons auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

1763 rebelliert eine große Koalition indigener Gemeinschaften Nordamerikas gegen den Frieden von Paris und erwirkt 1766 Änderungen zu ihren Gunsten. Als London nun die Kosten für seine Militäreinsätze durch höhere Steuern auszugleichen versucht, verschärft sich der Konflikt zwischen unzufriedenen Kolonisten und der Regierung zur Amerikanischen Revolution. Zehn Jahre nach dem Ende des Pontiac-Aufstands erklären 13 Kolonien ihre Unabhängigkeit von Großbritannien: Es ist die Geburtsstunde der USA.



KÖNNEN EINE
BÜHNE SEIN.
UNDEIN NEST.

FÜR EIN TRAUMHAUS BRAUCHT ES MEHR
ALS EINEN TRAUM. DARUM GIBT ES DAS
MAGAZIN HÄUSER – MIT GRUNDRISSEN,
ARCHITEKTEN-PORTRÄTS UND DEN BESTEN
HÄUSERN DER WELT ZUR INSPIRATION.

Alle
zwei Monate
neu



MENSCHEN DAHINTER



HEFTKONZEPT

Dr. Anja Fries

Die Textredakteurin hat das Heft konzipiert und die Produktion geleitet. Und fragt sich seither, was wohl passiert wäre, hätten Briten und Preußen nicht so viel Glück gehabt.



AUTOR

Peter-Matthias Gaede

Puh, Lessing! Natürlich: Erinnerungen an den Deutschunterricht gab es noch. Aber zwischen dem Abitur und dem Auftrag, Gotthold Ephraim Lessing, dessen intellektuelle Größe sowie sein berühmtes Bühnenstück „Minna von Barnhelm“ in die Zeiten des Siebenjährigen Krieges einzuordnen, lagen doch einige Jahrzehnte für Peter-Matthias Gaede. Andererseits: Er hat die neuerliche Konfrontation mit dem Aufklärer Lessing nicht bereut (Seite 122). Und sagt: „Für GEOEPOCHE zu schreiben hat etwas von einem Bildungsurlaub. Dümmer wird man dabei nie.“ Außerdem hat er sich erstmals das Lessing-Denkmal auf dem Hamburger Gänsemarkt angeschaut (oben).



AUTOR

Reymer Klüver

Der Leitende Redakteur bei der „Süddeutschen Zeitung“ schreibt seit vielen Jahren für GEOEPOCHE. Von 2005 bis 2012 war er Korrespondent der „SZ“ in Washington, D.C., und besuchte in dieser Zeit oft Mount Vernon, das nahe gelegene, zum Museum umgewandelte Wohnhaus George

Washingtons. Damals hat er die Verehrung erlebt, die viele US-Amerikaner noch heute ihrem ersten Präsidenten entgegenbringen – aber auch die schonungslose Offenheit kennengelernt, mit der kritische Historiker seine Schwächen benennen, etwa die des jungen Truppenführers zu Beginn des „French and Indian War“ (Seite 26).

GESCHICHTE AUS DEM QUALITY BOARD

Kaum eine historische Persönlichkeit liefert für Zitate so viel Material wie Friedrich II., dessen teils sarkastische, teils selbstmitleidige, aber immer pointiert formulierte Äußerungen aus zahllosen Briefen und Schriften überliefert sind. Beim Prüfen des genauen Wortlauts fand das Verifikationsteam allerdings häufig abweichende Versionen. Der Grund: Der Preußenkönig hat fast ausschließlich auf Französisch geschrieben. Auf Deutsch angeführte Zitate sind also fast immer Übersetzungen – die mehr oder weniger akkurat ausfallen, mitunter handelt es sich sogar um Rückübertragungen aus englischsprachigen Publikationen. Wir haben daher, wo immer möglich, das französische Original aufzufinden gemacht und die deutschen Fassungen damit abgeglichen. Friedrichs berühmten Ausspruch vom „Mirakel des Hauses Brandenburg“ haben wir indes unverändert belassen – obwohl französisch *miracle* im heutigen Deutsch schlicht mit „Wunder“ zu übersetzen wäre.

Alle Texte in GEOEPOCHE werden vom GEO-eigenen Quality Board einem Faktencheck unterzogen

Krimi-Rätseltouren
& Outdoor Escape Games



Historische Touren



BESONDERE STADTABENTEUER IN DEINER NÄHE

Ob historische Stadtführung, Rätseltour, Stadtquiz
oder eine Stadtrallye für die ganze Familie:

Bei MEET THE WORLD
findest du das besondere Stadterlebnis
für dich und zum Verschenken!

Jetzt 20 % Sommerrabatt sichern
unter meet-the-world.de



Stadtquiz



GEOLINO-Stadtrallyes

AUF DEN SPUREN DER VERGANGENHEIT

**1 Jahr GEO EPOCHE für nur 98,- € lesen
oder verschenken und Wunsch-Prämie sichern!**



GEO EPOCHE-Bestseller

- „Der Kalte Krieg – 1947-1991“
- „Das Jahr 1968 – Studentenrevolte, Hippies, Vietnam“

Ohne Zuzahlung

**Prämie
zur Wahl!**



10,- € Amazon.de-Gutschein

- Für Ihre nächste Online-Shopping-Tour
 - Einlösbar für Millionen Produkte auf Amazon.de
- Ohne Zuzahlung

Gleich Prämie wählen und bestellen:

6 Ausgaben GEO EPOCHE plus 1 Sonderausgabe von GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 98,- € oder 6 Ausgaben GEO EPOCHE mit DVD plus 1 Sonderausgabe von GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 129,- € – ggf. zzgl. einmaliger Zuzahlung für die Prämie. Studierende lesen mit 40% Rabatt (ohne Prämie). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Alle Preisangaben inklusive MwSt. und Versand. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



6 x GEO EPOCHE +
1 Sonderausgabe
von GEO EPOCHE
portofrei nach Hause

DVD auf Wunsch
zu jedem Heft

Inkl. digitaler Ausgabe
zum Lesen auf Tablet,
Smartphone oder PC



Asia-Messerset „Taki“

- 3 Messer im japanischen Stil
- Für Fisch, Fleisch oder Gemüse
- In dekorativer Geschenkbox

Zuzahlung: nur 1,- €



Fahrradrucksack

- Kombination aus Rucksack und Fahrradtasche
- Gepolstertes Innenfach für Laptop oder Tablet
- Maße: ca. 32 x 12 x 39 cm

Zuzahlung: nur 1,- €

www.geo-epoch.de/abo

+49 (0) 40 / 55 55 89 90

Bitte Bestell-Nr. angeben:

ohne DVD selbst lesen
mit DVD selbst lesen

183 3806
183 3845

ohne DVD verschenken
mit DVD verschenken

183 3807
183 3846

ohne DVD als Student lesen
mit DVD als Student lesen

183 3808
183 3847

ÖL

WIE EIN ROHSTOFF DIE WELT EROBERTE

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lassen Pioniere aus tief liegenden Gesteinsschichten ein urzeitliches Stoffgemisch sprudeln, nach dem die Welt bald süchtig sein wird: Erdöl. In eine Vielzahl von Produkten verwandelbar und scheinbar unbegrenzt verfügbar, brennt es zunächst in Lampen, treibt dann Züge, Kriegsschiffe, Autos, Flugzeuge an, bis es schließlich in Form von Kunststoffen und Medikamenten in jeden Winkel der Erde vordringt. Die nächste Ausgabe von **GEO EPOCHE** erzählt von jener Ära, in der das Öl zum Lebenselixier der Moderne wurde – und zu ihrem Fluch



TITUSVILLE: DER ÖLRAUSCH BEGINNT



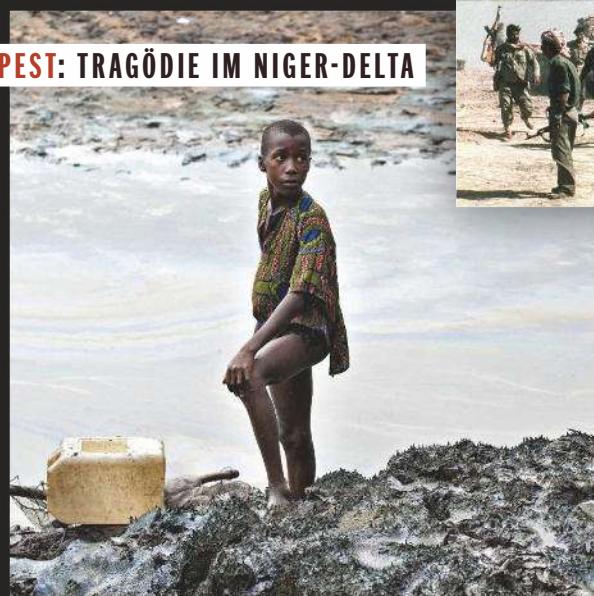
BERTHA BENZ: PIONIERIN AM STEUER



IRAK VS. IRAN: KAMPF UM DIE QUELLEN



ÖLPEST: TRAGÖDIE IM NIGER-DELTA



SIXTIES: DIE PLASTIKZEIT

WEITERE THEMEN

OSAGE-MORDE: Für Öl über Leichen

SAUDI-ARABIEN: Ein glänzender Deal

ÖLKRISE 1973: Schock im Westen

KLIMAWANDEL: Die Kampagnen von Exxon & Co

INTERVIEW: Zukunft ohne Öl?

Diese Ausgabe von **GEO EPOCHE** erscheint
am 4. Oktober 2024

»Unser Kriegsruhm ist sehr schön aus
der Ferne angesehen; aber wer Zeuge ist, in
welchem Jammer und Elend dieser Ruhm
erworben wird, unter welchen körperlichen
Entbehrungen und Anstrengungen, in
Hitze und Kälte, in Hunger, Schmutz und
Blöße, der lernt über den Ruhm
ganz anders urteilen.«

*Der preußische König Friedrich II. (1712–1786),
einer der Hauptverantwortlichen für den Siebenjährigen
Krieg in Europa, nach dessen Ende 1763*

